Elpizon

oder

über meine

Fortdauer im Tode.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Erster Band.

Sintenis

Dritte Auflage.

Köln,
bey der Fabricius'schen Buchhandlung und Buchdruckerey
1811.

Vorbericht.

Im Herzogthum B. starb unlängst ein Edler in der Mitte des Weges zum eigentlichen Lebensziele, und hinterließ ein ungedrucktes Werk von drei Theilen über die Fortdauer des Menschen im Tode, worunter er sich Elpizon, oder der Hoffende nannte. — —

Elpizon hatte seinem Vater ausser einem der schönsten Rittergüter auch eine sehr wackere Erziehung zu danken, und ward bald allgemein als ein junger Mann von Kopf und Herz anerkannt. Von seinen Lehrern zum Glauben an die geoffenbarte Religion eingeweiht, befand er sich so lange ruhig dabei, bis er selbst Herr über sein Bücherlesen ward. Da entstanden Zweifel in ihm. Sein Glaube an Offenbarung sank, und mit ihm seine Ueberzeugung von den ersten Wahrheiten. Hatte er, um sich diese zu beweisen, seither weiter

nichts, als nur des Gedankens — es steht geschrieben — bedurft, so erblickte er sich nun, da dieser Gedanke alle Kraft auf ihn verlohr, plözlich in gänzlicher Verlassenheit, und war einem Menschen gleich, der sein Haus, worin er bis jezt sicher und sorglos gewohnt hat, weil durch einen Erdfall der Grund einsinkt, vor seinen Augen zusammenstürzen sieht.

Besonders kämpfte er von da an mit der qualvollsten aller Ungewißheiten, in der er über seine künftige Bestimmung schwebte. Die Belehrungen der christlichen Offenbarung hierüber waren in seinen Augen immer der schönste Theil der Bibel gewesen, und so blutete ihm das Herz, daß er sich nicht mehr, wie sonst, durch sie beruhigen konnte. Weltweise hatten ihm seine Ruhe genommen; von Weltweisen verlangte er sie wieder. Er las alles, was auf seinen großen Gegenstand Bezug hatte; da er aber fand, daß, was das eine Buch ihm gab , das andere ihm immer wieder nehme, so machte er alle Bücher zu, und entschloß sich, selbst Untersuchungen über dasjenige anzustellen, worauf ihm alles anzukommen schien. Er bereitete sich dazu auf das feierlichste am Grabe seines Vaters,

und schwur, nicht eher abzulassen, bis sein Herz über Ja und Nein zur Ueberzeugung gekommen wäre. Auf diesen Zeitpunkt verschob er alles Andere, und wollte auch nicht den geringsten Entwurf für sein Leben eher machen, bis er darüber mit sich einig sey, ob er im Tode fortdaure oder nicht.

Während der ganzen Zeit, daß er sich mit seinen Untersuchungen beschäftigte, war sein Gemüthszustand auffallend abwechselnd. Bald schien er einem Menschen gleich, dem alle seine Wünsche erfüllt sind; bald war er wie ein Beraubter, der Alles verlohren hat. Die ihn umgaben, beurtheilten ihn falsch, und schrieben die so sonderbare Abwechselung blos seinen Launen zu. Endlich hörte dieser Zustand auf; 'gesezte Heiterkeit trat an die Stelle desselben, und ward Elpizons bleibende Gemüthsstimmung.

Ueberzeugt von seinem ewigen Beharren in den Reihen denkender Wesen, machte der junge Weise nun in Gemäßheit dieser Ueberzeugung einen Entwurf für sein ganzes Leben, und erschien in einer völlig umgeschaffenen Gestalt. Er, der vorher an kein Geschäft, an keine Verbindung zu bringen

gewesen war, zeigte sich auf allen Seiten unermüdet thätig, ward ein ausübender Menschenfreund vom ersten Range, machte mit Weisen und Guten Freundschaft und Vertraulichkeit, öfnete sein Herz der Liebe, und bauete eine häusliche Gesellschaft, deren beneidenswerthe Glückseligkeit ganz das Werk seiner Hand ward. Freuden sah man ihn emsig suchen; aber nur solche, die eines künftigen Unsterblichen würdig sind, und die er mit andern theilen konnte. Traf ihn Unglück, so trug er es mit männlicher Gelassenheit, und lehrte es die Seinigen eben so tragen. Die Wahrnehmung, als er sie unerwartet machte, daß er kein hohes Alter erreichen würde, störte ihn in seiner Heiterkeit nicht. Vielmehr, als er sah, daß der Tod ihm sich nahte, ward er mit jedem Tage heiterer. Am lezten Tage ward er am allerheitersten, versammelte die Seinen um sich her, segnete sie lächelnd, und verschied mit den Worten — „Auf Wiedersehen! Ich gehe nur voran.“

Erster Theil.

Erste Betrachtung.

Ich muß schlechterdings wissen, ob ich zur Fortdauer im Tode bestimmt seyn oder nicht.

Qual aller Qualen, in der ich mich befinde! Bald scheint mir nichts ausgemachter, als daß dies Leben nur der Anfang meines Daseyns sey; bald ist's in meinen Augen eine offenbare Täuschung, über das Grab hinaus noch etwas erwarten zu wollen. Vater, bei deiner Asche, es kann kein Mensch unruhiger seyn, als ich!

Aber — mache ich mir diesen Zustand nicht selbst? Warum lasse ich die Sache nicht auf sich beruhen, und warte sie ab, sie komme, wie sie wolle? Ereignet sichs, daß ich fortdaure, so ists gut, und so ists alsdann noch Zeit genug, daß ich mich darüber freue; höre ich sterbend auf, zu seyn, was ists weiter? Wenn ich nicht mehr bin, so weis ich auch nichts davon, daß ich nicht mehr bin; folglich kann mir das Nichtmehrseyn alsdann auch

keinen Kummer machen. Vernichtung ist an sich nicht nur kein unangenehmer Zustand, sondern gar kein Zustand. Nichts hat ja auch keine Beschaffenheiten.

Sollte der Gedanke an Vernichtung etwa jezt mir Kummer machen können? — Thäte er's, so wäre ich doch nur selbst Schuld daran. Warum dächte ich da etwas Gräsliches, wo nichts Gräsliches zu finden ist? Diejenigen, welche nicht sowohl das Nichtseyn selbst, als die Vorstellung vielmehr, daß sie einst nicht mehr seyn sollen, so entsezlich finden, kränkeln blos an Verwirrung der Begriffe. Aus täglicher Erfahrung wissen sie, daß sie, wenn sie irgend ein Gut von Belang verliehren, über den Verlust desselben Schmerzen empfinden. Verlust leiden und Schmerz empfinden, sind also bei ihnen ein Paar unzertrennliche Vorstellungen geworden. Wenn sie nun daran denken, daß sie einmal Alles verliehren sollen: so führt die ihnen zur Gewohnheit gewordene Verknüpfung beider Vorstellungen auch den unermeslichen Schmerz herbei, den sie über den gehabten Allverlust dereinst empfinden würden. Wie sie, als sie beraubt wurden, sich hernach arm fühlten, so kommt's ihnen vor, als würden sie sich, wenn sie des Daseyns beraubt werden, ganz unaussprechlich blutarm fühlen. Wie sie, als ihnen das Haus abbrannte, sich mit Wehmuth ohne Wohnung erblickten, so scheints ihnen, als wür=

den sie sich, wenn sie vernichtet seyn werden, mit unendlicher Angst ohne Daseyn erblicken. Wie sie, als sie neben der Leiche ihres Freundes standen, darüber jammerten, daß der Freund nicht mehr sey, so thun sie, als wenn sie einst neben ihrem eigenen Sarge stehen, und sich gar nicht darüber zufrieden geben können würden, daß sie darin lägen. Sind das aber nicht bloße Täuschungen ihrer Einbildung?

Nein, vor Vernichtung fürchte ich mich gar nicht, und dieser Furcht wegen ist es mir auch gar nicht darum zu thun, daß ich wissen will, ob ich fortdaure, oder nicht. Wenn ich jezt irgend ein Gut verliehre, so bleibe ich, der Verliehrende, übrig, wenn ich aber das Daseyn verliehre, so ist Keiner mehr da, der diesen Verlust empfinden kann. Besteht denn das Ich etwa aus zwei Ichen, wovon das eine den Daseynsverlust leidet, und das andere den erlittenen Daseynsverlust beseufzt? — Und der Gedanke, daß mir durch Vernichtung Unrecht geschehe, kommt mir vollends nicht in den Sinn. Da ich sehe, daß alles Andere um mich her anfing zu seyn, und wieder aufhört zu seyn, so könnte mich's ja ganz und gar nicht befremden, daß ich, der ich doch offenbar auch einmal angefangen habe zu seyn, auch einmal wieder aufhören müßte zu seyn.

Aber — es ist mir aus einer andern Ursache wichtig, ja äusserst wichtig, daß ich von dem Ei=

nen, oder von dem Andern, zur Ueberzeugung gelange; entweder davon, daß ich im Tode fortdaure, oder davon, daß ich nicht fortdaure. Offenbar muß ich in jedem von beiden Fällen einen durchaus verschiedenen Entwurf für mein Leben machen. Anders muß ich mich doch wohl setzen, wenn mit diesem Leben Alles für mich aus ist, und anders, wenn der Tod nur Uebergang zu einem künftigen Leben ist. Oder soll ichs etwa drauf ankommen lassen, und blos Beides für möglich halten, daß ich fortdauern und nicht fortdauern könne? So werde ich unaufhörlich in Streit mit mir selbst kommen; ich werde in einen Zickzack gerathen; mein Leben wird keine feste Weise enthalten, kein Ganzes ausmachen, sondern aus einem Mischmasch von zweierlei Handlungsweisen bestehen; man wird mich bald für einen Menschen halten müssen, der an Fortdauer glaubt, bald für einen Menschen, der an Vernichtung glaubt.

Aufs Reine muß ich also mit der Sache, und ich verdenke es jedem erwachsenen Menschen, wenn er, zu völligem Verstande gekommen, sein eigentliches Leben anfängt, ohne über seine Bestimmung mit sich selbst aufs Reine gekommen zu seyn. Vielleicht lässet sich das widerspruchvolle Leben so Vieler einzig und allein schon daraus erklären, daß sie über dieses Allerwichtigste nie wirklich aufs Reine kamen.

Ist keine Fortdauer, bin ich blos für diese Welt bestimmt: so gebietet mir meine Vernunft, auch blos für diese Welt zu leben. Sie ist sinnlich — ich bin sinnlich: so muß ich mein Glück hauptsächlich in sinnlichen Freudengenüssen suchen. Ich muß deren so viel zu schöpfen trachten, als möglich, ich muß, in so fern ich mein Daseyn dadurch nicht abkürze, unersättlich darin seyn; ich muß Alles vermeiden, was mich darin stören würde, und Jedem, der mich darüber zur Rede stellt, antworten — Laß mich, ich lebe nur einmal. Ein Thor wäre ich, wenn ich eine andere Ausbildung meiner Denkkraft betreiben wollte, als die, welche mich geschickt macht, neue Sinnesfreuden zu ersinnen. Ein noch größerer Thor, wenn ich die Zeit, welche ich zu diesen gebrauchen könnte, als ein reicher Mann in Berufsgeschäften versplittern, oder gar zu menschenfreundlichen Handlungen verwenden wollte. Ein Thor aller Thoren, wenn ich für Andere leiden, und die geringste Aufopferung zum allgemeinen Besten thun wollte. Ich müßte mich an keinen Freund anschliessen, sobald ich nicht Brief und Siegel darüber hätte, daß der Freund mich überlebte, weil sonst die letzte Trennung von ihm mir, als dem Hinterbleibenden, Kummer machen würde. Ich müßte die reine, stete Liebe verspotten, weil sie meinem Herzen nur Qual bereiten würde. Ich müßte auf Anbau einer Nachkommenschaft Verzicht thun; weil ich,

wenn die Meinigen eher stürben, als ich, un-
tröstbar seyn, und wenn ich in ihren Armen ver-
schiede, durch ihren Anblick nur noch eine unnüt-
ze letzte Folter mehr haben würde.

Ist aber Fortdauer, bin ich nicht blos für die-
se Welt da: so gebietet mir meine Vernunft, auch
nicht blos für diese Welt, sondern nur insofern
für sie zu leben, als ich mich dadurch zur künfti-
gen Welt vorbereite; denn, wenn es zwei Da-
seyn für mich gibt, so muß ich glauben, daß das
zweite sich auf das erste gründe. Wozu hätte ich
sonst dieses gehabt? Ja, ich muß glauben, daß
ich Alles das, was ich zu meinem künftigen Heile
hier verabsäumt habe, dort nicht werde einbrin-
gen können. Geistesausbildung wird also nun
für mich die Hauptsache; inmassen das Geistische
an mir dasjenige hauptsächlich ist, was im Tode
fortdauert. Ich muß also die sinnlichen Freuden
nur also genießen, wie sie zu meiner inneren Ver-
edlung nothwendig sind, oder doch beitragen. We-
nigstens müssen sie mich durch ihren Genuß zur
Geistesausbildung aufgelegter, geschickter machen,
mich von neuem in ihr stärken, und ausharren-
der werden lassen. Haben sie keine von allen
diesen Eigenschaften, so sind es Freuden unter
meiner Würde; bewirken sie gar das Gegentheil,
machen sie mich zu meiner innern Ausbildung ver-
drossen, stumpf, verschlechtern sie mich, statt mich
zu veredeln, so muß ich sie von mir stossen, statt

nach ihnen zu greifen; mit Füssen muß ich sie treten, statt sie an mein Herz zu drücken. Bewirken sie meine Verschlechterung nnr alsdann, wenn ich sie zu oft oder zu lange geniesse: so muß ich die Häufigkeit ihrer Genüsse und die Dauer eines jeden derselben nach diesem Maßstabe bestimmen; denn ich darf sie nun schlechterdings nicht für meinen Zweck, sondern blos für die Mittel ansehen, durch die ich zum Zwecke gelange. Ich muß, wenn Fortdauer ist, meine Denkkraft zwar an den äusserlichen Gegenständen üben, aber doch mit ihr nicht einzig und allein dabei verweilen, weil diese im Tode aufhören werden, Gegenstände für mich zu seyn. Ich muß mich mit höheren Kenntnissen und mit den edelsten Gesinnungen bereichern, meine Urtheilskraft, meinen Geschmack, mein Gefühl für das Grosse und Schöne ausbilden, weil diese Güter als Güter des Geistes im Tode die meinigen bleiben. Ich muß thätig zum Guten, gemeinnüzzig und bei jeder Gelegenheit Menschenfreund seyn, ich muß unbelohnt, verkannt, gehaßt fortarbeiten, soviel ich kann; ich muß unschuldig leiden können, und jedes Opfer der Wahrheit und Tugend zu bringen bereit seyn, weil ohne solche Aussaat hier, an keine Erndte dort zu denken ist. Ich kann, ich darf, wenn Fortdauer ist, getrost den Winken meines freundschaftlichen Herzens folgen, die die heiligsten Bande der Vertraulichkeit und der

Liebe knüpfen, und freudig in das häusliche Leben eintreten, weil alle diese Verbindungen fortdauern werden, wie ich, und weil ich dort um so glücklicher seyn werde, je mehr Menschen mich da umgeben werden, die mir ihr Glück hier ganz oder halb zu danken hatten. — —

Kann eine grössere Verschiedenheit zwischen zwei Denk- und Handlungsweisen gedacht werden, als diese, wie ich denken und handeln muß, wenn Fortdauer im Tode für mich ist, und wenn keine für mich ist? zu welcher von beiden Arten bestimme ich mich nun?

Mache ich meinen Lebensentwurf so, als wenn Fortdauer wäre, und es ist hernach keine: so bin ich ein offenbarer Thor gewesen. Grämen werde ich mich dann freilich nicht darüber, weil ich nicht mehr bin; aber verspottenswerth wäre ich doch in den Augen aller denkenden Wesen. Mache ich den Entwurf so, als wenn keine Fortdauer wäre: und es ist hernach Fortdauer: wie würde ich mich dann einst selbst verfluchen und verdammen! Und könnten alle meine Selbstverwünschungen hernach den befolgten fürchterlichen Fehlentwurf wieder gut machen?

Also, noch einmal — ich muß wissen, woran ich bin. Es sey, was will — Fortdauer, oder Vernichtung; wenn ich nur weis, was ist! Mehr oder weniger — so mache ich meinen Entwurf darnach. Noch ists Zeit, und ich fange erst mein eigentliches Leben an.

Zweite Betrachtung.

Glaube an Offenbarung bringt die Sache bei mir nicht aufs Reine; ich muß selbst darüber nachdenken.

Warum mache ich mir aber die Arbeit nicht leicht? Warum kehre ich nicht lieber zum Glauben an Offenbarung zurück? So ists entschieden, daß ich fortdaure. Tausendmaltausende finden auf diesem Wege Ueberzeugung und Ruhe; sind diese nicht viel besser daran? War ich nicht selbst einst auf dieselbe Weise überzeugt und ruhig? — Was jene Tausendmaltausende betrifft, so gönne ichs ihnen gern, wenn ihr bloser Glaube an Offenbarung sie zu Gläubigen an ihre Fortdauer macht, keiner von ihnen allen aber ist sicher davor, daß es ihm auch noch so gehen könne, wie mir. Das erste Buch, das erste Gespräch, das er mit einem Unbekannten führt, die erste Stunde, welche er eigenem Nachdenken widmet, können seinen Glauben an Offenbarung wankend machen, und so ist er alsdann ebenda, wo ich bin. Was mich selbst aber anbelangt, so gestehe ich zwar, daß ich ehemals durch die Offenbarung von meiner Fortdauer überzeugt und ruhig war; ich bin nun aber einmal von dem Glauben an Offenbarung abgekommen, und kann nicht wieder zu ihm zurück.

Ich habe nach der Zeit die Bibel noch einmal gelesen, und da habe ich gefunden, daß sie keinen einzigen Beweis für meine Fortdauer, sondern blose Behauptungen derselben, hinstelle. Diese ihre Behauptungen davon dürfen mich aber so wenig überzeugen, wie blose Behauptungen von andern Dingen, die ich in andern Büchern antreffe; denn die Bibel ist nichts Anderes, als eine Sammlung von Belehrungen, welche gutgesinnte Menschen im Alterthum ihren rohen Zeitgenossen gaben. Wer sie eine Offenbarung nennt, kann sie nur in Rücksicht auf das Zeitalter so nennen, in welchem sie geschrieben ward; so, daß einzelne Weise ihre ganze unwissende uralte Mitwelt über Gegenstände, auf die sie von selbst nicht gekommen wäre, belehrten, und ihr solche also wirklich erst offenbarten, d. h. bekannt machten. Da nun diese Belehrungen in nichts, als in blosen Behauptungen, bestehen: so müßte ich also doch bei jeder biblischen Behauptung eben so wie bei jeder Behauptung, die ich in andern Büchern finde, erst untersuchen, ob sie auch richtig sey. Und so ists offenbar, daß auch nur mein eigenes Nachdenken mich überzeugen könne, ob meine Fortdauer im Tode, die die Bibel auch behauptet, ihre Richtigkeit habe, oder nicht.

Ehemals glaubte ich darum an die Bibel, weil ich glaubte, daß sie Gotteswort sey. Der Hauslehrer hatte mir das von Kindheit an so vorgesagt, und der Prediger sprach hernach ebenso; we=

der jener aber, noch dieser, hat mir es jemals bewiesen; ja, sie haben mir beide nicht einmal gesagt, was ich mir bei dem Ausdruck — Gotteswort — zu denken hätte. Etwas mußte ich aber doch dabei denken, und so erklärte ich mir es so, daß Gott in der Bibel ebenso an mich geschrieben hätte, und mit mir spräche, wie mein Bruder, der damals auswärts war, in seinen Briefen mit mir sprach; und das glaubte ich nun in einem Zeitalter, wo man nicht nach Beweisen fragt, ohne allen weitern Beweis auf das festeste. Jetzt denke ich anders.

Es ist bald hingesagt, daß die Bibel Gotteswort sey, und daß also Alles, was in ihr steht, ohne weiteres geglaubt werden müsse. Eine solche Art, Glauben an Wahrheiten und Lehrsätze zu bewirken, schickt sich nur für die Kindheit und für das Knabenalter der Menschheit; jezt paßt sie nicht mehr. Wenn ich glauben soll, daß die Bibel Gotteswort sey, so geht erstlich voraus, daß ich schon an Gott selbst glauben müsse. Wodurch soll ich mich nun aber überzeugen, daß ein Gott sey? Etwa dadurch, daß es auch in der Bibel stehe? So bewiese man ja erst Gott aus Gotteswort, und hernach wieder Gotteswort aus Gott. Gott müßte also auf jeden Fall mir aus der Vernunft bewiesen werden, Wenn nun aber die erste Wahrheit, Gott, aus der Vernunft bewiesen werden kann; muß nicht auch alles Andere,

was wahr seyn soll, aus ihr bewiesen werden können?

Und wenn dann nun Gott mir aus der Vernunft bewiesen worden: wodurch soll ich mich wieder davon überzeugen, daß die Bibel sein Wort sey? Etwa auch dadurch, daß dis in der Bibel stehe? Gilt denn ein Zeugnis in eigener Sache und für sich selbst abgelegt? Nicht die Bibel selbst also darf sich für Gotteswort erklären, sondern Gott müßte sie dafür erklären, und diese Erklärung müßte an jeden gelangen, der sie für sein Wort halten sollte, und zwar so deutlich, daß er auch gegen sie wieder keinen Zweifel haben könnte. Dis kann aber auf keine andere Weise geschehen, als ebenfalls wieder durch die Vernunft. Jede andere Art von Erklärung würde darüber, daß wir sie für eine Erklärung Gottes erkennen sollten, wiederum eine Erklärung Gottes nöthig machen; diese wieder eine, und sofort ins Unendliche. Muß nun aber die Vernunft erst darüber entscheiden, ob die Bibel Gotteswort sey, wodurch soll sie dis? Doch wohl nur dadurch, daß sie untersuche, ob die Lehren, welche die Bibel enthält, mit der Vernunft übereinstimmen, d. h., ob sie vernunftmässig und deshalb glaubwürdig sind? So sehe ich ja abermals offenbar, daß auch nur mein eigenes Nachdenken mich überzeugen könne, ob ich Fortdauer im Tode, die die Bibel auch lehrt, glauben müsse.

Nicht also aus Glauben an Offenbarung kann ich an meine Fortdauer glauben, sondern aus Glauben an meine Fortdauer würde allenfalls der Glaube an Offenbarung erst entstehen müssen. Und wenn solchergestalt die Vernunft erst offenbaren muß, ob die Bibel eine Offenbarung sey: so ist nicht die Bibel die höhere Offenbarung, sondern die Vernunft; denn diese ist Offenbarerinn der Offenbarung.

Und wo steht denn nun auch die Lehre von meiner Fortdauer in der Bibel? In keinem von den sogenannten kanonischen Büchern des alten Testaments. Von — du bist Erde, und mußt wieder Erde werden — bis auf — im Tode gedenkt man deiner nicht; wer kann dir im Scheol danken —; und von — im Tode gedenkt man deiner nicht — wieder an, bis auf — der Leib kehrt zur Erde zurück, und wird wieder Erde, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat, d.h. wird wieder Gott — und sofort durch alle Propheten; — — allenthalben steht vielmehr das Gegentheil. Im Ernst, wer seinen Glauben über die Bestimmung des Menschen aus dem alten Testamente bilden soll, der muß nicht an Fortdauer, sondern an Nichtfortdauer glauben. In den sogeannten apokryphischen Büchern kommt die Lehre von Fortdauer zuerst vor, also in Büchern, die man selbst nicht einmal zu Gotteswort rechnet. Im Buche der Weisheit lieset man sie zu allererst,

und dis Buch ist viel jünger, als die Schulen der Griechen, in welchen sie schon gelehret ward; und die Juden haben offenbar die ganze Lehre erst von den Griechen bekommen. Ehe sie vollends Jesus lehrte, hatte sie Sokrates längst gelehrt. Sokrates fand sie also durch die Vernunft, und diese ist auch die einzig anständige, wie die einzig wahre Offenbarung für Menschen. Jede andere ist entweder boshafter Betrug, oder gutgemeinte Täuschung, die allerdings in roheren Zeiten Nutzen stiftet, in aufgeklärtern Zeiten aber unnütz wird; ja sogar auf die Seite muß, weil sie den Menschen offenbar als ein Kind behandelt.

Es ist mir daher auch gar nicht leid, daß ich von meinem jugendlichen Glauben an Offenbarung abgekommen bin. Ich segne vielmehr mein Schicksal dafür. Wozu habe ich denn Vernunft, wenn ich sie nicht gebrauchen will? So lange ich an Offenbarung glaubte, habe ich meine Vernunft wirklich nicht gebraucht. „Papa hat's gesagt; Sie müssens thun" sprach der Kammerdiener zu mir, wenn mein Vater nicht zu Hause war, und so that ichs. „Gott hat's gesagt; Sie müssen's glauben" sprach mein Lehrer, als meine Vernunft noch nicht recht zu Hause war, und — so glaubt' ichs. Jetzt hat das Kammerdiener- und Lehrwesen ein Ende, ich thue nicht, wie Papa gesagt haben soll, sondern wie meine Vernunft mir sagt, daß ich thun müsse; und so will ich auch

glauben, nicht, wie Gott gesagt haben soll, sondern wie mir meine Vernunft sagt, daß ich glauben müsse. Es werde mir also eigene Untersuchung über meine Bestimmung noch so mühsam; genug, ich sehe, daß sie der einzige Weg für mich sey, mit der Sache aufs Reine zu kommen.

„Wie aber, wenn am Ende nach vollbrachter Untersuchung Vernichtung hell und klar da stände, und wenn menschenfreundliche Weise eben darum, weil sie dis eingesehen, die Menschheit lieber vom Nachsinnen über die Sache ab-, und zum Glauben an Offenbarung hin zu leiten gesucht hätten?“

Hierauf kann ich weiter nichts antworten, als — steht am Ende Vernichtung da, so steht sie da. Alsdann haben aber jene Weisen durch den Glauben an Offenbarung der Menschheit eben keinen sonderlichen Dienst geleistet; geschadet haben sie ihr vielmehr, und sie durch die Lehre von Fortdauer, welche die Offenbarung enthält, vom völligen Genuß des Lebens abgehalten. Was helfen goldene Träume? Ich will die Wahrheit wissen; nur diese ist etwas werth. Kann ich nicht Mehr haben, so habe ich an dem, was ich habe, gern genug. Bin ich doch, wenn ich vernichtet werde, ein denkendes Wesen gewesen! Wie muß der Löwe, wie muß der Hirsch thun, die nicht so lange da sind, als ich, und nicht einmal denken können? wie das Insekt, das nur einen Tag lebt, und dann vernichtet wird? —

Ist Vernichtung mein Loos, so richte ich mich darnach ein.

Doch wie, wenn ich mit allen meinen Untersuchungen über keines von beiden, weder über Fortdauer, noch über Vernichtung, zur Gewisheit käme? — das wäre arg. Doch, das fürchte ich nicht. Was mich so nahe angeht, darüber muß ich auch urtheilen können.

Aber — wie ist es so vielen vor mir gegangen? Wird es mir anders gehen? Einige bildeten sich ein, sie hätten die Fortdauer des Menschen unwiderleglich dargethan. Wider alle ihre Erwartung deckte man die Schwäche ihrer Gründe auf, und zwar gerade derjenigen Gründe, auf welche sie am meisten baueten. Andere hatten ihrer Meinung nach die Vernichtung auf das bündigste bewiesen, und man überwies sie hernach der Trugschlußsucht.

Das mag seyn. Jene glaubten vielleicht schon vorher, ehe sie untersuchten, oder wollten doch wenigstens, daß aus der Untersuchung die Bejahung herausspringen möchte. Sobald dis ist, wird in den Augen des Untersuchers die Möglichkeit zur Wahrscheinlichkeit, und die Wahrscheinlichkeit zur Gewisheit. Diese waren sich vielleicht des Guten nicht bewust, klebten an der gröbern Sinnlichkeit, und fanden es nicht räthlich für sich, daß eine Zukunft sey. So gab ihnen ihr Herz die ersten Zweifel ein. Mit Zweifeln schritten sie

schon zur Untersuchung, und griffen nur nach solchen Vorstellungen, die ihre Zweifel nährten. Sie wollten, daß Verneinung herausspränge, und so war es kein Wunder, daß sie Trugschlüsse machten.

Bei mir ist keines von beyden der Fall. Dank meiner Erziehung, ich bin kein böser Mensch, und darf nicht wünschen, daß keine Zukunft sey. Glaube an Vernichtung ist zu meiner Ruhe nicht nothwendig. Ich bedaure alle, welche sich in dieser wahrhaftigtraurigen Lage befinden; denn ich kann mir nichts elenderes denken, als einen Menschen, der so tief gesunken ist, daß ihn nur der Gedanke zufriedenstellen kann, daß er im Tode aufhören werde zu seyn. Ebenso ist mir aber auch, so weit ich mich kenne, der Glaube an Fortdauer zu meiner Ruhe nicht schlechterdings nothwendig. Wenn's nicht ist, so ist's nicht. Ohne vorgefaßte Meinung also und unbefangen schreite ich zu meiner Untersuchung. Ich will nicht, daß dieses oder jenes aus ihr hervorspringe, sondern das, was aus ihr hervorspringt, soll mir recht seyn. Ich will ja nur wissen, ob oder nicht, um meinen Lebensentwurf darnach zu machen. Auch jeder Entwurf gilt mir gleich; nur will ich keinen falschen machen. Der Entwurf ist aber gleich gemacht, sobald nur die Frage entschieden ist; denn meine Vernunft macht ihn auf der Stelle und kann ihn nicht anders machen, als sie ihn

macht, und, will ich ein vernünftiges Wesen seyn, so muß ich ihn befolgen, wie sie ihn macht.

Getrost nun zur Untersuchung! Wer so gleichgültig dabei ist, wie ich wenigstens zu seyn glaube, dem kann's nicht fehlschlagen; der muß die Wahrheit finden.

Dritte Betrachtung.

Was ich unter meiner Fortdauer im Tode verstehe.

Daß die wesentlichen Bestandtheile meines Körpers, wenn dieser auch durch die Verwesung völlig aufgelöset ist, fortdauern, glaub' ich ohne alle Untersuchung. In der Natur wird nichts vernichtet, als die Gestalten, die durch die Zusammensezzung entstehen. Der Grundstof ist unzerstörbar, bleibt auch nach zerstörter Gestalt nicht ungebraucht liegen, sondern kommt mit der Zeit unter anderer Gestalt weider zum Vorschein. Wenn hierin aber meine Fortdauer bestehen soll, so ist die Sache nicht des Redens werth. Könnte ich denn eine solche Fortdauer meine Fortdauer nennen? Ich begreife nicht, was sich diejenigen dabei denken mögen, welche sprechen, daß sie im

Vogel einmal wieder singen, im Baum wieder grünen, in der Blume wieder blühen würden. Kann ein kluger Mensch so etwas hören, ohne dabei zu lächeln?

Nein, meine Fortdauer kann nur darin bestehen, daß das, was in diesem Körper jezt empfindet und denkt, was durch die Augen sieht, und durch die Ohren hört, und vernünftiges Bewußtseyn hiervon hat, mit einem Worte, daß Ich fortdauere. Hiervon ist die Rede.

Und so folgt auch unmittelbar hieraus, daß ich unter meiner Fortdauer im Tode nicht etwa blos ein neues zweites Leben verstehe, das irgend einmal mir wieder zu Theil würde, wenn, wie sie sagen, dieser Körper wieder auferstände, sondern ein Fortleben, ein ununterbrochenes Fortleben, alles sogenannten Todes ungeachtet. Wenn ich nicht diesen Begriff mit meiner Fortdauer verbinden sollte: so finge ich lieber gar keine Untersuchungen über sie an; die Sache entschiede sich alsdann auf der Stelle gleich selbst. Es ist mit dem Seyn nicht, wie mit der Musik, die nach Stillständen, sie mögen seyn kurz oder lang, immer wieder von neuem anhebt. Einen einzigen Stillstand — eine einzige Lücke in meinem Daseyn angenommen — und es ist um mein Daseyn auf ewig gethan.

Wenn an keine Fortdauer ohne diesen Körper zu denken ist, so ist auch an keinen Wiederanfang

meiner Fortdauer nach meinem Tode zu denken. In der ganzen Natur ist kein Beispiel davon anzutreffen, daß Bestandtheile, die ehmals eine gewisse Gestalt ausmachten, nachher, wenn diese Gestalt einmal zerstört war, sich zu derselben Gestalt wieder vereinigt hätten. Die Sache klingt auch auf das erste Anhören gleich widersinnig. Wenn noch Kraft da gewesen wäre, die Bestandtheile zusammenzuhalten, so wäre ja die Gestalt nicht auseinander gefallen; woher soll denn nun hernach die Kraft kommen, die Gestalt gar von neuem wieder herzustellen? Und wie? Theile, die vor Jahrtausenden einmal einen menschlichen Körper ausmachten, und unterdessen durch alle vier Winde umhergestreuet wurden, sollen sich wieder zusammenfinden? Es ist ja im Ernst nicht genug, den Knoten nur durchzuhauen, und hier auf einen Allmächtigen sich zu berufen, bei dem kein Ding unmöglich sey. Selbst dieser Allmächtige könnte so etwas nicht bewirken; denn viele von den Theilen, ja vielleicht alle Theile, welche meinen Körper ausmachen, sind schon Theile anderer menschlichen Körper vor mir gewesen, und werden nach mir wieder andere menschliche Körper ausmachen helfen. So müßten also bei der allgemeinen Wiederherstellung der Körper dieselben Theile in zwanzig — dreißig Körpern zugleich seyn können, welches doch wohl unter allen Unmöglichkeiten eine der ersten ist.

Auch enthält das gewöhnliche Auferstehungslehrgebäude an sich selbst Sätze, welche völlig unvereinbar sind. Man verspricht dem Körper Auferstehung, und eignet zugleich der Seele Unsterblichkeit zu. Ja, was noch mehr ist, man lässet die guten Seelen gleich nach erfolgter Trennung vom Körper die für sie bereitete Seligkeit geniessen, und die bösen Seelen ebenfalls gleich nach dem Tode das verdiente Elend empfinden. Dessen ungeachtet spricht man dann auf der andern Seite wieder von einem mit der allgemeinen Auferstehung verbundenen Weltgericht, in welchem jeder Mensch sein Urtheil empfange, nach dessen Ausspruche erst er entweder in den Aufenthalt der Seligen, oder in die Wohnungen der Verdammten, eingehen werde. Man lässet also die guten Seelen schon Selige seyn, ehe ihnen die Seligkeit zugesprochen ist, und die bösen, Verdammte, ehe sie verdammt sind. Gesezt, ich sähe auch über diesen offenbaren Widerspruch weg, so entstände doch die Frage, wie zur Zeit der Auferstehung die Leiber und Geister, welche seit dem Tode getrennt sind, wieder zusammen kommen sollten. Entweder die Leiber müßten sich zu den Geistern verfügen, oder die Geister zu den Leibern. Da nun der unbeseelte Körper seinen Ort nicht verändern kann, so bliebe nichts weiter übrig, als daß sich jeder Geist seinen Körper holen müßte. Jeder Geist ginge also nicht nur in seinen

künftigen Aufenthalt zweimal ein, erst ohne den Körper, und dann mit dem Körper; sondern es ist auch kein Mensch im Stande, darauf zu antworten, wie der Geist sich seinen Körper holen könne. Entweder der ganze Mensch muß also begraben werden, wenn eine Auferstehung seyn soll; odes es ist an keine Auferstehung zu denken. Mithin kann man nicht im Ernst an Auferstehung und an Unsterblichkeit der Seele zugleich glauben.

Uud dann — wenn nun jenem Lehrgebäude nach die guten Seelen schon vor der Auferstehung schon selig, und die bösen vor derselben schon unselig wären: so wären sie es ja also ohne Körper. Wozu bedürfte es denn für sie der Wiederauferstehung des vermoderten Körpers erst noch? Kann man sich es aber im geringsten auch vorstellen, wie ein Geist ohne Körper selig oder unselig seyn könne? Wie soll die Welt, in der er sich befindet, es sey eine Welt, welche es wolle, den geringsten Einfluß auf ihu haben, wie soll sie Veränderungen in ihm bewirken, wie soll ihm Freude oder Noth durch sie bereitet werden können, wenn er keine Empfindungswerkzeuge für sie hat? Und ebenso — wie soll Er auf die Welt um sich Einfluß haben, Veränderungen in ihr hervorbringen, und ihr im geringsten wichtig, oder auch nur bemerkbar werden können, wenn er keine Gliedmassen dazu hat? der Körper ist's allein, wodnrch die Welt seine Welt, und Er ihr Bürger wird. Ohne Körper

kann die Welt nicht an ihn, und Er nicht an die Welt; denn es fehlt in beiden Fällen an Mitteln dazu. Wären also wirklich vor der Auferstehung schon die Guten selig, und die Bösen unselig: so mußten sie vor der Auferstehung auch schon einen Körper haben. Hätten sie ihn nun aber, wozu bedürften sie erst der Auferstehung des begrabenen Körpers? Ja, wo liessen sie hernach jenen, wenn sie diesen wiedererhielten?

Das Auferstehungs Lehrgebäude ist also voll von Widersprüchen, woher es denn auch kommt, daß sich die Anhänger desselben selbst zu widersprechen pflegen. Bald trösten sie sich damit, daß sie, sobald sie abscheiden, bei Christo seyn werden, und haben deshalb Lust, abzuscheiden; bald sagen sie, daß wir alle bei der Wiederkunft Christi erst aus unsern Gräbern hervorgehen, und dem Herrn entgegengerückt werden werden. Bald meinen sie, das, was gesäet oder begraben werde, sey nur der Leib; bald thun sie den Ausspruch, daß am Auferstehungstage die Todten in Christo, also nicht die Leiber der Todten blos, sondern die ganzen Todten auferstehen werden.

Ich glaube daher fest, daß es mit der Auferstehungslehre von den Weisen, welche sie predigten gar nicht so buchstäblich gemeint gewesen sey, wie man es jezt versteht. Zu ihrer Ehre nehme ich an, daß sie die Lehre von Fortdauer im Tode, welche für ihr roheres Zeitalter eine noch viel zu hoch

gegebene Lehre war, blos versinlichen wollten, und sie deshalb nur unter dem Bilde der Auferstehung vortrugen. Sobald sie nämlich aufgetreten wären und gelehrt hätten, der Mensch lebe im Tode fort, würden ihnen Tausende gleich geantwortet haben, daß dis nicht wahr sey, weil die Todten im Grabe lägen, und wer erst da liege, der lebe nicht mehr. Darum predigten sie, die Todten ständen wieder auf. Da liegen und todt seyn, sind beim gemeinen Manne noch heut zu Tage gleich bedeutende Redarten, und ebenso auch wiederaufstehen und wiederleben. Ganz gewiß hat also das sinnliche Bild der Auferstehung dem großen Haufen nur die nicht in die Sinne fallende Lehre von Fortdauer im Tode verständlich und faßlich machen sollen. Es lag auch am Ende nichts daran, wenn der große Haufe nun beim Bilde stehen blieb; so war doch der Zweck erreicht, daß er mehr als ein Leben, für sich glauben lernte.

Selbst beim weisen Nazarener, der die Auferstehung mit dürren Worten lehrte, war es gewiß auch nichts, als Herablassung zum Geiste seines Volks und Zeitalters; so, wie es ebenfalt nichts, als dieses, bei ihm war, wenn er den Zustand der Seligen als ein zu Tische seyn mit Abraham, Isaak und Jakob, und den Zustand der Verdammten als ein Seyn im ewigen Feuer beschreibt. Hätte er seinen grobsinnlichen Zeitgenossen von der Seligkeit guter Menschen durch ewiges

Fortschreiten in Weisheit und Tugend, und von der Unseligkeit böser Menschen durch ewiges Zurückbleiben in beiden vorpredigen wollen: so würden sie so stier ihn angesehen haben, als wenn er der Mann aus dem Monde wäre. Gut schmecken mußte das, was in den Augen des alten Juden Seligkeit seyn sollte; wehe thun mußte das, was Verdamniß seyn sollte. Ebenso konnte sich nun auch der alte Jude kein Fortleben ohne diesen Körper denken; sollte er nun doch ein ein künftiges Leben glauben, so mußte Jesus Auferstehung lehren. Es kam dazu, daß Jesus im Lehrgebäude der Pharisäer die Auferstehung schon antraf, und so behielt er das Bild, woran sein Volk bereits gewöhnt war, bei; weil er, wenn er es weggenommen hätte, die Sache selbst zugleich weggenommen, und seine Zeitgenossen zu Gläubigen an Vernichtung gemacht haben würde.

Es ist auch auffallend, daß der scharfsinnige Paulus in der Sache schon um einen Schritt weiter geht. In der evangelischen Geschichte trägt der auferstandene Jesus noch die Zeichen seiner Wunden und die Nägelmahle an sich, kann auch noch gebratenen Fisch verzehren; Paulus aber lässet aus dem verweslichem Leibe schon einen unverweslichen auferstehen, lässet gesäet werden in Unehre, uud wiedererscheinen in Herrlichkeit, und nennt den zweiten Leib ausdrücklich einen verklärten Leib. Mehr vertrug auch sein Zeitalter

noch nicht; offenbar aber liegt doch hierin schon der Uebergang zur einzigrichtigen Vorstellung der Sache, wenn nämlich die Sache selbst ihre Richtigkeit hat.

Den Unvereinbarkeiten, welche das gewöhnliche Auferstehungslehrgebäude offenbar mit sich führt, suchten einige seiner Vertheidiger dadurch auszuweichen, daß sie es anders aufstellten. Sie liesen den ganzen Menschen begraben werden, und hofften auf Auferstehung des ganzen Menschen, liessen aber zugleich die Seele im Grabe fortdauern. Daher die fürchterlichen Vorstellungen vom Zustande der Todten und die Jammerklagen bei ihren Gräbern, die auch gewiß alle nicht übertrieben wären, wenn es sich wirklich so verhielte. Hilf Himmel, was müste das für eine Marter seyn, wenn man sechzig, achtzig Jahre mit Bewustseyn auf der Oberfläche der Erde da gewesen wäre, zehn- oder hundertmahl länger im Schoose der Erde ebenso mit Bewustseyn fortzudauern! Kann man sich auch etwas entsezlicheres denken?

Kein Wunder also, daß wieder Andere unter den Vertheidigern des Auferstehungsglaubens auftraten, und diesen Zustand dadurch zu mildern suchten, daß sie einen Seelenschlaf annahmen. Nach ihrer Meinung saß dann zwar die Seele in Finsterniß und Schatten des Todes, wie der Körper, hatte aber kein Bewustseyn davon, daß sie darin sitze.

Da ich aber überzeugt bin, daß an keine Auferstehung zu denken sey: so hat weder die Furcht vor den Leiden im Grabe, noch der Trost des Seelenschlafs den geringsten Werth für mich. Entweder ich werde im Tod völlig vernichtet, oder ich muß nach dem Tode ohne diesen Körper fortdauern. Der Körper, welcher begraben wird, wird auf ewig begraben, und ich kann ihn nie wieder erhalten. Daure ich aber fort, so muß ich freilich einen Körper wieder haben. Doch dazu bedarf es der sogenannten Auferstehung nach langer Zeit nicht erst. Es kann eine ganz andere Auferstehung Statt finden. Indem mein jeziger Körper sänke, könnte sich auf der Stelle der künftige aus ihm bilden, und so wäre meine Todesstunde meine Auferstehungsstunde zugleich.

Da die gröberen Bestandtheile meines Körpers selbst nach der Behauptung der Offenbarung für jene Welt nicht passen, sondern im Grabe zurückbleiben sollen: so sehe ich nicht ein, warum die Absonderung der feineren Theile, aus welchen mein künftiger Körper gebildet werden sollte, gerade erst nach Jahrhunderten, oder nach Jahrtausenden, erfolgen müßte, und nicht gleich auf der Stelle geschehen könnte. Sollte dazu schlechterdings erst lange Vermoderung, Verwesung und Verstäubung gehören: wie würde es mit denen gehalten werden, welche an dem angenommenen allgemeinen Auferstehungstage erst stürben? ja wie

mit denen, welche alsdann gar noch lebten? Hier gibt Paulus einen Wink und sagt — diese würden blos verwandelt werden.

Nun, das ist schön! Man könnte also fortdauern, ohne erst wieder aufzuerstehen, und die Scheidung des künftigen Körpers von dem gegenwärtigen könnte in einem Augenblick geschehen! Dieser Meinung wäre ich auch. Doch — was kümmert mich dis alles? Bin ich von der Natur zur Fortdauer bestimmt, so würde sich das Uebrige wohl finden. Die Frage, welche auszumachen ist, bleibt nur immer diese — ob ich dazu bestimmt bin, oder nicht.

Vierte Betrachtung.

Eine Abweichung auf den Einfluß des Glaubens an Gott bei der Untersuchung über meine Fortdauer.

Ich sprach von der Natur, die mich zur Fortdauer oder Nichtfortdauer bestimmt habe. Warum sprach ich nicht lieber von Gott, und eignete ihm das Bestimmen hierüber zu?

Hier stoße ich auf die Frage — Muß, ehe es ausgemacht wird, ob Fortdauer des Menschen

sey, oder nicht, vorher erst ausgemacht werden, ob Gott sey, oder nicht?

Ich glaube dis keineswegs. Ich glaube vielmehr, daß ein Gottesleugner so gut Gläubiger an seine Fortdauer seyn könne, wie ein Gottesverehrer. Der Gedanke — es ist kein Gott — hat den Gedanken — der Mensch wird im Tode vernichtet — gar nicht zur nothwendigen Folge. Wer keinen Gott braucht, um sich seine Entstehung zu erklären: wer keinen Gott braucht, um sich seine jetzige Fortdauer zu erklären: der braucht auch keinen Gott, um seine künftige Fortdauer zu glauben. Dieselbe Natur, von der er annimmt, daß sie ihm die Anlagen zu einem siebenzig- achtzigjährigen Leben gegeben, kann es in seinen Augen auch seyn, die ihm die Anlagen zu einem ewigen Leben gegeben hat.

Das versteht sich aber von selbst, daß, wenn zwei darüber streiten, ob Fortdauer für den Menschen sey, oder nicht, Jeder wissen müsse, wen er an dem Andern vor sich habe. Wenn sonst der Eine an Gott glaubt, der Andere aber nicht, und wenn jener zugleich an seine Fortdauer glaubt, dieser aber nicht: so wird jener bei jeder Gelegenheit mit seinen Beweisen, die er aus Gott und seinen Eigenschaften für menschliche Fortdauer führt, von diesem mit dem Vorwurf zurückgewiesen werden, daß er nichts als blose Vorausse-

zungen, anbringe, die selbst erst bewiesen werden müsten.

Sollte es aber nicht wenigstens, wenn ausgemacht ist, daß Gott sey, auch gleich ausgemacht seyn, daß Fortdauer für uns Menschen sey? Sollte es, wenn es auch Menschen gibt, die an Gott nicht und an Fortdauer doch glauben, möglich seyn, daß es Menschen geben könne, die an Gott glaubten und an Fortdauer noch zweifelten? —

Wenn dis nicht möglich wäre, wie könnte ich denn über meine Fortdauer erst noch Untersuchungen anstellen? Ich will es mir nur selbst gestehen, daß ich recht herzlich an Gott glaube. Wären nun die Beweise aus Gott für meine Fortdauer so einleuchtend überzeugend: so würde ich ja gar nicht weiter Nachfrage über meine Fortdauer halten. Aber — noch sind sie mir es nicht. Daraus z. E., daß ich mir Gott als das gütigste Wesen denken muß, scheint mir gar nicht zu folgen, daß ich mir Hoffnung auf Unsterblichkeit zu machen hätte. Gott bleibt immer ein höchstgütiges Wesen gegen mich, wenn ich im Tode auch vernichtet werde; denn, wenn ich bedenke, was ich als Mensch vor allen andern Geschöpfen voraus habe, und wie ich mir mein Daseyn so äußerst freudenvoll machen kann, so müste ich ja aus lauter Undank zusammengesezt seyn, wenn

ich nicht daran genug haben wollte. Wollte ich sprechen, Gott wäre doch noch gütiger, wenn er mein Daseyn auch ewig machte: so könnte ich aus demselben Grunde noch mehr, und wer weis, was? von ihm verlangen. Ich könnte wohl gar verlangen, daß er mich in eine höhere Reihe von Wesen versetzen sollte, als wodurch er noch gütiger gegen mich erschiene.

Da ich jedoch nicht vorherwissen kann, wie weit und wo allerwärts hin mich meine Untersuchungen führen könnten, und ob sich der Glaube an Gott am Ende nicht doch dabei einmischte: so will ich die Gedankenreihe, welche mir diesen abgezwungen hat, gleich noch einmal vor mir aufstellen. — —

Daß der Urstof der Welt ewig sey, glaub' ich zugeben zu müssen. Was sollte gewesen seyn, ehe er war? Woher sollte er gekommen seyn? Wie sollte, wenn Gott ihn erst geschaffen, Gottes bloser Wille, daß Körperstof würde, zu Körperstof haben werden können? Da ich auf alle diese Fragen nicht antworten kann, so scheint es mir wenigstens vernünftiger, daß ich die Ewigkeit des Körperstofs einräume, als daß ich sie ableugne. Daß aber unaufhörlich neue Gestalten entstehen, sehe ich, und so schliesse ich daraus, daß auch alle Gestalten, die ich erblicke, ohne daß ich sie entstehen sah, irgend einmal erst entstanden

sind. Ich muß also Etwas annehmen, wodurch wenigstens die Gestalten entstehen.

Nenne ich dis etwas Natur, so kann ich, wenn ich anders einen deutlichen Begriff mit diesem Worte, das Tausende so hinsprechen, ohne etwas dabei zu denken, verbinden will, nichts Anderes darunter verstehen, als entweder ein Wesen, das noch ausser dem Körperstof existirt, oder den Körperstof selbst. Im erstern Falle gäbe ich diesem Wesen also blos einen andern Nahmen, und nennte es, statt daß andere Menschen es Gott nennen, Natur, und müßte nun alle die Eigenschaften der Natur beilegen, die man Gott beilegt. Wollte ich aber unter Natur den Körperstof selbst verstehen, so ist mir's völlig unbegreiflich, wie der Körperstof, aus welchem die Gestalt gebildet wird, auch zugleich der Bilder der Gestalt seyn könne.

Wollte man mir erwiedern, daß es die Urkräfte des Körperstofs wären, welche aus dem Körperstof die Gestalt bildeten: so frage ich, was sind das — Urkräfte? Verbindet man mit diesem Ausdruck auch wohl einen deutlichen Begriff, oder spricht man ihn ebenfalls nur so hin? Sollte sich bei vielen, die etwas dabei zu denken glauben, nicht, ohne daß sie es bemerken, dieselbe Vorstellung mit den Urkräften verbinden, die Andere

mit Gott verbinden? Und, wenn dis der Fall wäre; so glaubten sie, die nicht an Gott glauben wollen, ja gar an Götter. Sind die Urkräfte aber blose innere Bestrebungen des Stofs nach Gestalt: so fragt sichs wieder, warum sie gerade nach dieser oder jener Gestalt, und nicht nach einer andern, streben.

Würde erwiedert, sie wären völlig bestimmte Bestrebungen: so fragt sichs weiter, wodurch sie so bestimmt werden. Antwortete man — Durch ihr eigenes inneres Wesen: so müßte man nicht nur eine unendliche Menge von Urkräften annehmen, um die unendliche Verschiedenheit der Gestalten zu erklären, sondern man machte auch das innere Wesen einer jeden derselben zu einem allweisen Wesen, welches der jedesmaligen Gestalt, nach der es strebte, die möglichste Ebenmässigkeit, Schönheit und Vollkommenheit zu geben wüste. Und so würde am Ende der Körperstof selbst Gott, und Alles, was da ist, wäre Gott. Da dies nun baarer Unsinn ist, so muß ich ausser dem Stoff ein Wesen annehmen, durch welches die Gestalten entstehen. Dieses Wesen, das ich lieber mit seinem alten Nahmen Gott nenne, ist mit der Welt auf das innigste verbunden, bestimmt von Ewigkeit her die innern Bestrebungen des Stoffs nach Gestalt, und wird dadurch Schöpfer und Erhalter aller Dinge.

Wie ich die Gestalten nun entstehen sehe, so sehe ich sie auch vergehen und andere derselben Art wieder entstehen; kurz, ich sehe Geschlechter auf einander folgen. Ich sehe diese so aufeinander folgen, daß das Vorhergehende immer die Ursache des Folgenden wird. So alltäglich diese Wahrnehmung für mich ist, so erregt sie doch meine ganze Aufmerksamkeit.

Wenn nämlich der Weltstoff auch ewig, so ist doch die Erde als besonderer Stern, nicht ewig. Sie ist auch nur eine Gestalt, und ist so gut entstanden, wie die übrigen Gestalten. Ist sie nun entstanden, so muß es auch auf ihr ein erstes Geschlecht von allen Arten von Wesen oder von Gestalten, die auf ihr zum Vorschein kommen, gegeben haben. Sollte nun dieses blos durch die Urkräfte des Stofs, deren inneres Wesen sie völlig bestimmt hätte, darnach hinzustreben, entstanden seyn: so wäre es doch sonderbar, daß von dergleichen Entstehung weder heut zu Tage, noch so weit menschliche Sage zurückreicht, weiter etwas bekannt sey. Wie doch das erste Geschlecht entstand, sollte man glauben, müßten alle entstehen. Woher sollte denn die Abänderung, die Geschlechtsfolge durch Fortpflanzung, gekommen seyn? Und warum sollten nicht jetzt noch die Urkräfte des Stoffs blos durch ihr inneres Hinstreben nach gewissen Gestalten ohne die jetzt gewöhnliche Zeugung

dergleichen Gestalten hervorbringen? Haben sie etwa aus weiser Ueberlegung freiwillig darauf Verzicht gethan? Genug, wenn die Urkräfte der Natur jetzt nicht allein und an sich selbst eine Gestalt hervorbringen können, so haben sie auch die erste Gestalt aller Art nicht allein hervorgebracht.

Die Wahrnehmung also, daß die aufeinander folgenden Geschlechter durch Fortpflanzung auf einander folgen, führt mich schlechterdings auf Gott. Jedes Geschlecht muß ausser dem Stoff noch einen besondern Entstehungsgrund haben. Bei allen, die erste ausgenommen, ist es die vorhergehende. Wer ists aber von der ersten? Es ist keine Antwort übrig, als — ein Wesen, das ausser dem Körperstof ist, und besteht — Gott, dessen Weisheit die Mannichfaltigkeit der Gestalten erfand, und der es ebenso seiner Weisheit für angemessen hielt, der ersten Gestalt aller Art, die er hervorbrachte, die Kraft mitzutheilen, die zweite hervorzubringen, und auch diese Fortpflanzungskraft auf sie fortzupflanzen, und und sofort bis auf das jetzige Geschlecht.

Zu den vollkommensten Gestalten, welche da sind, gehört der menschliche Körper. Mein Körper ist im wahren Verstande die kleine Welt. Wenn nun ein Etwas in ihm ist, das in ihm denkt und will, das ihn regiert, und alles durch

ihn bewerkstelligt, wozu er tüchtig ist, ein Etwas, ohne dessen Mitwirkung er oft thöricht handelt, und mit dessen Aufhören oder Trennung von ihm seine Zerstörung verbunden ist: sollte im Welltall nicht auch ein Etwas seyn, das in selbigem, wie in seinem Körper, denkt und will, das das Ganze regiert, dessen Mitwirkung Alles in selbigem seinen gehörigen Gang gehen läßet, und die unvermeidlich eintretenden Verwirrungen wieder zur Ordnung zurückbringt, und mit dessen Nichtmehrseyn oder Nichtmehrmitihmverbundenseyn Alles, Alles ein Ende haben würde? ? ? Körperseele Ich — Körper meine Welt; Weltseele Gott — Weltall Gottes Körper!!!

Und dann — Kann ich umhin, wenn ich, die Herrlichkeit der Welt betrachte, ein Wesen zu denken, von dessen Herrlichkeit sie blos der Abdruck ist? Kann ich umhin, wenn ich alles das Gute, Große und Schöne, welches in der Natur zerstreut umher da ist, in Gedanken zusammenstelle, irgend ein Etwas zu ahnen, worin das alles wirklich so beisammen ist? Kann ich umhin, wenn ich allenthalben Wirkungen sehe, die nicht nur den Wirkungen des größesten menschlichen Verstandes ähnlich sind, sondern sie noch unendlich übertreffen, eine allerverständigste Ursache, derselben, und, wenn ich allenthalben Ausführung der erhabensten Entwürfe sehe, einen erhabensten Entwerfer zu glauben? — —

Licht und Helle überall für mich, wenn ich Gott glaube! Dunkelheit und Finsterniß allenthalben, wenn ich Gott nicht glaube! Aus der ganzen Welt finde ich mich nicht zurechte ohne Gott; aus mir selbst nicht. Ich weiß nicht, was Alles, das da ist, vorstellen solle; ich weiß nicht, was ich selbst in der Welt soll.

Ich habe also müssen an Gott glauben, und glaube von ganzem Herzen an ihn. Dies ist mein feierliches Bekenntniß, das ich vor mir selbst ablege. Niemand zwingt mich dazu; es ist mein völligfreier Wille. Ich bin durch das Schicksal so gesetzt, daß ich's laut und öffentlich sagen könnte, wenn ich Gottesläugner wäre, ohne im *geringsten* Verlust daraus fürchten zu dürfen. Ich habe aber gefunden, daß ich, wenn ich ein vernünftigdenkendes Wesen seyn will, ein Gottesverehrer seyn muß, und die Erfahrung hat mich belehrt, daß ich wohl daran gethan, daß ich's ward. So oft ich nun so thue, wie mir mein Verstand gebietet, erhebt mich der Gedanke, daß der oberste Verstand meine That billige, noch weit über die That selbst. Und wenn ich Freuden geniesse, macht sie mir die Vorstellung noch weit süsser, als ihr Genuß selbst ist, daß ein Gott der Freude sie mir gewähre. Gelitten habe ich noch wenig, ausser da mein Vater starb; auch da fand ich meinen besten Trost darin, daß

ihm ein Weiserer, als er selbst war, sein Ziel so früh gesetzt. Ich glaube aber, daß auch in Zukunft in dem grössesten Leiden der Gedanke — Gott will es — mein Herz vollkommen beruhigen werde.

Mein Glaube an Gott steht mithin felsenfest; wie aber aus selbigem der Glaube an meine Fortdauer folgen solle, sehe ich, wie gesagt, wenigstens bis jezt nicht ein.

Fünfte Betrachtung.

Erschöpft nicht etwa der Begriff, Körper, den Begrif, Mensch, ganz?

Ich sprach von einem Etwas, das in diesem Körper empfinde, denke und wolle; hat es denn aber mit diesem Etwas auch seine Richtigkeit? Sollten Empfindung, Gedanke und Vorsatz nicht ebenso bloße Wirkungen des körperlichen Baues seyn, wie Athemholen, Blutumlauf und Zubereitung des Milchsafts? — Nun freilich, wenn es sich so verhält, wenn kein besonderes Etwas im Körper da ist, so ist auch über

Fortdauer desselben nicht zu reden, und so sind auch meine Betrachtungen über meine Fortdauer überhaupt abgebrochen. Man sage nicht — „Das Leztere folgt nicht; denke an die Flöte. Der Ton, den sie giebt, ist ihr Wesen. Er scheint nur verloren, wenn die Hölzer wechseln; er kommt aber wieder zum Vorschein, sobald derselbe Bau wieder zum Vorschein kommt. Nun betrachte das Ich als den Ton; warum sollte die Natur nicht fortgesezt Werkzeuge schnitzen, um ein Ich, das sie erhalten will; nicht verloren gehen zu lassen?“ Wie? gibt denn die Flöte den Ton, ehe Jemand hinein bläset? Nicht der Ton selbst ist ihr Wesen, sondern die bloße Tonfähigkeit ist's; und, wenn sie diese auch noch so vollkommen hat, so ist's doch ein anderes Ding, wenn ein Stümper, als wenn ein Meister auf ihr bläset. Wie kann man also Dinge vergleichen, die nicht zu vergleichen sind?

Frage ich den alltäglichen Sprachgebrauch, so spricht dieser freylich die Meinung, als wenn Ich blos der Köeper wäre, das Wort. Ich habe mich im Spiegel besehen, sagt man; ich habe nicht Platz hier für mich; das Zimmer ist nicht hoch genug für mich; das Kleid ist mir zu enge u. s. w. Aus dem gemeinen Sprachgebrauch ist aber weder für, noch wider etwas ein Beweis zu nehmen; denn es wird von dem großen Hau=

fen regiert, der sich selten zu richtigen Begriffen erhebt, und sich noch seltener richtig ausdrückt. Pflegt man doch auch zu sagen — meine Seele, wie man — mein Körper sagt. Mein Körper — das läßt sich hören; da spricht das, was in ihm denkt. Aber — meine Seele? wer spricht denn dieses? Der Körper doch wohl nicht? Wenn also der Sprachgebrauch etwas bewiese, so müßte man außer Körper nnd Seele noch ein Drittes annehmen, welches beide mein nennte. Es ist aber schon aus der Bibel bekannt daß meine Seele ein hebräischer Ausdruck sey, nnd nichts weiter heisse, als — Ich.

Je mehr ich darüber nachdenke, desto unwahrscheinlicher wird es mir, daß Empfinden, Denken und Wollen ebenso bloße Wirkungen des körperlichen Baues seyn sollten, wie Athemholen und Umlauf der Säfte. Davon bin ich allerdings überzeugt, daß ich ohne die gehörige körperliche Einrichtung dazu, die ich, um lange Umschreibungen zu vermeiden, ein= für allemal mit dem Worte „Organisation“ nach Schulgebrauch ausdrücken will, nicht empfinden und denken könnte; aber daß die Organisation selbst empfinde und denke, oder daß Empfindung und Gedanke blos Machwerk ihrer übereinstimmenden Wirkungen sey, das kann ich mir nicht einreden. Wie jene körperlichen Verrichtungen aus dem

bloßen Körperbau entstehen, kann ich mir vollkommen erklären; zur Erklärung der sogenannten geistigen Verrichtungen aber reicht dieser Körperbau nicht zu; ja ich kann mir gar keinen Begrif davon machen, wie diese blos durch ihn entstehen sollten. Auch scheint mir zwischen beiden Arten von Verrichtungen eine zu ungeheure Verschiedenheit zu seyn, als daß ich einerlei Grund davon davon annehmen könnte. Ein Athemzug und ein witziger Einfall — ein Pulsschlag und ein Kettenschluß — ist es möglich, daß beide aus einer Quelle kommen können? Ich empfinde ja auch nicht nur die gegenwärtigen Gegenstände, sondern ich kann auch vergangene Empfindungen in mir erneuern und kann Vorempfindungen vom Künftigen haben. Wie kann das Ich hier die Organisation seyn, da sie von aussenher durch nichts dazu gereizt wird? Oder wie kann sie eine Empfindung schaffen, wenn es am wirklichen Gegenstande dazu fehlt? Ebenso denke ich ja auch nicht blos, was ich denken muß: ich denke auch, was ich denken *will*, und des Letzteren ist gewiß tausendmal mehr, als des Ersteren. In diesem Falle gebietet ja offenbar nicht Organisation, sondern es *wird ihr geboten*. Geboten? *Von wem?*

Mein inneres Gefühl empört sich auch dagegen, daß sich der Begrif vom Menschen im Be-

grif vom Körper ganz befinden solle. Die geringste willkührliche Bewegung widerlegt, dünkt mich, diese Meinung. Ich habe z. E. die Hand im Busen, und nehme mir vor, sie nach einer Weile lang auszustrecken. Vollkommenbewußt, daß sie noch im Busen stecke, gebe ich Acht, was sie thun werde. Sie bleibt aber ruhig im Busen und wird nicht eher ausgestreckt, bis ich sage — Nun! Sogleich steht sie ausgestreckt da. Wollte ich sagen, sie streckte sich selbst aus, oder die andere Hand, oder ein Fuß, oder beide Füße, oder der ganze Körper strecke sie aus: warum ward sie nicht eher ausg.streckt? Wenn sie nun aber weder ein einzelner Theil meines Körpers, noch der ganze Körper, ausstreckt, wer hat sie denn ausgestreckt? Und wenn sie grade ausgestreckt ward, als ich in mir sprach — Nun — muß nicht das Ich, wovon hier die Rede ist, ein besonderes Etwas seyn, das im Körper denkt und will? Ja, ich kann ja den ganzen Körger hinlegen und wiederaufrichten, wann und wie ich will. Wenn nun das Ich, das ihn hinlegt und wiederaufrichtet, der Körper selbst, und nicht ein anderes etwas in ihm, wäre, warum legte er sich nicht jetzt hin, da ich nicht will? Warum richtete er sich nicht eher, oder später, wieder auf, als ich will? Ich habe auch gar kein Bewußtseyn davon, daß ein Theil des Körpers, oder

der

der ganze Körper es sey, der die Hand ausstreckt, oder daß der ganze Körper sich selbst niederlege; davon aber habe ich das deutlichste Bewußtseyn, daß i ch es bin, der jene ausstreckt, und diesen hinlegt, und daß beides ausdrücklich nur auf meinen Willen geschehe. Kann ich dieses Selbstgefühl ableugnen? Zwingt es mich nicht, den würdigern Begrif vom Menschen anzunehmen, welchen es offenbar festsetzt?

Frage ich mich ferner in dem Augenblick, wenn ich deutliches Bewußtseyn von mir selbst und von der Aussenwelt habe, wer hat dieses Bewußtseyn? so habe ich nicht die geringste Spur davon, daß es einzelnen Theilen meines Körpers, oder dem ganzen Körper, beigemessen werden könne. Ich habe sogar deutliche Erkenntniß von allen Theilen des Körpers selbst, und von allen Veränderungen, die im ganzen Körper vorgehen. Hat denn da etwa jeder einzelne Theil besondere Kenntniß von sich selbst? Ich frage meine Finger, ob sie wissen, daß ich jetzt schreibe; sie wissen von nichts. Oder haben alle Theile zusammen Erkenntniß vom Ganzen? Ich muß denken, daß, wenn jeder Theil einzeln keine Erkenntniß von sich hat, auch alle vereinigt nicht vereinigte Erkenntniß von sich zusammen haben können.

Mit dem Bewußtseyn meines Schicksals, mit der Empfindung meines Glücks und Unglücks, mit meiner Freude und mit meinem Kummer hat es dieselbe Bewandtniß. Mit meinen Meinungen, Urtheilen, Entschliessungen desgleichen. Weder einzelnen, noch allen Theilen des Körpers vereinigt, können sie zugeschrieben werden, und es muß also ein besonderes Etwas im Körper seyn, das da empfindet, meint, urtheilt und sich entschließt. Dieses Etwas bedarf allerdings der Organisation, um dies alles zu thun; aber die vereinigte übereinstimmende Wirksamkeit der Organisation ist dieses Etwas nicht selbst, und so wird der Begriff vom Menschen keineswegs durch den Begrif vom Körper ganz erschöpft.

Fühle ich denn aber nicht, daß es der Kopf sey, welcher denkt? Fühle ich nicht, daß es das Herz sey, das will? Fühle ich nicht, daß es der ganze Körper sey, der empfindet? — —

Nein, ich fühle nur, daß ich mit dem Kopfe und nicht mit den Händen oder Füssen, denke; ich fühle nur, daß mein Wille durch das Herz vorzüglich wirke. Wäre es das Herz selbst, welches wollte, so müßten keine Gedanken erst vorhergehen dürfen. Nun lehret mich aber mein eigenes Bewußtseyn, daß ohne Vorstellung des Wünschenswürdigen keine Zuneigung, und ohne

Vorstellung des Verabscheuungswürdigen keine Abneigung entstehe. Und wäre es der Kopf selbst, welcher dächte, so müßte er nur immer das denken, wozu ihn die sinnlichen Empfindungen veranlassen, welches aber, wie schon gesagt, gar nicht der Fall ist. Wirkliche Denker bestimmen oft selbst den Gegenstand ihres Nachdenkens, und verwahren sich sorgfältig vor allen äusserlichen Eindrücken, damit sie ununterbrochen nachdenken können.

Was die Empfindung anbetrift, so kommen hier blos die Nerven, nicht aber der ganze Körper, in Betracht, aber auch diese sind nur die Werkzeuge meiner Empfindung, und empfinden *nicht* selbst. Es ist noch nicht einmal ausgemacht, ob ich die Schmerzen da empfinde, wo die Verletzung geschieht, oder ob ich sie nicht alle nur im Gehirn empfinde. Doch, dem sey, wie ihm wolle; empfänden die Nerven selbst, so käme die Empfindung entweder jedem einzelnen Nerven, oder nur dem ganzen Nervengebäude, zu. Im lezteren Falle müßten alle Empfindungen gleich seyn; im ersteren — hilf Himmel, welch eine Menge von Empfindungen in einem Körper! Und — müßten diese nicht wieder unter einem Oberempfinder, unter einer Oberseele stehen, die Kenntniß von ihren Empfindungen nähme, und sie sich zueignete? Warum können kleine Kinder

bei Empfindung eines Schmerzens den Ort nicht gleich angeben, wo die Verletzung geschah? Ich, als Erwachsener, habe schon Schmerzen von allen Theilen meines Körpers her empfunden. Jede Art derselben war verschieden, und ließ besondere Eindrücke in mir zurück. So, wie nun ein Schmerz von derselben Art wiederkommt, weiß ich gleich den Ort anzugeben, von wannen er kommt. Ich vergreife mich aber doch wohl, wenn mich, indem ich meine Aufmerksamkeit vom Körper abgezogen habe, eine Fliege sticht, und schlage auf den rechten Fuß, da sie doch auf den linken stach. Ja, wenn mir heute noch ein Druck, oder ein nervenwidriger Reiz geschieht, dergleichen ich noch nie empfand, so kann ich auch heute noch nicht angeben, was mir eigentlich widerfahren sey. Müßte dies nicht Alles anders seyn, wenn die Nerven selbst empfänden? Ich sehe auch offenbar, daß ich der Empfindung mässiger Schmerzen Troz bieten kann. Ebenso, wenn ich nur von einem Theile meines Körpers her Schmerz empfinde, spreche ich auch — hier thuts mir weh; übrigens befinde ich mich ganz wohl. Spricht denn jenes etwa der leidende Theil, und dieses der übrige Körper? Es muß also ausser dem Körper schlechterdings noch ein Etwas seyn, das im Körper empfindet. Den Nerven gehört zwar das Zubereiten oder Zuführen der Empfindungen; der Seele aber die Empfänglichkeit für sie.

Spricht man aber nicht von glücklicher und unglücklicher Organisation? Schiebt man nicht Stumpfheit der Empfindung, Blödsinn und abwechselnde Tollheit auf Fehler in der Organisation? Gesteht man dadurch nicht zu, daß Organisation die sogenannte Seele selbst, und der Körper der ganze Mensch sey?

Allerdings beruhet unendlichviel auf Vollkommenheit der Organisation, und die treflichste Erziehung kann die Fehler derselben nicht ersetzen; dahingegen es der sehr glücklich organisirte Mensch oft ohne alle Erziehung weit bringt. Man kann mit Recht sagen, daß die Organisation die innere Erziehungsanstalt des Menschen sey. Daraus folgt aber keineswegs, daß sie die Seele selbst, und der Körper der ganze Mensch sey; vielmehr bestätigt sich dadurch die Meinung, daß im Körper ein besonderes Etwas seyn müsse, das da empfindet und denkt. Wenn dieses Etwas, dem, wie ich glaube, Empfindungs*kraft* und Denk*kraft* wesentlich zukommen, eine unglückliche Organisation zur Seite hat, so kann es beide Kräfte nicht gehörig ausbilden, und kann nie *richtig* empfinden und denken lernen; ja, wenn Hauptfehler in der Organisation da sind, so kann es lebenslang so lassen, als wenn es gar keine Denkkraft hätte. Man gebe ihm in Gedanken eine fehlerfreie, vollkommene Organisation, so wird

es in unserer Vorstellung als ein empfindungsvoller Weiser erscheinen. Die Organisation ist das Das, wodurch das empfindende und denkende Etwas empfindet und denkt. Ist dieses Das von Anfang an in gehöriger Beschaffenheit gewesen: so lernt das Etwas gehörig empfinden und denken. Es verhält sich mit dieser innern Erziehung ebenso, wie mit der äusserlichen. Werden dem Menschen von Jugend auf gute Grundsätze beigebracht, so wird er ein guter Mensch, und verrichtet gute Handlungen. Ist es dann aber hernach die Sammlung von guten Grundsätzen, das gute sittliche Lehrgebäude selbst, daß die guten Handlungen verrichtet, oder ists nicht der Mensch, der sie kraft seiner Grundsätze verrichtet? Nun, ebenso ists nicht die glückliche Organisation, welche selbst die richtigen Empfindungen hat, und die richtigen Gedanken denkt, sondern der Mensch, der eigentliche Mensch, das Ich, welches sie kraft seiner Organisation hat und denkt.

Sehe ich aber nicht täglich Beispiele davon, daß Menschen durch Lähmung die Empfindung verlieren, daß ein bloßes Fieber sie auf eine Zeitlang rasend macht, daß Krankheiten ihnen das Gedächtniß rauben, und daß ein einziger Schlag auf den Kopf sie Zeitlebens um allen Verstand bringt? Wie stehts hier um das be-

sondere Etwas, das im Körper empfinden und denken soll? Ist's nicht augenscheinlich, daß der Körper der Mensch sey? — —

Ich glaube, daß dieß alles durch das Vorige schon beantwortet sey. Wenn die Organisation das Mittel ist, durch welches das mit Empfindungs- und Denkkraft begabte Etwas im Körper empfinden und denken lernt, und hernach fortempfindet und fortdenkt: so kann dieß Etwas auch nur so lange richtig empfinden und denken, als das Mittel im dazu gehörigen Zustande ist. Sehe ich denn richtig im Nebel? Folgt daraus, wenn ich da unrichtig sehe, daß ich die Kraft, richtig zu sehen, verlohren habe? Den Nebel weg, so sehe ich wieder richtig. Wenn Fehler in der Organisation selbst, oder doch in dem, was unmittelbar auf sie Bezug hat, auf eine Zeitlang oder auch auf immer eintreten: so verliehrt das empfindende und denkende Etwas nicht die Kraft, richtig zu empfinden und zu denken, noch weniger überall die Kraft, richtig zu empfinden und zu denken, sondern es kann seine Kraft blos entweder nicht mehr recht, oder gar nicht mehr, ausüben.

Uebrigens betrifft der Verlust der Empfindung bei eintretenden Lähmungen nur die Empfindung von den gelähmten Theilen her, und man hat Beispiele, daß, wenn die einzelne Lähmung blieb,

die Empfindung von den übrigen Theilen her desto vollkommener ward, gerade, als wenn das empfindende Etwas, weil es nun weniger zu empfinden hat, seine Aufmerksamkeit um so mehr auf die ihm übriggebliebenen Empfindungen richten könnte. Durch die Trepane hat man auch oft die Verletzung des Kopfs wieder gut gemacht; das heißt aber nicht, man hat durch die Trepane die Denkkraft wieder hergestellt, sondern man hat durch sie das Werkzeug wieder in Ordnung gebracht, wodurch allein die Denkkraft sich wirksam zeigen kann. Und was das durch Krankheit verlohrne Gedüchtniß betrifft, so giebt es sonderbare Beispiele davon, welche das Daseyn eines Etwas im Körper, dem auch die Erinnerungskraft zukommt, augenscheinlich bestätigen. Der Eine verlohr blos die Erinnerung an eine gewisse Reihe von Ideen; alles Andere seines Lebens blieb ihm treu. Ein Andeaer verlohr blos die Eigennahmen. Noch ein Anderer konnte blos nichts Neues mehr lernen; das Alte behielt er aber alles sehr genau. Sieht man hier nicht offenbar, daß es nur das Werkzeug war, welches auf gewissen Seiten unbrauchbar geworden war, daß aber die Erinnerungskraft selbst nicht gelitten hatte, weil sie sich übrigens noch immer äuserte, wie sonst? Wollte ich nun diese Erinnerungskraft dem Gehirn selbst zuschreiben: so müßte ich sie mir aus Theilen bestehend denken, von welchen einige zerstört wor-

den wären. Ist dieß auch wohl vernünftig? Ist es nicht weit vernünftiger, ein Etwas zu denken, das die Erinnerungskraft hat, und sie blos aus Schuld des Werkzeugs nicht mehr überall ausüben kann? Dann verhält sichs ebenso damit, als wennn ein Brief mir zum Lesen vorgelegt wird, dessen eine Hälfte jemand mit der Hand bedeckt; so kann ich freilich nicht weiter lesen, als bis an seine Hand.

Doch — wie ists mit dem Schlafe? Entscheidet dieser nicht, daß der Mensch nichts, als Körper, sey? — —

Auch der sonderbare Zustand des Menschen, der Schlaf, macht mich in meinem Glauben nicht irre. Alle Bewegungen, welche der Körper blos vermöge seiuer künstlichen Einrichtung verrichtet, dauern im Schlafe fort; nur die sogenannten willkürlichen fehlen. Derselbe Mensch aber, welcher geschlafen, und wie alle, die ihn schlafen sahen, aussagen, keine willkührliche Handlungen verrichtet hat, erzählt beim Erwachen einen langen Traum, in welchem er, seiner Meinung nach, hundert und mehr willkürliche Handlungen verrichtete. Ebenso hören auch alle wirkliche Empfindungen im Schlafe auf. Dennoch hat der träumende Schläfer, seiner Meinung nach, oft unaussprechlichviel, bald angenehme, bald unangenehme, Empfindungen. Er fällt im Traume un=

ter Mörder — er ist im Traume ein feuriger Liebender. Wer träumt diese Empfindungen? Wer träumet jene willkürlichen Bewegungen? Die Organisation?

Hier entsteht die Frage: denkt man sich bei diesem Worte eine doppelte Organisation, eine gröbere und eine feinere, oder nicht? Ist das letztere, denkt man nur an Eins dabei, so besteht ja eben der Schlaf in Erschlaffung, Untauglichkeit und Unwirksamkeit der Organisation. Wie kann denn nun eins und dasselbe zu gleicher Zeit unwirksam und wirksam seyn? Nimmt man aber eine doppelte Organisation an, und lässet den Schlaf nur in Erschlaffung der gröberen bestehen, wie auch gewiß der Fall ist: so lässet sichs nicht begreifen, wodurch die feinere, die doch im Zustande des Wachens, wenn kein Etwas noch über ihr im Körper ist, blos durch die gröbere in Bewegung gesetzt wird, im Zustande des Schlafens in Bewegung gesetzt werden möge. Und so wäre im Schlaf an geträumte willkürliche Handlungen und Empfindungen so wenig zu denken, als an wirkliche. Nehme ich aber ausser beiden Organisationen noch ein höheres Etwas an, so sind sowohl die Träume, als der Mangel an willkürlichen Bewegungen und wirklichen Empfindungen im Schlafe erklärt. Die gröbere Organisation ist erschlafft und untauglich, ihre Ge-

schäfte zu verrichten; so kann das empfindende Etwas keine wirklichen Empfindungen haben. Dieses kann aber die feinere in Bewegung setzen, und dadurch zu Bildern wirklich gehabter Empfindungen gelangen, d. h. träumen. Wollte man sagen: so müßte es auch, wie im Wachen, willkürliche Handlungen verrichten können, indem es ebenso wie im Wachen, nur die feinere Organisation in Bewegung dazu setzen dürfte, welche dann ihre Bewegung auf die gröbere, wie immer, fortsetzen würde: so erfolgt darauf die Antwort, daß die gröbere ja eben im Schlaf zur Aufnahme dieser fortgesetzten Bewegung untüchtig sey.

Weit entfernt also, daß der Zustand des Schlafs das Daseyn eines besondern Etwas im Körper verdächtig machen sollte, so dürfte er es vielleicht seyn, der, wenn recht sorgfältige Beobachtungen über ihn angrstellt würden, selbige ausser allen Zweifel setzte. Wir träumten z. E. ja gar nicht immer das fort, womit wir uns bis zum Einschlafen beschäftigen, Dieß müßte ja doch wohl seyn, wenn der Traum ein bloses Werk der Organisation seyn sollte. So aber hängt der Traum oft nicht nur nicht mit der Geschichte der letzten Stunde, sondern auch mit der Geschichte des ganzen Tages nicht zusammen. Nicht einmal die allerlebhaftesten Eindrücke, oder Gedanken, die die

höchste Wichtigkeit für uns hatten, werden fortgesetzt. Wie oft hab' ich bis zum Schlafengehen auf das anhaltendste über eine ernsthafte Sache nachgedacht, und hernach die ganze Nacht hindurch von lauter sinnlichen Gegenständen geträumt! Wie oft bin ich unmittelbar auf dreivierstündiges Harfenspielen zu Bette gegangen, und mein Traum ward eine Reise, ein gelehrter Streit u. s. w.

Auch ist gar nicht jeder Traum ein Gewirr von Vorstellungen und Bildern, wie sie die blose Organisation durcheinander werfen würde. Ich erinnere mich, daß ich im Traume die reiflichsten Ueberlegungen angestellt habe, deren Abschlüsse ich hernach wirklich befolgte. Ich habe Briefe geschrieben und Reden gehalten, die vollkommen zusammenhangend und ausgearbeitet waren, und die ich beim Erwachen nicht völlig im Gedächtniß hatte. Ich habe Sprachen fertig gesprochen, in welchen ich blos Bücher lesen kann. Ich habe mich in Gesellschaft solcher Personen befunden, die ich nur dem Nahmen nach kenne, und in meinem Leben nicht gesehen habe.

Aus der blosen Organisation lässet sich dies Alles unmöglich erklären. Ich muß also ausser derselben noch ein Etwas im Körper annehmen das, wenn die gröbere Organisation unwirksam ist, um so freier auf die feinere wirken kann,

ein Etwas, das die Kraft hat, ehemals gehabte Eindrücke und Bilder, die die in Bewegung gesetzte feinere Organisation wieder vorführt, auf andere Art zusammenzusetzen, selbst abzuändern und umzubilden, und so lange daran zu schalten, bis sie den Anschein von ganz neuen und nie gehabten bekommen. Wie man dies Etwas nenne, gilt mir gleich. Man nenne es Seele oder Geist, oder Ich. Genug, nach meiner Ueberzeugung muß es vorhanden seyn.

Sechste Betrachtung.

Wenn es nun auch eine Seele im Körper gibt, folgt nicht dessen ungeachtet nothwendig, daß sie mit dem Körper zugleich untergehen müsse?

Es ist, als spräche jemand lächelnd zu mir — „Nun, so will ich, wie ich an Daseyn des Körpers glaube, dir zu gefallen auch an Daseyn so einer Seele im Körper glauben. Du aber, der du an Vernichtung des Körpers glaubst, mußt nun auch an Vernichtung dieser Seele mit dem Körper zugleich glauben. Wie es dem einen von

beiden geht, muß es dem andern schlechterdings auch gehen. Es ist keine innere Möglichkeit da, daß die Seele den Körper überdaure. Mit dem Tode hört das Empfinden, wie das Athemholen und das Denken, wie der Umlauf des Bluts, auf; und weil der Körper auf ewig vernichtet wird, so sind dann auch Empfindung und Denkkraft, wie Athem und Pulsschlag, auf ewig vernichtet."

Wenn dies ist, wenn's an innerer Möglichkeit der Fortdauer der Seele über den Körper hinaus fehlt; so sind meine Betrachtungen abermals geschlossen, und so wär's Thorheit, über die Wirklichkeit der Fortdauer weiter nachzudenken. Das ist klar, daß die innere Möglichkeit einer Sache ihre Wirklichkeit nicht beweiset; aber das ist noch klärer, daß ein vernünftiger Mensch an diese ohne jene nicht denken darf.

Wahr ist's — ich glaube fest, daß die Seele ohne Körper nicht seyn könne. Was sie sey, weiß ich nicht; aber daß sie, wenn sie keinen Körper hat, auch zu keiner Welt gehören, d. h. keinen Stern, er sey, welcher er sey, bewohnen, und daß sie noch weniger ohne einen Körper empfinden und denken könne, ist meine unwandelbare Ueberzeugung, und der Einwurf, wie es

sonach um Gott stehe, kann mich dabey nicht irre machen. Gott wird ja ohnehin als der Unbegreifliche anerkannt. Sage ich nun aber hiermit nicht selbst, daß Empfindung und Denken der Seele ein Ende habe, sobald der Körper, oder doch seine Organisation, zerstört ist? Und heißt dies nicht ebensoviel, als daß sie selbst mit dem Körper ein Ende habe?

Wie war das? Hier steckt eine Täuschung verborgen. Da ist sie! Wenn ich sagte: die Seele kann ohne Körper nicht seyn, kann nur in einem Körper empfinden und denken: so sagte ich ja damit nicht, daß die Seele ohne diesen Körper nicht seyn, nur in diesem Körper empfinden und denken könne.

Auch hiermit gewinne ich nichts. Wenn es auch denkbar wäre, daß die Seele einen im eigentlichen Verstande andern Körper bekommen könnte — mir aber ist dies etwas völlig undenkbares, — so sehe ich doch ein, daß es ihr nichts helfen würde. Wenn ihr nicht wenigstens der vorzüglichste Grundstoff dieses Körpers bleibt, so kann sie gar kein Bewußtseyn davon haben, daß sie noch dieselbe sey. Es würde ihr also nicht seyn, als wenn sie fortdauerte, sondern als wenn sie wieder anfinge, zum Erstenmale zu seyn.

Mir fällt etwas ein. Mein Körper verändert sich jetzt auch unaufhörlich. Immer gehen alte Theile ab, und neue kommen durch Nahrungsmittel wieder hinzu. Heute ist er nicht mehr ganz der gestrige, und wenn ich ihn gegen den halte, den ich vor zwölf Jahren hatte, so ist er gewiß, wie man sagen könnte, ein ganz neuer. Und so könnte ich dann auch sagen, daß jetzt schon mein dritter Körper im Werden wäre. Hinge nun die Fortdauer der Seele von dem eigentlich sogenannten groben Körper ab: so müßte sie sich auch mit dem Körper verändern. Ich selbst wäre also auch schon im dritten Werden. Das kann aber nicht seyn; denn ich weiß mir noch alles von zehn, zwanzig Jahren her zu erinnern, was damals geschah, und weiß noch alles, was ich in meinem ganzen mit vernünftigem Bewußtseyn verknüpften Leben gelernt habe. Veränderte sich das Ich mit dem Körper, so müßte es alle zwölf Jahre von neuem in die Schule gehen. Da dieß nun nicht nöthig ist, und da die Seele doch ohne irgend einigen übrig gebliebenen Grundstof der vorigen Körper, nicht Bewußtseyn davon haben könnte, daß sie noch dieselbe sey; so muß der Körper selbst etwas enthalten, das seiner täglichen Veränderung nicht ausgesetzt ist. Wie nun dieses der allmähligen Veränderung nicht ausgesetzt ist, so braucht es auch der endlichen wirklichen Zerstörung des Kör-

pers nicht schlechterdings ausgesetzt zu seyn, sondern kann im Tode die Grundlage zu einem neuen Körper werden. Wenigstens fällt hierdurch die innere Unmöglichkeit der Fortdauer der Seele nach dem Tode über den Haufen. Die Seele kann zur Fortdauer bestimmt seyn. Das heißt aber freylich noch nicht — sie ist dazu bestimmt.

Etwas Aehnliches scheint mir auch aus folgender Bemerkung herauszuspringen. Ich weiß nicht nur, was ich vor zehn, zwanzig Jahren sah und hörte, so große Veränderungen unterdessen mein Körper erfahren hat; sondern ich würde auch, wenn ich heute taub und blind würde, alle die Begriffe von dem, was ich bis jetzt gesehen und gehört habe, beybehalten. Das Beyspiel aller derer, welche dies Unglück trift, beweiset dieses. Sie bekommen nun zwar keine neuen Begriffe von sichtbaren und hörbaren Gegenständen mehr, so wie sie gar keine bekommen haben würden, wenn sie blind und taub geboren wären; die alten empfangenen aber bleiben ihnen treu. Sieht man hier nicht offenbar eine gewisse Unabhängigkeit der feinern Organisation von der gröbern? Muß sich diese gerade nur bis an den Tod erstrecken?

Sollte aber nicht der Schlaf, und zwar der sogenannte feste Schlaf hier abermals als Ein-

wurf auftreten, und der Meinung derer offenbar das Wort reden, welche der Seele und dem Körper im Tode einerley Schicksal zutheilen?

Ich habe es mit meinen Augen gesehen, daß ein Mensch, der im Rufe war, daß er einer der unzuerweckendsten Schläfer sey, aus seinem Bette aufgenommen, dreymal um's Haus herum getragen, und dann wieder ins Bette gelegt ward. Wir sagten ihm hernach nichts davon, und so stand er mit dem Glauben auf, daß er so aufstehe, wie er sich hingelegt habe. Sollte es nun nicht mit einem Todten ebenso seyn, und sollte er nicht, wenn man ihn im Bette liegen liesse und er nach zehn Jahren wieder aufleben könnte, alsdann glauben, er befinde sich nun in der Besserung? Jedoch paßt dieß Beyspiel hier nicht; denn jener Schläfer erzählte uns, daß er im Traume eine Reise nach Konstantinopel gemacht habe. Während also, daß er um's Haus getragen ward, war er gereiset, und es ist noch die Frage, ob sich sein Reisetraum nicht auf das wirkliche Herumgetragenwerden gründete.

Allein — ich weiß auffallendere Vorgänge. Mein jetziger Kantor schlief einstmals am Schluße des vorletzten Verses des Kanzelliedes ein, schlief eine gute halbe Stunde, erwachte noch während der Predigt wieder, und fing beim Erwachen so-

gleich an, den letzten Vers zu singen. — Mein voriger Gerichtshalter saß eben, und schrieb einen Brief an mich, als ihn ein völliger Schlag urplötzlich tödtete. — Muß ich mir nicht Beyde in einerley Zustande denken, und würde der Gerichtshalter nicht ebenso, wenn er nach hundert Jahren wieder auflebte, da fortfahren zu schreiben, wo er sterbend aufgehört hatte, — wie der Kantor da wieder anfing zu zu singen, wo er einschlafend aufgehört hatte? Wie oft ging es mir selbst zu Winterszeiten so, daß ich, wenn ich mich um halb eilf Uhr niedergelegt hatte, und beym Erwachen drey Viertel schlagen hörte, dachte, ich hätte nur eine Viertelstunde geschlafen, und wenn ich nach der Uhr sah, war's drey Viertel auf sechs. Wie? wenn das so wirklich das Vorbild vom Zustande des Todes wäre, und wenn Schlaf und Tod nicht sowohl wie Weniger und Mehr, sondern wie Kürzer und Länger unterschieden wären? Nannten nicht auch deshalb die Alten schon den Tod den ewigen Schlaf? — —

Wahr ist's, wenn ich einen Festschlafenden und einen Todten sehe, es ist in einiger Entfernung derselbe Anblick. Müssen denn aber zwey Dinge, die einerley zu seyn scheinen, auch nothwendig einerley seyn? Mir fällt hierbey mein alter Hofmeister ein, der es mir tausendmal zu

beweisen suchte, wie der künstliche Biberbau und der menschliche Hausbau äußerlich zwar die größte Aehnlichkeit hätten, an sich aber ganz verschieden wären; indem dem bauenden Menschen Vernunft, dem bauenden Biber aber nur so etwas, das wie Vernunft lasse, zukomme. Sollte man aus Vergleichung des Schlafes mit dem Tode beweisen können, daß der Tod Aufhören der Denkkraft auf immer sey, so müßte der Schlaf Aufhören der Denkkraft auf eine Zeitlang seyn. Dies ist der Schlaf aber offenbar nicht, und so vergleicht man Dinge, die nicht zu vergleichen sind. Der Schlafende träumt; der am festesten Schlafende träumt oft am allereigentlichsten, d. h., er setzt lauter lebhafte Bilder seiner Einbildungskraft zusammen, ohne daß die gegenwärtige Aussenwelt den geringsten Einfluß darauf hat; dahingegen der nur leicht Schlafende noch immer schwache Eindrücke von dem, was um ihn her mit einiger Heftigkeit vorgeht, empfängt, und diese in den Traum aufnimmt. Ja, man hat Beyspiele, daß auch auf den Festschlafenden dennoch gewisse Zustände des Körpers im Traume Einfluß hatten, so wie auch auf der andern Seite gewisse Träume, die er hatte, auf seinen Körper wirkten. Einer meiner Freunde fastete eine Zeitlang zu seiner Gesundheit, und war dafür in seinen Träumen Nacht für Nacht

zu Schmause. Es ist nicht lange her, daß ich, als ich so fest schlief; daß man mich kaum wecken konnte, von nichts, als von Duckstein, träumte, der ganz ausserordentlich schön schmeckte; beim Erwachen empfand ich große Trockenheit im Halse und starken Durst. Und ebenso: wie oft lacht im festesten Schlafe der vergnügte Träumer! Wie jagt sein Puls, wie klopft sein Herz, wenn er sich unter den Händen der Räuber, oder im Sturme auf dem Meere befindet! Wie rollen ihm die Thränen übers Gesicht, wenn er den Gegenstand seiner Liebe mit dem Tode ringend träumt! Und — was soll man dazu sagen, wenn der Träumende im fürchterlichsten Traume sich selbst daran erinnert, daß es ja doch nur ein Traum sey, und dadurch wirklich seinen Traumleiden ein Ende macht? Mir selbst ist dies oft begegnet.

Alles dieses zusammengenommen, sehe ich gar nicht ein, wie aus dem Zustande des Schlafs etwas für die Meinung zu folgern sey, daß der Untergang der Seele mit dem Untergange des Körpers nothwendig verbunden seyn müsse. Der Schlafende denkt fort; er — träumt. Gewiß träumt Jeder, wenn er schläft, und das nicht Jeder immer sagen könne, ob und was er geträumt habe, beweiset keineswegs das Gegentheil. Wie wir oft in der ersten Stunde nach dem Erwachen noch unsern ganzen Traum wissen, und

in der zweiten nichts mehr davon, so können wir ihn auch schon gleich beim Erwachen vergessen. Hierbei kommt es nur darauf an, ob uns der Traum mehr oder weniger wichtig gewesen. Woher käme es sonst, daß wir uns zuweilen um Mittag durch etwas Aehnliches, daß vorgeht, an den nächtlichen Traum erinnern und sagen — nun ist mein Traum aus; da wir doch den ganzen Morgen über von keinem gehabten Traume gewußt.

Was meinen alten Kantor betrift, der mit dem zweiten Vers einschlief, und nach einer halben Stunde beim Erwachen den dritten anfing; so entschuldigte er sich beim Prediger, der ihn gewaltig deshalb aushunzte, folgendergestalt. Es sey ihm, sagte er, mit einem male so geworden, als wenn er den dritten Vers gar nicht finden könnte. — D. h. er war eingeschlafen; er habe sich darüber sehr geängstigt, und das Lied immer wieder von vorn angefangen — d. h., er träumte; endlich habe er den dritten Vers gefunden und fortgesungen — d. h., er erwachte wieder. Hätte er dies aber auch nicht erzählt, so glaub' ich doch, daß sich die Sache leicht erklären liesse. Daß der Kantor sich beim Erwachen noch auf derselben Stelle und noch vor der versammelten Gemeine befand, war wohl die Hauptsache. Wäre unterdessen sein Ort verändert worden; hätte man ihn nach Hause und ins

Bette gebracht: so würde er beim Erwachen den dritten Vers gewiß nicht fortgesungen haben. So aber war es der letzte sinnliche Eindeuck gewesen, den er gehabt, daß er den zweiten Vers geschlossen; wie er nun beim Erwachen dieselbe Gemeine wieder vor sich sah, erwachte auch dieser letztgehabte sinnliche Eindruck wieder in ihm, und so wußte er, es fehlte noch ein Vers, und fing ihn in der Angst gleich an. Sobald er sich besann, hörte er gleich auf. — Daraus folgt nun nicht, daß es mit dem Gerichtshalter sich schlechterdings ebenso verhalten müsse. Dieser kann allerdings durch den Tod ganz aufgehört haben zu seyn, und wenn dies ist, und er einst im eigentlichen Verstande wieder auferstände: so würde er es gewiß wie der Kantor machen, und fortschreiben; denn alsdenn würde sich auch der letztgehabte sinnliche Eindruck des Schreibens in ihm wieder erneuern. Wenn aber etwa durch den Tod nur seine gröbere Organisation zerstört, und er jetzt durch seine feinere mit einer feinern Sinnenwelt verbunden seyn sollte: so würde er, wenn er in diese gröbere Sinnenwelt zurückkehrte, vermöge der Reihe von späteren und neueren sinnlichen Eindrücken, die er unterdessen gehabt, recht gut wissen, das es lange her sey, das er den Brief an mich zu schreiben angefangen, und daß es also ganz unnöthig sey, ihn noch fertig schreiben zu wollen.

Und was den Umstand betrift, daß ich, wenn ich vor Einschlafen halb eilf Uhr, und beim Erwachen drei Viertel schlagen hörte, glaubte, daß ich nur eine Viertelstunde geschlafen, da es doch schon drei viertel auf sechs war: so beweiset dies weiter nichts, als daß ich die Zeit unterdessen nicht gemessen hatte. Auch dies, daß ich eine Viertelstunde geschlafen zu haben glaubte, rührte blos von der zufälligen Verbindung der Umstände her, daß das Erste, was ich auf halb wieder schlagen hörte, drei Viertel war. Sonst hätte ich gewiß geglaubt, ich wäre kaum erst eingeschlafen. Genug, ich hatte auch damals geträumt, und war blos durch die Unbrauchbarkeit meiner gröbern Organisation abgehalten worden, auf einander folgende Begebenheiten und Veränderungen in der Aussenwelt zu bemerken. Hierauf aber beruhet der ganze Begriff von Zeit. Sollte nun einst im Tode etwa die feinere Organisation auch ohne die gröbere bestehen könuen: so könnte ich ja durch sie die auf einander folgende Begebenheiten und Veränderungen in einer feineren Aussenwelt bemerken, und also die Zeit messen, wie jetzt. Mithin wäre vom Schlafe gar nicht auf den Tod zu schliessen. Im Schlafe könnte die feinere Organisation noch nicht unmittelbar an die Aussenmelt, weil die gröbere zwischen ihr und der Welt noch die Scheidewand machte.

Dem Träumenden fehlen die Begriffe von Zeit und Ort, und müssen ihm fehlen. Wir setzen daher im Traume frühere und spätere Geschichten zusammen, und sind schnell auf einander bald zu Hause, bald hundert Meilen davon.

Der Schlaf scheint also auf keinen Fall innere Unmöglichkeit der Fortdauer der Seele nach dem Tode, oder die Meinung zu beweisen, daß die Seele mit dem Körper zugleich untergehen müsse. Ich sehe, daß die feinere Organisation fortwirkt, wenn die gröbere ganz unwirksam ist. Wollte Jemand einwenden, daß dieß wohl jetzt angehe, weil die gröbere Organisation noch durch Nahrungsmittel, und so die feinere wieder durch die gröbere erhalten werde, und wie also die Erhaltung der feinern ohne die Erhaltung der gröbern als möglich zu denken sey: so ist ja ebenfalls noch nicht erwiesen, daß die feinere schlechterdings durch die gröbere nur erhalten werden könne. Jetzt muß sie es freilich, da die gröbere sie noch umschließt; folgt aber daraus, daß sie, wenn sie ebenso der Aussenwelt die nächste würde, wie es jetzt die gröbere ist, sich nach ihrer Art nicht ebenso von der Aussenwelt erhalten könnte, wie diese? Gewiß kommen ihr doch nur jetzt die feinsten Theile aus allen Nahrungsmitteln zu statten. Sind denn diese Theile aber nur in den Nahrungsmitteln zu

suchen? oder können sie nicht durch das ganze Weltall verbreitet seyn? und können sie nicht, ohne gerade durch Nahrungsmittel ihr zugeführt zu werden, auf zehnfache andere uns jetzt noch unbekannte Weise an sie kommen? — —

Aber — nun stößt mir eine Betrachtung auf, die die Meinung, daß die Seele im Tode gleiches Schicksal mit dem Körper habe, auf den ersten Anblick unwiderleglich zu beweisen scheint.

Ist die Seele eher da gewesen, als der Körper? oder ist sie erst mit dem Körper entstanden? Wäre Ersteres, so müste ich fragen: wo sie vorher gewesen sey, wie lange sie vorher gewesen sey, was sie da gewesen sey, u. s. w. Ich bin ja aber selbst der Meinung, daß die Seele nicht ohne Körper da seyn könne; also fallen alle die Fragen weg, und es folgt aus meinem eigenen Grundsatze, daß die Seele erst mit dem Körper oder wohl gar erst nach dem Körper entstanden sey. Sollte nun hieraus nicht nothwendig folgen, daß sie ebenso mit dem Körper wieder vergehen müsse, wie sie mit dem Körper entstand? Eine über alles wichtige Frage — ich gestehe es.

Die ganze Geschichte des menschlichen Geistes kommt dieser Meinung zu statten, und die Erfahrung scheint sie offenbar zu bestätigen. Was ist das neugebohrne Kind? Ist es viel mehr, als

ein bloser Fleischklumpe? Ist es im geringsten mehr, als eine empfindende Pflanze von Mensch? Und wenn man auch sagt, daß es durch sein Schreyen unmittelbar nach der Geburt schon Empfindung der Schmerzen ausdrücke, die ihm das ungewohnte Athemholen verursacht: so muß man doch einen Zeitpunkt annehmen, in welchem sich seine Empfindung im Mutterleibe auch erst angefangen hat, und es kann sich mit dem Kinde da nicht anders verhalten, als mit dem Küchlein im Ey, das man doch genug beobachtet hat. Nach und nach sieht man nun, wie das Kind aufmerksam auf die Dinge um sich her zu werden anfängt. Späterhin sieht man, wie es die äusserlichen Gegenstände allmählich unterscheiden lernt. Noch späterhin sieht man, daß es sich Begriffe von ihnen bildet, und auch diese Begriffe immer mehr und mehr ausbildet. Nun steht der Knabe da, und zeigt Lernbegier. Sein Verstand entwickelt sich allmählig. Er wird Jüngling, und erwirbt sich das Lob seiner Lehrer. Feuer und Lebhaftigkeit ergreifen ihn, weil sein Körper sich der männlichen Fülle nähert. Er wird Mann, und nun erst, da sein Körper sich vollkommen entwickelt hat, hat auch der Geist seine männliche Höhe erreicht. Sieht man nicht offenbar, daß sich in derselben Masse, wie sich der Körper ausbildet und stärkt, auch die Seele ausbilde und

stärke? Ja, beruhet die Ausbildung der letztern nicht auf Ausbildung des ersteren?

Auf dieser seiner Vollkommenheitshöhe bleibt nun der Körper nicht stehen, sondern seine Kräfte nehmen ebenso allmählig wieder ab, wie sie zugenommen haben. Und was sehe ich da? Nichts Anderes, als daß nun die Seele in derselben Maaße abnehme, in welcher der Körper wieder schwach wird. Das Feuer in den Handlungen verliert sich; die Lebhaftigkeit der Empfindungen verschwindet; das Gedächtniß will neue Kenntnisse nicht mehr aufnehmen, und die Lust dazu ist sogar dahin. Der Greis wird stumpfu an Kopf und Herz, und gleicht wieder dem Knaben, der er erst war. Der hohe Greis wird gar wieder Kind, spielt und tändelt wieder. Die Schwäche nimmt überhand; mit den letzten Körperkräften verlieren sich auch die letzten Ueberbleibsel von Geisteskräften; der Alte lebt nur noch als Pflanze. Nun nähert sich der Stillstand des körperlichen Triebwerks. Seele heißt bey ihm nichts mehr, als Leben. Leben verwandelt sich in Tod. Sehe ich nicht sonnenklar, daß die Seele, welche mit dem Körper entstand, mit dem Körper sich allmählig ausbildete, und mit dem Körper allmählig wieder abnahm, auch mit dem völligen Vergange des Körpers völlig wieder vergehe? — — —

Wie wird mir? Kann ich der erleuchtenden Deutlichkeit dieser Auseinandersetzung etwas entgegenstellen? Ich weiß nicht. Und so war's dann einerley, ob die Organisation Ich, oder ob Ich ein besonderes Etwas außer der Organisation sey. Wäre das Erstere, so verginge ich im Tode blos als Organisation; wäre das Letztere, so verginge ich als besonderes Etwas mit der Organisation zugleich. Vergehen müßte ich auf jeden Fall.

Also — abgebrochen!

Siebente Betrachtung.

(Fortsetzung der sechsten).

Heil mir, daß ich diesen Morgen am Grabe meines Vaters feierte! Ich fühle mich dadurch gestärkt, meine abgebrochenen Untersuchungen von neuem fortzusetzen.

Die Geschichte des menschlichen Geistes, wie ich sie mir gestern hinstellte, ist erstlich durchaus

nicht die allgemeine. Die erstere Hälfte derselben, welche die Ausbildung der Seele nach Maaßgabe der Ausbildung des Körpers erzählt, mag ihre Richtigkeit haben; denn die sogenannten Wunderkinder sind, wenn man sich nicht auf die Sagen von selbigen blos einläßt, sondern sie auch selbst in der Nähe betrachtet, doch immer nur Kinder. Allein die letztere Hälfte, welche die gleichmäßige Wiederabnahme der Seele mit der Wiederabnahme des Körpers enthält, und woraus dann der völlige Untergang der Seele mit dem Untergange des Körpers erhellen soll, hat viel zu viel Ausnahmen, als daß aus ihr unumstößlich geschlossen werden könnte.

Ich selbst habe ja mehrere Greise von achtzig Jahren und drüber gekannt, deren Geist, so zu sagen, dem Hinfalle des Körpers Hohn zu sprechen schien. Es äußerten sich an ihnen die beschriebenen Erscheinungen gar nicht, und ihr Geist blieb zu allen seinen Geschäften und Arbeiten, wozu nicht zugleich große Körperkraft gehörte, gleichaufgelegt und gleichstark. Unvergeßlich ist mir in dieser Hinsicht ein gewisser Staatsdiener vom ersten Range, der seinem Vaterlande ein halbes Jahrhundert hindurch mit wackerster Thätigkeit und Treue gedient hatte. Erst in seinem fünf und achtzigsten Jahre entzog er seine Gegenwart den Gerichtssälen, wo er den Vorsitz

hatte; keineswegs aber aus Geistesschwäche, sondern weil sowohl sein Gesicht, als sein Gehör ihn zu verlassen anfingen. Zu seinem Fürsten konnte er nun nicht mehr kommen; der Fürst aber kam zu ihm, und empfing von ihm jederzeit noch den durchdachtesten und klügsten Rath, auch in den verwickeltsten Fällen. Erst im letzten halben Jahre gab er seinen Dienst ganz auf: aber ebenfalls keineswegs aus Unvermögen, nachdenken und entscheiden zu können, sondern um das Ende seines gemeinnützigen Lebens sich selbst zu leben, und sich, wie er sagte, zum großen Wechsel der Welten zu bereiten. Er war ein Vater vieler Kinder, und zählte an sechszig Enkel und Urenkel. Mit ächter Frömmigkeit feyerte er seinen letzten Geburtstag, versammlete seine ganze Nachkommenschaft um sich her, gab ihr seinen letzten Segen, wie Jakob, und hielt stammlend eine kurze, aber sehr vernünftige und rührende Anrede an sie aus dem Stegreif, die ihr sein Angedenken ewig ehrwürdig machen wird. Darauf lebte er noch vierzehn Tage, und genoß nichts, als etwas Zwieback und Tockaier. Mit jedem Tage ward er äußerstschwächer, so, daß ihm zuletzt die Hände von einem Orte zum andern gelegt werden mußten. Die Augen hatte er schon ganz verloren; am letzten Tage verlor er auch ganz das Gehör. Er bestimmte Tag und Stunde seines Todes sehr genau. „Nun werde ich gleich ster=

ben," sprach er, betete ein kurzes wahrhaftig=kluges und frommes Gebet aus dem Herzen, und entschlummerte mit dem Amen.

Dieser Vorgang, der erwiesen war, und da, wo er sich ereignet hat, stadt= und landkundig ist, kann nichts anders, als meine größte Aufmerksamkeit erregen. So gut man aus entgegengesetzten Vorgängen den Vergang der Seele mit dem Vergange des Körpers erweisen zu können glaubt: ebensogut könnte man glauben, aus ihm die Fortdauer der Seele bei allem Vergange des Körpers beweisen zu können. Und dergleichen Erscheinungen geistesstark bleibender Greise sind gar nicht selten; man achtet nur, wenn sie nicht Männer von großem öffentlichen Gewicht gewesen sind, blos in ihren Häusern auf sie. Höchstens wird im allgemeinen etwa ruchbar, daß sie bis zuletzt ihren Verstand behalten, und in den letzten Augenblicken noch gesprochen hätten. Zu wünschen aber wäre es, daß solche Vorgänge sorgfältiger beobachtet und gesammlet würden.

Sodann glaub ich auch, daß zwischen Greisen, die aus Alter sterben, und zwischen Leuten, die in mittlern und jüngern Jahren an der Auszehrung sterben, eine vollkommene Gleichheit sey. Allmähliger und völliger Vergang des Körpers

ist's, was wir in beiden Fällen zu sehen bekommen, Nun ist's aber etwas ganz Gewöhnliches, was wir bey den Letztern antreffen, daß sie alle ihre Geisteskräfte bis ans Ende behalten, und daß man gar keinen, noch weniger verhältnißmäßigen Vergang derselben spürt. Vielmehr ereignet sich's oft, daß, je schwächer ihr Körper wird, desto stärker ihr Geist werde; so, wie wir auch oft finden, daß die kränklichsten Menschen die größten Köpfe sind.

Ich habe einen mir sehr lieben Freund gehabt, den das Unglück traf, daß ihm der obere Magenmund verwuchs, weshalb er an gänzlicher Unernährbarkeit sterben mußte. In den letzten vier Wochen genoß er nicht das Geringste mehr, sondern ward blos durch nährende Klistire erhalten. Welche Geisteskraft dieser Mann in seiner ganzen langen Krankheit bewies, und wie sie mit jedem Tage noch zunahm, und am letzten, da er schon am ganzen Leibe kalt war, beinahe wunderbar ward, ist fast unbeschreiblich.. Er starb von außen herein, und starb so an vierzehn Tage. Dabey war und blieb er der genaueste Beobachter seiner selbst, unb konnte jedesmal den Aerzten auf's Haar beschreiben, wie weit er wieder während ihrer Abwesenheit gestorben sey. Er hinterließ eine Frau mit sechs unerzogenen Kindern; nie werde ich aber ohne Rührung daran

zurückdenken können, mit welcher Männlichkeit er sie über seinen frühen Tod zu trösten wußte, und wie er sie immer stärker zu trösten wußte, je näher der Tag kam, an dem sie ihn verlieren sollten. „Nun sind die Hände todt und der untere Theil der Füße.“ „Nun geht der Tod schon bis an die Knie und Elnbogen.“ „Nun ist alles todt bis an die Schultern und Hüften“ — das waren die Berichte, welche er mir von Zeit zu Zeit machte. Dabey unterhielt er sich mit mir über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit und über häusliche Angelegenheiten so theilnehmend, so richtigurtheilend und so zusammenhangend, wie in seinen gesunden Tagen. „Nun sind die Ohren auch todt, und ihr müsset durch Zeichen mit mir reden,“ sprach er am vorletzten Tage. Als ich am letzten zu ihm kam, stammlete er — „Weg sind die Augen auch seit Mitternacht. Da ging die Lampe aus — aber nur für mich. An die Zunge kommt der Tod auch schon. Lasset mich auf einige Augenblicke allein, daß ich sie noch einmal recht würdig gebrauche. Dann kommt wieder, und legt meine Hände in einander; ich will betend sterben, und das Zeichen, wenn ich sterbe, wird seyn, daß ich die geschlossenen Augen noch einmal öffne — falls ich nämlich kann. Ich möchte sie wenigstens noch gern im Tode dem Himmel entgegenrichten, wenn ich ihn auch nicht mehr damit sehen kann.“ Wir ver-

ließen ihn, und er betete, was wir davon noch verstehen konnten, so schön, daß wir Alle auf unsere Knie fielen, und mit feuriger Andacht in die Entzückungen des bald erlöseten Beters einstimmten. Als wir wieder zu ihm kamen, lächelte er mit verschlossenen Augen, woraus wir urtheilten, daß eben seine Zunge auch gestorben sey. Ich legte, wie er verlangt hatte, seine Hände zusammen. Es entstand eine feyerliche Stille, und Jeder wartete auf das versprochene Aufschlagen seiner Augen. Er konnte aber nicht Wort halten. Eine zitternde Bewegung erfolgte blos an den Wimpern, wobey er noch himmlischer lächelte. Es war, als läse ich jetzt den letzten Segen für die Seinigen und den letzten Gedanken an Gott auf seinem Gesicht. Er ließ das Haupt sinken und — hatte vollbracht.

Solche Vorgänge mit voller Geisteskraft sterbender, sowohl alter als junger Leute, entkräften doch offenbar den Beweis, welchen man aus dem Tode Anderer, wo man verhältnißmässige Abnahme des Geistes mit dem Körper zu erblicken glaubt, für den völligen Untergang des Geistes bey dem völligen Untergange des Körpers hernimmt. Dort findet ja wirklich diese verhältnißmäßige Geistesabnahme nicht Statt, vielmehr das Gegentheil.

Gesetzt aber auch, alle Sterbende ohne Unterschied reichten einen und denselben Anblick von verhältnißmäßiger Abnahme des Geistes mit dem Körper: so glaub' ich doch bey weiterm Nachdenken darüber, daß die Nothwendigkeit des gänzlichen Unterganges des Geistes bey dem gänzlichen Untergange des Körpers nicht schlechterdings daraus folge. Die Abnahme des Körpers ist etwas Wirkliches; die Abnahme des Geistes aber könnte vielleicht nur etwas Scheinbares seyn. Es könnte uns vielleicht nur so vorkommen, als verlören sich die Geisteskräfte, weil wir sie auf immer geringere Weise wirksam sehen. Die Abnahme ihrer Aeußerungen aber, welche mit der Abnahme der gehörigen Beschaffenheit beyder Organisationen erfolgte, wäre ja nicht die Abnahme ihrer selbst. Der Greis wird stumpf an Empfindungen, sagt man. Heißt dieß — er verliert die Empfindungskraft selbst — oder heißt es nicht — seine gröbere Organisation verliert allmählig ihre gehörige Beschaffenheit? So spricht man aber auch: der Greis wird stumpf an Gedanken. Muß nun dieß gerade heißen — er verliert seine Denkkraft — oder kann es nicht auch nur heißen — seine feinere Organisation geräth allmählich in einen unvollkommneren Zustand? Mir fällt dabey ein großer Flügelspieler ein, der sich auf einem schlechten Flügel hören lassen soll. Wehe

ihm, wenn er nun hiernach beurtheilt wird! Man nehme auch nur einen ganz gewöhnlichen Flügelspieler, und stelle ihn an einen Flügel, auf welchem die eine Hälfte der Saiten gesprungen und die andere verstimmt ist:

Die Frage würde hier nur diese seyn — ob nicht ebenso, wie die feinere Organisation in dem Maaße unvollkommener würde, in welchen es die gröbere wird, die feinere nothwendig auch ganz zerstört werden müßte, wenn die gröbere ganz zerstört wird, und was alsdann der Geist selbst wäre, der doch ohne alle Organisation nicht zu denken ist . . .

Hierauf könnte ich antworten — Jetzt, da die gröbere Organisation noch die feinere umschließt, hinge diese allerdings von jener ab, und könnte durch nichts gestärkt, genährt und erhalten werden, als durch sie; wie aber, wenn die feinere selbst der Aussenwelt ebenso die nächste seyn würde, wie es jetzt die gröbere ist? Könnte sie alsdann nicht ihre Erhaltung und Ernährung ebenso von der Aussenwelt nehmen, wie sie jetzt die gröbere von ihr nimmt? Würde sie auf diesen Fall, wenn sie sie erst unmittelbar von der Aussenwelt nähme, statt daß sie sie jetzt mittelbar durch die gröbere von ihr nimmt, und sie also am Ende nur so elend von ihr nehmen kann, wie sie durch diese gereicht wird, sie nicht sogleich,

von der gröbern befreyet, auf das vollkommenste nehmen? Wie, wenn dieß so wäre? Was für ein unaussprechliches Ereigniß stände jedem Sterbenden bevor! So würde sich dicht an den Augenblick, wo alle Denkkraft verloren zu seyn schiene, der Augenblick anschliessen, wo sich die Denkkraft wieder vollkommen, und vielleicht noch weit vollkommener, als jemals, äußerte.

Man könnte mir hiebey einwenden, daß diese Wagmeinung durch die Beyspiele von Greisen und Sterbenden an der Auszehrung, welche ich selbst angeführt, über den Haufen geworfen würde. Woher, könnte man fragen, bey diesen der fortdauernde vollkommene Zustand der feineren Organisation bey dem über alles traurigen Verfalle der gröbern, wenn die feinere jetzt nur durch die gröbere erhalten werden kann? Die feinere war ja bey ihnen der Aussenwelt noch nicht die nächste...

Vielleicht läßt sich aber auch diese Frage beantworten; vielleicht führt ihre Beantwortung auf Gedanken, die für die ganze zum Tode bestimmte Menschheit wichtig sind, und tief in das Herz der Sittenlehre eingreifen. Es sey, was es wolle, und heiße wie es wolle, was die gröbere Organisation der feinern zuführt, gleichsam durchseigt und für sie absetzt, und wodurch diese im

gehörigen Zustande erhalten wird; enthielte es innern Widerspruch, wen mann annähme, daß, wenn mit diesem Nahrungsstoff, der dreißig oder gar sechzig Jahre lang gehörig zugeführt ward, während dieser Zeit auch gehörig hausgehalten würde, eine Art von Vorrath davon entstände, der hernach noch lange hinreichte, die feinere Organisation in gutem Zustande fortzuerhalten, wenn auch die gröbere nur wenig, und äußerstwenig weiter dazu beytrüge? Scheint nicht die Erfahrung sogar dieser Meinung das Wort zu reden? Was ist das, daß zuweilen achtzig=, neunzigjährige Greise, die sich immer noch bey bewundernswürdigen Seelenkräften erhielten, plötzlich seelenschwach, urtheilskraftlos, gedächtnißlos, ja gedankenlos werden, ohne daß große, oder auch nur auffallend bemerkliche Verschlechterungen in ihrem äusserlichen Zustande vorgegangen sind, die dazu die Quelle geworden wären? War nun etwa der wohlverwahrte Vorrath mit einem Male erschöpft?

Läßt sich dieß nun denken: wer verwehrt mir so zu denken? — Worin bestände denn aber wohl die Kunst, mit solchem unschätzbaren Vorrathe gut hauszuhalten? Oder auf der andern Seite — wodurch würde er der Seele für die Zukunft des Alters weggeschöpft, geraubt, verschwendet? Unstreitig ist die Verschwenderin,

die Räuberin, die Wegschöpferin — die Wollust. Daß diese die feinere Organisation weit mehr angreift, als die gröbere, zeigen unter zehen Beispielen ihrer bis unter die Thierheit noch hinuntergesunkenen Fröhnlinge immer neun gegen eins. Zeichnen sich diese nicht fast sämtlich durch Mangel an Verstand, an Urtheilskraft, an Schlußkraft, an Gegenwart des Geistes, ja sogar an Gedächtniß und an noch niedrigeren Seelenkräften aus? Erhält sich dabei äusserlich ihr Körper nicht oft noch lange bei aller seiner Fülle, bei allem seinem Fleisch und Fett? Man kennt ja sogar Wollüstlinge, die in dem Maaße noch dicker und schwerer werden, in welchem sie dümmer und affenartiger werden. Und wenn dann nun auch die öffentliche und geheime Geschichte des Lebens unserer Greise tagtäglich beweiset, daß diejenigen unter ihnen, welche als Jünglinge und Männer mässig lebten, einen guten Verstand bis auf die Letzt behalten, die gewesenen Wollüstlinge unter ihnen aber in eine lange zweite Kindheit gerathen: wie kann ich an der Wahrheit meiner Meinung noch zweiflen?

O Menschen, Menschen, zum Tode seyd ihr einmal bestimmt, und könnet ihm nicht ausweichen; aber zur zweiten Kindheit seyd ihr nicht nothwendig bestimmt. Ihr auszuweichen, ist in eurer Gewalt, und wie sollte lebenslang all euer

Bestreben daraufgehen, dies zu bewirken! Ists denn Ehre und Freude, blos Greis zu werden? oder besteht nicht alle Freude und alle Ehre des Greises darin, ein vernünftiger Greis zu seyn? Bei den gröbesten Ausschweifungen könnet ihr zwar ein hohes Alter erreichen — denn starke Körper gewöhnen sich zuletzt an Alles; aber wie wird euer Alter seyn? Lange nur blosses Thierleben; am Ende gar nur Pflanzenleben! Schonet eurer feineren Organisation; sparet die Vorräthe ihres Erhaltungsstofs; haltet euch bei jeder vernunftlosen Wegschöpfung desselben das jämmerliche, ja wohl gar verächtliche und lächerliche Bild vor, das ihr, es sey nach zwanzig oder nach fünfzig Jahren, reichen werdet!

Sollte der Mensch nun im Tode fortdauern, so wär's wohl gar möglich, daß sich an denen, welche durch Wollust in ihre feinere Organisation fürchterlich wüteten, Spuren davon in jener Welt noch zeigten; Spuren, die lange erkennbar blieben, oder die sich wohl gar nie wieder verlören. Was für eine reichhaltige Quelle von Gründen gegen die Zügellosigkeit dieser Leidenschaft der Sittenlehrer vollends in dieser Vorstellung finde, liegt ausser dem Kreise meiner gegenwärtigen Betrachtung.

Genug, ich habe mich nun überzeugt, daß die gewöhnliche Schilderung der Wiederabnahme des

Geistes mit der Wiederabnahme des Körpers die Möglichkeit der Fortdauer des Geistes beim endlichen völligen Vergange des Körpers nicht aufhebe. Es ist auf keinen Fall schlechterdings nothwendig, daß die Seele mit dem Körper zugleich untergehen müsse. So will ich nun getrost meine Betrachtung fortsetzen, und alle mir bekannte Gründe durchgehen, womit weltkundiggute Menschen sich und Andern ihre Fortdauer glaubwürdig zu machen gesucht haben. Ich will sogar versuchen, ob ich noch neue dafür entdecken könne. Ich will aber auch gewissenhaft mir Alles vorhalten, was dagegen auf der andern Seite von gleichguten Menschen gesagt worden ist, oder doch gesagt werden kann. Etwas oder Nichts — was am Ende bleibt — sey mein!

Achte Betrachtung.

Erster Vernunftgrund für die Fortdauer des Menschen.

Die Erde, deren Bewohner die Menschen sind, ist zugleich ein Wohnplatz für mehrere, für bisher noch ungezählte, ja vielleicht für unzählbare Arten von lebendigen Wesen. Man siehts ihr gleich auf den ersten Anblick an, daß sie dies sein sollte. Wozu sonst in ihren Vertiefungen so ungeheure Wasserbehälter? Wozu die mannigfaltige Abwechselung der Gestalt ihrer aus den Wasser hervorragenden Höhen? Wozu die unaussprechliche Mannigfaltigkeit des für Menschen nur zum kleinsten Theile geniesbaren Pflanzenreichs? Die höchstmöglichste Menge von Leben sollte auf der Erde seyn. Erwägt man noch dazu, daß auch sogar eine Thierart immer wieder die Aesung der andern ist: so wird die Wahrheit dieses Satzes noch einleuchtender. Auch die künftige Speise sollte Leben haben, damit sie so lange, bis sie Speise würde, die Menge des Lebens vermehren hülfe. Wackere Naturforscher hatten deshalb die Meinung von einer Kette lebendiger Wesen auf Erden aufgebracht, an welcher ein Ring immer in den andern griffe, und hatten damit weiter nichts sagen wollen, als daß jede

Gestalt von Erde, in die sich Leben giessen lasse, irgendwo wirklich vorhanden sey. Andere haben die Kettenmeinung wieder verspottet. Ich glaube aber, daß die, welche über die Kette spotteten, um nichts weiser waren, als die, welche sie schon an beiden Enden zu halten wähnten. Es ist ebenso wahrscheinlich, daß sie wirklich sey, als es unwahrscheinlich ist, daß sie jemals ganz entdeckt werden werde.

Für jede Art von lebendigen Wesen auf der Erde gibts nun auch Freuden auf ihr. Keine derselben ist leer daran ausgegangen; keine aber ist auch so vieler theilhaftig geworden, als der Mensch. Es gehörte ihm auch von Rechtswegen der grösseste Antheil davon; denn er ist nicht nur mehrerer empfänglich, als die übrigen, sondern er verdient auch die mehresten, weil er allein die Erde zu einem Garten im Grossen macht, statt daß sie ohne ihn nur hier und da Garten seyn würde.

Weil nun aber auch neben der Glückseligkeit des Menschen die Glückseligkeit der übrigen lebendigen Wesen bestehen muß: so kann schon dieserhalb das Glück des Menschen nicht vollkommen, nicht unvermischt mit Leid, nicht ungestört seyn. Viel von dem, was in der Natur zu ihrem Besten geschieht, wird zu seinem Schaden gereichen,

weil ihre Einrichtung und Beschaffenheit oft der seinigen ganz entgegengesetzt ist. Viele von ihnen werden sogar nur dadurch ihre Erhaltung und Glückseligkeit schaffen können, daß sie ihm Verluste zufügen. Leiden sind also vom Leben des Menschen unzertrennlich.

Seine eigene Natur führt den zweiten Beweis für diesen ihm so unangenehmen Satz. Dieselbe Beschaffenheit seines Wesens, in welcher der Grund zur Empfänglichkeit für so ausnehmendviel Freuden liegt, wird auch für ihn die Quelle unzähliger Traurigkeit. Sein Körper ist zwar auf das künstlichste zusammengesezt, aber eben dann auch äusserst verletzlich. Der Kreis seiner Güter ist zwar der weitausgedehnteste; weil diese Güter doch aber alle der Ungewißheit, der Unbeständigkeit und dem Wechsel unterworfen sind: so ist er auch dadurch den mehresten Verlusten und Gefahren ausgesetzt. Sein Verstand berechtigt ihn zwar allein zur Empfindung des Erhabenen und Schönen, zum Sinn für das Gute und Vollkommene; er zwingt ihm aber auch die widrigsten Eindrücke auf, welche das erblickte Häßliche und Böse und die wahrgenommene Unordnung macht. Sein inneres Mitgefühl vervielfältigt zwar gleichsam sein Seyn, und läßet ihn, selbstglücklich, auch noch an fremder Glückseligkett Theil nehmen; verwandelt aber auch fremdes Unglück in sein eigenes, und

raubt oder vergällt ihm doch dadurch das frohe Gefühl seiner Selbstglückseligkeit. Leiden sind daher vom Leben des Menschen unzertrennlich.

Die menschliche Gesellschaft, in der er sich befindet, führt den dritten Beweis für diesen Satz. Der Mensch muß unter seinesgleichen leben, wenn er wahrhaftig Mensch werden will. Nur die Gesellschaft bildet seine erhabene Fähigkeiten aus; und welche Seligkeit ist es für ihn, unter mehreren Weisen und Guten zu leben, das Glück ihrer Freundschaft zu geniessen, und, mit ihnen vereinigt, viel grösseres Gutes zu bewirken, als er allein bewirken könnte! Die Menschen sind aber nicht alle weise und gut. So wird ihm das Seyn unter Thoren, wovon er sich vermöge seiner gesellschaftlichen Verhältnisse nicht lossprechen kann, lästig, und der Anblick der Bösewichter, dem er nie ganz auszuweichen vermag, schrecklich. Haß und Neid verfolgen ihn, weil er es nicht Allen recht machen kann, und weil er etwa Vorzüge vor vielen Andern hat. Er glaubt heute einen Freund an sein Herz zu drücken, und thut ihm wohl, wird aber morgen dafür mit dem schändlichsten Verrath von ihm belohnt. Er fängt grosses Gutes an, in der Meinung, von allen Seiten dabei unterstützt zu werden, und Alles vereinigt sich,

ihn daran zu behindern. Er wird verkannt, übersehen, vergessen. Sein Vortheil und der Vortheil zehen Anderer durchkreuzen sich; er geräth darüber in Hader und Streit. Er muß leiden als Theil für das Ganze, und muß bald ein Opfer bringen für die Wahrheit, welcher seine Zeitgenossen Gram sind, bald für die Unschuld, die unterdrückt werden soll, bald für das Recht, das in Gefahr ist, mit Füssen getreten zu werden, bald für das Vaterland, bald für die Seinigen. Im Schoosse der Letzteren hofft er sich für alles Böse, das ihm die Gesellschaft anthut, wieder zu erquicken; aber auch sie entschädigen ihn nicht dafür, oder sein Gatte wird ihm gar untreu, oder seine Kinder schlagen aus der Art. So sind Leiden vom Leben des Menschen unzertrennlich.

Der Mensch fühlt auch die schwere Bürde, welche ihn drückt, seufzt auch wohl darüber, seufzt aber bei weitem nicht so viel und so laut darüber, als man im voraus glauben sollte. Woher kommt dies? Woher sieht man so viele Unglückliche, die, wenn nur die ersten Eindrücke, welche ihre Verluste auf sie machten, vorüber sind, sich schnell wieder ermannen, ihres Unglücks gleichsam vergessen, und noch mitten in selbigem heiter und guten Muths sind? Woher sieht man sogar Leidende bis zum Erbarmen, die

sich kaum eine Klage, einen Seufzer erlauben, und eine ganz besondere Standhaftigkeit ausüben?

Die Vorstellung, daß ihr Zustand nun einmal nicht zu ändern sey, bewirkt es wahrlich nicht. Diese könnte höchstens den Leidenden mit der Zeit hart machen; es ist aber nicht Abhärtung, was wir an jenen Elenden erblicken, sondern — Ruhe. Und Ruhe entspringt nicht aus der Furcht der Unabänderlichkeit eines unglücklichen Zustandes, sondern aus der Hofnung, daß er sich abändern werde, aus dem Glauben an bessere Zukunft. Und in der That — in dieser Hofnung, in diesem Glauben liegt die Quelle der Ruhe unserer mehresten Leidenden. Sie wissen aus Erfahrung, daß nicht nur das Glück, sondern auch das Unglück dem Wechsel unterworfen sey, daß böse Zeiten nicht nur auf gute, sondern daß auch gute wieder auf böse folgen, und daß es, wie es Verluste giebt, auch wieder Ersatz des Verlustes gebe. Der Mann, dessen Ernte der Hagel zerstört, erbebt zwar beim ersten Anblick seines Feldes; bald aber versetzt er sich im Geist in das künftige Jahr, wo das mit Hagel so überschwenglich gedüngte Feld ihm doppelte, oder gar dreifache Ernte bringen wird. Der, welcher durch Feuer sein Haus verliert, schlägt beim Prasseln der Flamme zwar die Hände über den Kopf zusammen; nach und nach aber

fängt

fängt er an zu denken, daß er durch Unterstützung edler Menschenfreunde sich ein noch besseres wiederbauen könne. Der, welcher durch Betrug und Raub um sein Geld kommt, ergrimmt zwar anfangs über die Unmenschen, die so grausam an ihm handeln und ihm das Seinige nehmen konnten; endlich aber tröstet er sich damit, daß er es mit der Zeit wieder erwerben könne. Der Verfolgte hoft seinen Feind noch mit sich auszusöhnen; der Beneidete glaubt seine Neider zu bekehren, wenn er sie an seinen Vorzügen Theil nehmen lassen wird; der Unschuldig verdammte zweifelt nicht, daß seine Unschuld noch an den Tag kommen werde; der Verwundete weiß, daß auch Wunden wieder heilen; der Kranke sieht beim Gebrauch guter Arzneimittel seiner Genesung entgegen; der Arme in der Theurung erwartet wieder wohlfeilern Brodpreis; ganze Völker, die unter einem bösen Fürstendiener leiden, unterhalten das Vertrauen, daß endlich ihr Fürst, durch ihre Klagen gerührt, den Satan von sich treiben werde; ein halber Welttheil, den der Krieg verwüstet, bauet schon in Gedanken nach erfolgtem Frieden wieder auf, weil er weiß, daß auch Kriege ein Ende haben. — So beruhigen sich Tausendmaltausende von Leidenden blos durch die Hofnung, daß es mit ihnen besser werden werde.

Da, wo diese Hofnung fehlt, tritt doch irgend ein anderer Trost für Leidende an ihre Stelle,

und in jedem Uebel, es sey, welches wolle, findet sich immer etwas, das die widrigen Eindrücke desselben verringert, und allmählig darüber zufrieden stellt. Wo nur unverschuldetes Unglück ist, da ist auch Trost; und oft entspringt der Trost aus dem Unglücke selbst. Der Zwerg bekommt für den possirlichen Anblick seines Wuchses Geld; der immerwährende Siechling findet irgend eine Arznei, die ihm Erleichterung verschaft; der Schlaflose hat Mohnsaft; der Verfolgte wird von den Feinden seiner Feinde in Schutz genommen; der vom Vaterlande mit Undank belohnte Bidermann wandert aus, und findet in der Fremde ein grösseres Glück; der Einsame hält sich an die Freuden der Natur oder an Bücher; der Mann, dem sein Entwurf mislang, macht einen andern. Auch verstehen sich die Leidenden darauf, von ihren Leiden auf andern Seiten Nutzen zu ziehen, und die Natur ihrer Verluste selbst hilft ihnen darauf; denn es ist kein Verlust denkbar, der nicht irgend einen Gewinn von anderer Art, wenn er auch nicht dieselbe Größe hat, unmittelbar nach sich zöge.

Ist der Leidende vollends ein wackerer Leidender, so sieht er auch bald ein, daß er durch seine Leiden noch viel weiser und besser werden könne. Dies ist in seinen Augen der grösseste Gewinn, den er von der ganzen Welt machen kann.

Ob er ihn nun durch Freude oder durch Leid, mache, gilt ihm gleich; wenn er ihn nur macht. Vielmehr überzeugt er sich bald, daß er ihn durch dieses gewisser mache, als durch jene. Je mehr er sich nun seines Wachsthums an Weisheit und Tugend durch sein Unglück bewußt wird, desto ruhiger erträgt er das Unglück. — Kurz, wie für den Menschen die meisten Freuden auf der Erde bereitet sind, so ist auch für ihn in seinen Leiden der meiste Trost vorhanden.

Bis hieher ist also unter allen Anstalten, die für ihn getroffen sind, Uebereinstimmung. Wie aber dann, wenn er keine Fortdauer im Tode hoffen dürfte? Womit soll er sich über seinen Tod trösten? Für alle seine übrigen Uebel, sogar für blose Scheinübel, hätte er also Trost; für das wahreste und größeste Uebel aber, für das Uebel aller Uebel, sollte er keinen Trost haben? — gar keinen?

Wirklich aber hätte er keinen Trost. Der Gedanke, es ist nun einmal nicht zu ändern, dieser Trost von Eisen, vermag ein menschliches Herz nicht einmal über Unglück von einigem Belang, geschweige über das allerwesentlichste zu beruhigen. Und aus allen den Quellen, aus welchen, wie du gehört hast, die Menschen in andern Uebeln oft vollkommene Ruhe und Zufriedenheit schöpfen, ist

in Ansehung des Todes auch nicht die geringste Ruhe für sie zu schöpfen.

Du hast z. E. gehört, daß die mehresten Leidenden, wenn ein Uebel sie überfällt, sich damit beruhigen, daß es, wie es kam, auch wieder gehen werde; so, wie sie, wenn es noch nicht da ist, immer noch hoffen, daß es nicht kommen werde, Hofnung ist ihre Stärkung, ihr Labsal. Nun nimm den Tod; was ist seinetwegen zu hoffen? Daß er nicht kommen werde? Du lächelst selbst; ich auch; aber nun sey ernsthaft, wenn ich dich frage, was bleibt für den Menschen in Ansehung des Todes, wenn keine Fortdauer im Tode ist, übrig, als Verzweiflung?

Du hast ferner gehört, daß bey jedem andern Uebel, das keine Hofnung übrig lässet, sich doch wenigstens immer etwas in der Nähe finde, daß die traurigen Empfindungen desselben mindert, und das dies ganz vorzüglich der Fall bei unverschuldeten Uebeln sey. Nun such' in der ganzen Welt umher; du findest schlechterdings nichts, was die allertraurigste Empfindung des ebenso unvermeidlichen, als unverschuldeten Todes mindere. Wo wolltest du es finden? In deinen Vorstellungen? Die Vorstellung des Todes ist die stärkste unter allen, und wirft die übrigen insgesammt darnieder. In deinen Zerstreuungen? So

wärest du einem Thoren gleich, der unter dem Dache auf einem Beine herumtanzt, das augenblicklich den Einsturz drohet. In deinen Besitzungen und Gütern? Je mehr du deren hast, desto untröstbarer wirst du darüber seyn, daß du sie verlassen sollst. Im Arm deiner Lieben? Glaube mir, nirgends wird der Gedanke an den Tod, wenn jenseits keine Fortdauer, kein Wiedersehen ist, dein Herz mehr zerreissen, als da.

Du hast endlich gehört, daß wackere Leidende keinen grössern Gewinn kennen, als den, immer noch weiser und besser zu werden, und daß sie darum vorzüglich alle andere Verluste so ruhig ertragen, weil sie auf diesen Gewinn am sichersten bauen. So sag mir doch, kann sich etwa der Mensch auch damit über seinen Tod trösten, daß er durch ihn ganz weise, ganz gut werden werde? Meinst du das, so gestehst du ihm ja seine Fortdauer im Tode zu. Gestehst du ihm aber diese nicht zu, so fällt auch dieser Trost, den der standhafte Leidende sich in seinem Leiden reicht, für ihn im Tode weg; ja, nicht nur im Tode, dem letzten grössesten Uebel, sondern auch in allen vorher ihn treffenden andern Uebeln. Es ist ja alsdann gar kein Gewinn mehr für ihn, weiser und besser zu werden. Wozu soll er es denn werden? Damit der Tod nur hernach recht viel Weisheit und Tugend zu zerstören fände.

Folglich wird es dabei verbleiben müssen. — „wie für den Menschen in allen Uebeln Trost da ist, so muß auch Trost für ihn in Ansehung des allergrößesten Uebels, des Todes, da seyn. Und da er dafür keinen andern Trost haben kann, als den ihm seine Fortdauer im Tode reicht, so muß diese Statt finden."

Neunte Betrachtung.

Beleuchtung des ersten Vernunftgrundes.

Sollte es sich wirklich so verhalten, daß für jedes Uebel, das das menschliche Leben drückt, immer etwas in der Nähe sey, welches seine Last erleichterte? — Was tröstet den, der sein Gesicht auf immer verliehrt? Was stellt den Krüppel zufrieden? Womit beruhigt sich das Mädchen, das die Blattern auf das ekelhafteste verunstalteten? Was lindert dem Elenden seine Qual, den eine unheilbare Fallsucht täglich überfällt,

oder den ein schwarzer Gedanke allenthalben verfolgt, oder der zu ewigem Gefängniß verdammt unter der Erde sitzt? und woher kommen auch überhaupt die lauten und unaufhörlichen Klagen, deren doch noch immer genug gehört werden, und die alle Beweise von Trostlosigkeit sind, wenn die Erde so ein Land des Trostes wäre?

Hierauf kann folgendergestalt geantwortet werden. Der Blinde setzt an die Stelle des verlohrnen Gesichts sein Gehör und sein Gefühl, und bildet besonders das letztere aus. Der Krüppel verlässet sich auf den Gesunden um ihn her. Das durch die Blattern verunstaltete Mädchen weis sich durch Kopf und Herz schätzbar zu machen. Der Fallsüchtige macht sich mit den Vorzeichen der Ausbrüche seines schrecklichen Uebels bekannt und legt sich bei Zeiten aufs Bette. Der Zwergfell- oder Milzkranke verreiset die ihn folternden Grillen, und der unter der Erde sitzende Gefangene darf sich, wenn er unschuldig leidet, sogar noch mit Hofnung schmeicheln, mit der Hofnung, daß seine Unschuld noch erkannt werden und ihm die Freiheit wiederverschaffen werde. Am Ende wird auch jeder Leidende mit seinem traurigen Zustande vertraut, und die Gewohnheit sogar erleichtert ihm selbigen.

Was aber die fortdaurenden Klagen vieler Leidenden betrift, auf die man sich beruft, so mögen diese immer Zeugen ihrer Trostlosigkeit seyn, d. h. Beweise davon, daß sie nicht getröstet sind; folgt aber daraus, daß sie nicht getröstet seyn könnten? Der Hungrige wird, wenn noch so viel Speise um ihn her steht, nicht satt, so lange er nicht zugreift. Wenn er aus Eigensinn nicht zugreift, weil gerade die Speise nicht darunter ist, welche er verlangt, oder wenn er gar begehrt, daß ihn nicht hungern solle — Wer kann ihm helfen? Allerdings gehört ein gutes Gemüth dazu, um getröstet zu werden; ein Gemüth, das, wenn sein Leiden unabänderlich ist, dankbar die Linderungsmittel annimmt, welche sich ihm darbieten; ein Gemüth, das der Verbindung der Umstände nicht vorschreibt, was für Mittel sie ihm reichen solle; ein Gemüth, das durch Nachdenken diese Mittel noch vervollkomnet, oder selbst auf Mittel sinnt, wenn es dergleichen nicht gleich in Bereitschaft findet. Leider fehlt vielen Leidenden ein solches Gemüth. Aus natürlicher Heftigkeit, die sie von jeher durch ihre Lebensart verstärkt haben, aus Stolz und an ein besseres Schicksal gewöhnt, fordern sie, was unmöglich ist, nämlich — Aufhören der Leiden selbst. Das, was allein möglich ist, Erleichterung der Leiden ist ihnen nicht genug, und so stoßen sie sie wohl undankbar von sich, oder

übersehen doch die Linderungsmittel. Andere wollen auch nicht eine Bitte, ein Wort darum verlieren, wollen keinen Schritt darnach thun, sondern begehren, daß ihnen diese Mittel in den Schoos gebracht, ja wohl gar aufgedrungen werden sollen. Noch andere versuchen die Mittel, und stellen sie, wenn der erste Versuch nicht gleich die erwartete Linderung schafft, wieder auf die Seite. Diese alle sind also selbst Schuld daran, wenn sie über Trostlosigkeit seufzen, und ich halte es zu meinem Theile auch für ausgemacht wahr, daß, sobald die Natur oder die Verbindung der Umstände uns ein Uebel auflegen, auch gleich etwas in der Nähe sey, das uns dasselbe tragen helfe, erleichtere und versüße. Ja, ich fordere getrost Jeden auf, mir einen Fall der Art zu nennen, der das Gegentheil bewiese: denn geradezu nur Etwas behaupten oder ableugnen ist bey einer so wichtigen Untersuchung nicht genug.

Wenn es nun aber auch wirklich so ist, so entsteht doch die Frage, ob es des Todes wegen irgend eines Trostes bedürfe, daß man über den gänzlichen Mangel an Trost seinetwegen so zu klagen Ursache habe. Daß der Tod selbst gar kein Uebel, viel weniger das allergrößeste sey, fällt ja zu deutlich in die Sinne. Wer nicht mehr ist, bedarf auch keines Trostes mehr, be=

darf keine Linderung der Leiden seines Nichtseyns, weil dergleichen undenkbar und eine bloße leere Einbildung sind. Es muß also blos der Gedanke an den Tod seyn, über den man getröstet seyn will.

Da muß man nun ernstlich bedenken, daß dieser Gedanke gar nicht so häufig unter den Menschen sey, als man sich's etwa vorstellen möchte. Ein gewisser glücklicher Leichtsinn läßt sie den Tod noch immer in weiter Ferne erblicken, und so denken sie auch nicht mit deutlichem Bewußtseyn an ihn. Man könnte fast behaupten, daß ein Mensch, der gesund an Leib und Seele ist, den Gedanken des Todes allemal erst vorsätzlich herbeyrufen müßte, wenn er kommen sollte, und daß sich ihm selbiger nie unwillkührlich aufdränge, als etwa bey dem Anblick einer Leiche, und das doch nicht einmal immer. Todtengräber und Leichenweiber denken gewiß neben zehn Leichen und Särgen kaum einmal an ihren eigenen Tod. Wenn sich's nicht so verhielte, so würde das ganze Wesen, welches die Menschen unter einander treiben, ganz anders seyn; denn daß alle die, welche immerdar lustig und guter Dinge sind, dieß durch die Hoffnung ihrer Fortdauer im Tode seyn sollten, wird doch wohl Niemand glauben wollen. Die mehresten derselben zweifeln vielmehr an der Fortdauer des

Menschen, oder haben doch ihren Glauben an sie nie zur Festigkeit gebracht. Sie denken gar nicht an den Tod — das ist die Sache. Sollte nun durch die Entfernung, in welcher sich der Todesgedanke hält, so, daß Mancher in Jahr und Tag ihn nicht hat, nicht allein schon sehr viel zu seiner Erleichterung, als eines Uebels, geschehen seyn?

Noch mehr. Wie der Todesgedanke selten ungerufen kommt, so steht es auch in der Gewalt des Menschen, ihn wieder von sich zu entfernen, sobald er sich ihm nähert. Den Anblick einer Leiche z. E. kann man gleich wieder gegen den Anblick einer lustigen Gesellschaft vertauschen. Zerstreuung ist überhaupt ein sicheres Verscheuchungsmittel der Gedanken an den Tod; es sey nun Zerstreuung durch Geschäfte, oder Zerstreuung durch Vergnügungen. Die Seele, sobald sie einen neuen Gedanken mit Inbrunst ergreift, läßt den vorigen fahren. Geschäfts- und Vergnügungsgedanken sind nicht nur am geschicktesten, ihr zu dieser Inbrunst zu verhelfen, sondern sie sind auch der vollständigste Gegensatz der Todesgedanken; so, daß diese, wenn jene eintreten auf der Stelle verschwinden müssen. Warum, könnte man also mit Recht fragen, hanget ihr den Gedanken des Todes nach? Warum rufet ihr sie gar herbey? Rufet

sie nicht! Verscheuchet sie, wenn sie kommen und euch lästig sind! — Wenn also der Gedanke an den Tod nur selten kommt; wenn er auch, so oft er ungerufen kommt, wieder weichen muß, sobald wir wollen: so ist ja doch alles geschehen, des Todes wegen die Menschen zu beruhigen; und wenn sie sich nun seinetwegen nicht beruhigen, so ist's ihre Schuld, eben so ihre Schuld, als es ist, wenn sie für andere Leiden die Linderungsmittel nicht annehmen wollen, die doch da sind. Gestorben muß einmal werden; macht dir dieß Kummer, so denke nicht daran, daß du sterben mußt.

Und am Ende — ist's nicht wahre Unmännlichkeit, vor dem Tode zu zittern? Wie? Der Gedanke, daß du einst nicht mehr seyn sollest, erschüttert dich so? Erschüttert dich denn auch der Gedanke, daß du einst noch nicht warest? Es geht dir so nahe, daß du alles, was du hast, verlieren sollst? Du verlierst ja gar nichts, sondern Alles verliert Dich. Brauchst du denn noch etwas, wenn du nicht mehr bist? Kannst du nicht Alles, was du hast, genießen, so lange du bist? So genieß! Genieß mitten im Gedanken an den Tod, und sieh jeden Genuß für Ersatz des Todes und für Trost über den Tod an.

Ich kann nicht leugnen, daß in diesem Gerede viel Wahres enthalten sey; nur glaub ich nicht, daß die Behauptung, daß der Todesgedanke nur selten erscheine, von dem edlern und gebildetern Theile der Menschen gelte. Von unsern bloßen Gewerbsleuten, von Leuten, die sich nur mit körperlichen Arbeiten beschäftigen, und von unsern sogenannten lustigen Brüdern, die aus einer Gesellschaft in die andere laufen, kurz von Allen, die nur in sinnlichen Geschäften und Freuden leben und weben, gebe ich's zu. Wer sich aber dem Denken widmet, und besonders gern über den Menschen nachdenkt, der muß fast mit jeder Reihe seiner Betrachtungen auf den Tod kommen. Man müßte also nicht denken, und am wenigsten über sich selbst denken, wenn man dieser Gefahr ausweichen wollte. Ein Vorschlag, der aber ganz unter der Würde des Menschen wäre, und der ihn also schlechterdings nicht auf den rechten Weg leitete! Jedes Wesen bildet sich in seiner Art aus; auch der Mensch muß sich ausbilden. Er muß besonders das, was eigentlich Menschheit an ihm ist, seine Vernunft, ausbilden. Je ausgebildeter diese aber in ihm wird, desto öfter steht auch der Tod ungerufen vor ihm. Der Trost also, welcher aus der Seltenheit unwillkührlicher Todeserinnerungen hergenommen wird, paßt auf die

wahren Menschen, auf die Menschen unter den Menschen, gar nicht.

Der Verscheuchungstrost noch weniger. Die Denker müßten, um diesen zu benutzen, so oft der Todesgedanke sich ihnen näherte, ihre Betrachtungen und Untersuchungen über die Welt, über menschliche Natur und menschliches Leben abbrechen. Welche Zumuthung an sie! Aus ihren Einsamkeiten müßten sie auf der Stelle gehen; aber wohin? Zur Natur etwa? Da würde ihnen nicht anders seyn; die ganze Reihe ihrer Betrachtungen, welche sie abbrächen, würde wieder vor ihnen schweben, sich noch weit mehr ausdehnen, und den Gedanken an das letzte Schicksal des Menschen von tausend Seiten herbeyführen. An jeder großen und kleinen Zerstörung in der Natur würde er für sie hangen; an jedem alten Ueberbleibsel ehemaliger menschlicher Wohnungen, an jedem Hügel, dessen Spitze die Zeit schon abgewettert hat, an jeder von oben schon trocken werdenden Eiche, an jeder Aehre, die vor ihnen reifte, an jeder Blume, die zu ihren Füßen schon verblühet wäre. Die Erde würden sie von jeder Höhe mit dem Gedanken betrachten, daß vor Jahrtausenden schon sich Menschen auf ihr gefreuet hätten! zur Sonne würden sie sprechen — auch unsern Vorvoreltern, die jetzt verweheter Staub sind, schienest du schon hold

und mild. Nein, zur Natur dürften sie ihre Zuflucht nicht nehmen, um die Todesvorstellung zu verscheuchen. In menschliche Gesellschaft müßten sie eilen; aber — in welche? In die Gesellschaft von ihresgleichen? So wären sie auf der Stelle wieder da, wo sie waren. Wie können Denker beisammen seyn, ohne sich über die Bestimmung des Menschen zu unterhalten? Also in solche Gesellschaften müßten sie gehen, wo kein vernünftiges Wort gesprochen wird; in die Gesellschaften unserer Verleumder, unserer Narren, unserer Blindekuh- und Faraospieler, von welchen die Erde jetzt zum Scheusal für ihren eignen Mond wimmelt. Welch ein Begehren an Leute, die ihren Geist ausgebildet haben, und allenthalben Nahrung für ihn suchen!

Auch ist das ganze Verscheuchungsmittel selbst für die, die es brauchen, nicht immer anwendbar. Für durchaussinnliche Menschen mag es ja wohl seine Dienste thun, so lange sie aus einem Tanzsaale in den andern, und von einem Spieltische zum andern wandern können; womit verscheuchen sie aber die Todesvorstellung alsdann, wenn ihnen hierzu die Gelegenheit fehlt? Womit vorzüglich dann, wenn sie durch Kränklichkeit zwischen ihre vier Wände eingesperrt werden, wenn sie in nächtlicher Einsamkeit schlaflos da liegen, oder schlafend vom Tode träumen, wenn jeder

Schmerz bey Tage und bey Nacht sie an den Tod erinnert, wenn der Vergang ihrer Kräfte deutlich von ihnen empfunden wird, ihre sonst lustigen Freunde mit gedämpfter Stimme Furcht für sie stammeln, die Aerzte die Schultern zucken, u. s. w.?

In der That, so sehe ich wohl, daß es ein leidiger Trost für den Menschen sey, ihm zuzurufen — wenn es dir Kummer macht, einst sterben zu müßen, so denke nicht daran! Der Mensch muß daran denken, er mag wollen, oder nicht. Wer wollte ihm auch wohl den Rath geben, sich etwas aus dem Sinne zu schlagen, das ihn so nahe angeht, das so wichtig für ihn ist, und die Richtung seines ganzen Sinns auf sich verdient! Nein, es wird vielmehr darauf ankommen, ob nicht so wohl der Gedanke selbst an den Tod, als vielmehr der Kummer, den dieser Gedanke machen soll, leicht zu verscheuchen sey.

Mir ist's gelungen, ihn zu verscheuchen; mir macht die Vorstellung, daß ich sterben muß, gar keinen Kummer. Wär's aber wohl Billigkeit, wenn ich verlangen wollte, daß das, was mir gelang, Tausenden, die in ganz entgegengesetzter Lage sind, auch gelingen müsse? Haben sie die Erziehung erhalten, welche ich erhielt? Ist ihre Zeit so in ihrer Gewalt, wie ich die mei-

nige habe, um über den Tod gehörig nachsinnen zu können? Sind sie in der Welt noch so allein, und ohne alle ihnen liebe und theure Verbindung, wie ich? O wie mag der letztere Umstand allein schon an der Gestalt, in welcher dem Menschen der Tod erscheint, den größten Antheil haben, und wie mag er sie verwandeln, sobald er anders ist! Ist es nicht auf jeden Fall eine unnatürliche Zumuthung an Leute, die in den heiligsten und zärtlichsten Verbindungen der Liebe stehen, daß ihnen Sterben sollen gleichgültig seyn solle? Darf man unnatürliche Zumuthungen Andern thun? Wahrlich, es sind Zumuthungen ohne Grund und Recht; ich sollte sie Andern nicht einmal thun wollen, und noch weniger sind andere verpflichtet, sich vor meiner kaltblütigen Weltweisheit zu demüthigen, sobald ihr ächtes natürliches Gefühl, welches alle Weltweisheit, die mit ihm streitet, zur Afterweisheit macht, sich dagegen empört. Und wer weiß denn, ob die Kraft, welche ich habe, mich über den Tod hinwegzusetzen, nicht unter die Eigenheiten gehöre, welche nur dieser und jener Mensch hat? Es könnte hiermit ja wohl ebenso seyn, wie es damit ist, daß mancher Mensch vom Schicksal ein Rittergut empfing, wie ich z. E. auch. Kann ich Menschen, die etwas nicht haben, das sie sich selbst nicht geben können, einen Vorwurf darüber machen, daß sie es nicht haben? Genug,

sobald Tausendmaltausende dieselbe Sprache führen, daß es ihnen unmöglich sey, die Vorstellung des Todes anders, als die Vorstellung des größten Uebels zu unterhalten; so muß ich's ihnen glauben; wie ich verlange, daß sie mir glauben sollen, wenn ich ihnen sage, daß bey mir der entgegengesetzte Fall sey. Ich muß also sogar anfangen zu glauben, daß es mehr in der Natur des Menschen liege, den Tod zu fürchten, als gleichgültig gegen ihn zu seyn; und so wäre meine Denkart über den Tod wohl gar die zerstörte Natur in mir. Weiß ich denn auch mit Gewißheit, ob meine Denkart über den Tod für mich selbst fortdauernd, bis an's Ende fortdauernd seyn werde? Wie, wenn eher, als ich's mir versehe, das natürliche Gefühl in mir sich plötzlich wieder seiner Gerechtsame bemächtigte, und mit einer Art von Allkraft mein ganzes weltweisekaltblütiges Urtheil über den Tod zu Boden schlüge? Könnte dieß nicht schon in dem einzigen Falle geschehen, wenn ich in der Folge merkte, daß die Todesart, welche mir die Natur bereitete, eine der schmerzhaftesten seyn würde? Es stirbt sich nicht immer so leicht, wie man denkt. Das sanfte Entschlummern in Frieden wird so gar vielen nicht zu Theile. Vielleicht hat selbst die Erfahrung von so vielen schweren Todesfällen, die um uns her geschehen, einen zwar verborgenen, aber doch großen Antheil an der gewöhnlichen

Todesfurcht. Ich darf hierauf nicht geradehin erwidern, daß schwerer Tod allemahl ein unnatürlicher Tod sey, und daß man natürlich leben müsse, um einst natürlich, d. h. als Greis ohne alle Schmerzen, zu sterben; denn ich habe selbst sehr wackere hohe Greise so schwer sterben gesehen, als Jünglinge.

Mit einem Worte — es scheint dann doch so, als wenn die Menschen im Ganzen des Todesgedankens wegen eines Trostes bedürften; und wenn dann für jedes Uebel, das sie drückt, auch ein Linderungsmittel da ist, so sollte es auch fast scheinen, als werde in Ansehung ihrer gegenwärtigen Sterblichkeit auch etwas da seyn, das sie über sie beruhigen könnte; und wenn dann nichts im Stande wäre, sie darüber zu beruhigen, als die Hoffnung ihrer Fortdauer, so — — —

Aber — ist das nicht zu voreilig geschlossen? Gesetzt auch, der Tod wäre ein Uebel, ja, er wäre das allergrößeste Uebel: folgt daraus, daß für ihn ebenso, wie für alle andere Uebel, Trost da seyn müße? Mit dem Tode hat das Leben ein Ende, und so hat auch mit ihm aller Trost ein Ende. Wie kann man von Uebeln, die mitten im Leben erfolgen, oder die doch allemal noch Leben voraussetzen, auf das Uebel schliessen, welches in Lebensschluß selbst besteht? Ist es wahr, daß für alle andere Uebel, für die Trost da seyn

kann, Trost da ist: so ist ja für den Menschen alles Mögliche geschehen, und so habe er genug hieran! Für das letzte Uebel bekam er darum keinen Trost, weil für das letzte Uebel, wenn dies zugleich das letzte Ereignis für den Menschen ist, kein Trost da seyn konnte. Und wollte man hier wieder unterscheiden zwischen der Empfindung der Folgen des Todes, auf die die Unnöthigkeit des Trostes passt, und zwischen der lebenslang vorhergehenden Vorstellung des Todes; so muß man erwegen, daß dies Trost genug für den Menschen sey, daß er, so oft er an den Tod denkt, auch denken könne, der Tod sey das letzte Uebel, das Uebel, worauf weiter keins folge, und womit sich die ganze Laufbahn seiner Uebel schliesse. Diesen Trost hatte er für kein anderes Leiden, das vorherging; wenn also auch der Tod das grösseste Uebel wäre, so hätte er auch für das grösseste Uebel den grössesten Trost.

Ich müßte mein eigenes Gefühl verleugnen, wenn ich diesen Vortrag nicht hart und rauh finden wollte. So ein Trost für den Tod, daß der Tod das letzte Uebel sey, schickte sich nur für Wesen, die zu lauter Empfindung des Uebels bestimmt wären, und deren Daseyn eine ununterbrochen fortlaufende Kette von Leiden wäre. Wirklich findet man auch, daß Menschen die unter

unaufhörlichen Schmerzengefühl seufzen, und die auf keine andere Weise, als durch den Tod, davon erlöset werden können, an diesem Troste genug haben. Ist denn aber die Anzahl dieser nicht unendlich klein gegen die übrige Menschheit, deren Leben doch offenbar viel mehr Gutes als Uebel für sie hat? Warlich, das heißt doch wohl den Menschen zum Undank auffordern, und wenn es auch nur Undank blos gegen die Erde selbst wäre, daß es in dem Gedanken, sie einst zu verlassen, und das Daseyn auf ihr mit seinem Nichts zu vertauschen, eine Art von Seligkeit finden sollte. Doch, eine solche Lehre ist zu unwahr, zu unnatürlich, und wird also nie wirklich Eingang bei den Menschen finden, und wenn sie alle Redner der Welt verkündigten; — in der That das abscheulichste Evangelium, das gepredigt werden könnte; und das weiter keinen Zweck befördern würde, als nur den — den Selbstmord allgemein zu machen!

Also — den Trost, daß der Tod das letzte Uebel sey, verwerfe ich von ganzem Herzen. Ich habe zu meiner Ruhe nicht nöthig, ein künftiges Leben zu wünschen; ich habe aber auch nicht nöthig, es zu verwünschen, und so verwünsche ich das gegenwärtige Leben nicht. Mich dünkt, einzelne ganz besondere und äußerst seltene Fälle abgerechnet, sey der ein Unedler,

der dies thut. Ob nun die, welche dieses Afterevangelium verkündigen, in dergleichen ganz besondern Fällen sind, oder nicht, und ob sie, wenn sie in selbigen sind, sich nicht selbst in sie gebracht haben, überlasse ich ihrem eigenen Herzen. Nur zu dem allergröbsten Undank müssen sie mich nicht verleiten wollen.

Wollte Jemand sagen — „tröstet euch damit gegen den Tod, daß wir auf die Länge des Lebensspieles überdrüssig werden, daß der alte Körper zu viel Beschwerlichkeit mit sich führt, und daß es doch recht gut ist, daß man allzugroßen Uebeln ausweichen könne" — so würden Tausend für Einen antworten: „wir werden des Spiels, wie du es nennst, nicht überdrüssig; wir sind wenn wir nicht viel mehr haben können, auch mit Wenig zufrieden; wir begreifen nicht, wie das ein Trost seyn könne, großen Uebeln durch das allergrösseste aus dem Wege zu gehen." Was hierauf zu erwiedern sey, weiß ich nicht; und überhaupt werden diese und ähnliche Vorstellungen nur alsdann erst tröstend gegen den Tod, wenn man schon den Tod als Uebergang in eine bessere Welt betrachtet.

Wohlan, so sey der Trost gegen den Tod dies, daß es auf der Erde in irgend einem Winkel noch ein Baum des Lebens gebe, der die

Kraft hat, das Alter wieder in die Jugend zu verwandeln, und das nicht nur einmal, sondern so oft es zurückkehrt. Wer an der Möglichkeit nicht zweiflen kann, daß ohne dergleichen Baum Fortdauer seyn könne, der muß diese durch Hülfe eines solchen Baums noch weit glaublicher finden. Und — so muß sich Jeder mit der Hofnung trösten, daß er es seyn werde, der diesen Baum entdeckt.

Da ist nicht menschliche Siegesfreude, die Sache der Menschheit wohl vertheidigt zu haben, antworte ich, sondern aftermenschliche Schadenfreude, sie bis zum Zertreten unter die Füsse geworfen zu haben. Die ganze Beschaffenheit unseres Körpers zeigt deutlich genug an, daß ihn alle Bäume des Lebens vor Zerstörung nicht verwahren können. Er, der erst nichts, als Brei, ist, der aber zu gar nichts nütze wäre, wenn er blos Brei bliebe, und nicht Knochen bekäme, und der in den ersten zehen Jahren gleich mehr, als zum zehnten Theile, Knochen wird, muß nach zehen mal zehen Jahren über und über Knochen seyn. So erfordern es die Gesetze der Natur. Ehe ich nun einen unerwiesenen Baum des Lebens annähme, der mich ohne Tod fortdauernd erhielte, wollte ich fast lieber eine unerwiesene Fortdauer im Tode ohne Baum des Lebens annehmen. Diese ist doch wenigstens an sich nicht unmöglich.

Eben darum scheint mir es auch gar nicht zu folgen, daß, wenn für alle andere Uebel Trost sey, doch für den Tod kein Trost seyn könne, weil Tod Ende des Lebens sey, und also, wenn das Leben ein Ende habe, auch aller Trost ein Ende habe. Sobald Fortdauer im Tode, oder ein künftiges Leben, wäre, wäre auch für den Tod Trost da; nur nicht Trost dieses, sondern Trost jenes Lebens. Ich sage hiermit nicht, daß ich es glaube; aber das zweite Leben ist doch möglich.

Wenn nun für den Tod kein anderer Trost denkbar ist, als der Trost des zweiten Lebens — wenn das zweite Leben möglich ist — wenn für alle andere Uebel vor dem Tode Trost da ist — — ich denke diese drei Sätze dreimal durch — — was folgt? Folgt nichts für meine Fortdauer im Tode, so folgt doch auch nichts gegen sie. Es müßte mir also sehr darum zu thun seyn, nicht fortzudauern, wenn ich nicht mir selbst gestände, daß gleich dieser erste Vernunftgrund für meine Fortdauer im Tode gewisse Eindrücke auf mich zurückliesse. Nun, bescheidener kann ich mich über seinen Werth doch wohl nicht erklären. Es wird darauf ankommen, wie es um die übrigen steht. Ich kann es mir selbst nicht oft genug wiederholen — mir ist alles gleich. Ich darf aber gegen die Stimme der Wahrheit nicht taub seyn; sie spreche, was sie wolle.

Zehnte Betrachtung.

Zweiter Vernunftgrund für die Fortdauer.

„Wie der vernünftige Mensch keinen Trost für den Gedanken an seinen Tod haben kann, als den, welchen ihm seine Fortdauer im Tode reicht: so ist ihm auch der Wunsch, das Verlangen, die Sehnsucht nach Fortdauer so wesentlicheigen, daß er das einzige sich selbst widersprechende Erdengeschöpf seyn würde, wenn er vergeblich wünschte, verlangte und sich sehnte.“

Ausführlicher hingestellt, klingt diese Art, die Zukunft zu beweisen, etwa also — —

„ „ Man frage jeden Menschen, ob er lieber sterben, oder noch leben wolle. Sobald er noch bei Verstande ist, und ihn kein körperlicher Schmerz fürchterlich quält, wird er für das Letztere stimmen. Man thue diese Frage nicht nur an den Jüngling, sondern auch an den Greis; unter den angeführten Einschränkungen erfolgt dieselbe Antwort. Der Werth des Lebens ist durch eine stillschweigende Uebereinkunft der menschlichen Natur in allen menschlichen Seelen entschieden. Ein dunkles Gefühl davon haben sogar die Thiere, und jedes lebendige Wesen sucht sich zu erhalten, so lange es kann. Bei einem

menschlichen Wesen aber geht die Sache mehr ins Deutliche und ins Grosse. Jeder Mensch hat sein Winkelchen auf Erden, das er vor allen liebt, und wenns auch nur eine kleine Hütte wäre, in der er immer noch länger seyn will. Jeder hat seine Güter, die er noch gern besitzen, seine Freudenquellen, aus denen er noch schöpfen möchte. Jeder möchte noch gern sehen, was für einen Ausgang dies und jenes in der Welt noch nehmen, wie es diesem und jenem noch gehen werde. Der Vater will seine Kinder noch gern versorgt sehen; der Großvater die Enkel wieder; der Urgroßvater die Urenkel. Der Mann, der eine nützliche Anstalt errichtet hat, wünscht noch Zeuge davon zu seyn, daß sie glücklich fortdaure; auch der, der nur eine Linde pflanzt, möchte gern in ihren Schatten noch ruhen. Die Freude, noch immerfort thätig zu seyn, hat etwas Unwiderstehlichanziehendes; das blosse Daseynsgefühl ist so süß, daß es der Mensch nicht anders aufgiebt, als wenn er der äussersten Gewalt unterliegen muß. Selbst die, welche nach ihrem Tode zur Oberwelt sich aufzuschwingen hoffen, sind auf der Unterwelt gern so lange, wie sie können.

Dieses dem Menschen wesentliche Verlangen nach Leben geht dann, wenn er sich von unvermeidlicher Nothwendigkeit seines Todes überzeugt hat, ganz natürlicher Weise in den Wunsch über,

auch im Tode noch fortzudauren. Es ist dasselbe Verlangen nach Leben, nur über das Grab hin ausgedehnt. Man frage jeden guten Menschen, ob er sterbend lieber vernichtet seyn, oder ein neues Leben antreten wolle; er wählt das Letztere. Bösewicht muß der schon seyn, der Vernichtung wünscht. Ja, es giebt keine Vorstellung, welche der tugendhaften Seele mehr Schwungkraft und Heiterkeit zu geben vermag, als die Vorstellung ihrer Unsterblichkeit.

Muß es denn nicht Jedem, der die Menschheit beobachtet, äußerst auffallend seyn, daß diese Vorstellung sich unter allen Völkern finde, die nur den geringsten Grad von Ausbildung besitzen? Fast, sobald ein Volk nur aus dem Zustande der Thierheit hervortritt, ist sie unter ihm da. Freilich in tausendfach verschiedener Gestalt und Einkleidung; das thut aber nichts gegen die Sache. Ist doch die Vorstellung selbst da; die Einkleidung geben ihr der Geist des Zeitalters, der jedesmalige höhere oder geringere Grad von Weltweisheit, die Lebensart der Menschen, ihre Lieblingsbeschäftigungen und ihre Begriffe von höchster Glückseligkeit und Unglückseligkeit.

Es ist also offenbar, daß so, wie die Sinnlichkeit den Menschen nach Leben verlangen lehrt, auch das Verlangen, im Tode noch fortzuleben, in ihm erwache, sobald die Vernunft in ihm erwacht. Auf jenes blos schränkt sich der

Wilde ein; dieses ist das Verlangen des gebildeten Menschen. Es ist Eins so stark, wie das Andere: ja, das Letztere übertrifft oft bei weitem noch an Stärke das Erstere. Ebenso ist auch Eins dem Menschen so wesentlich eigen, als das Andere; denn der Mensch soll seine Vernunft ausbilden, und die unmittelbare Folge davon, wenn er dies thut, ist seine Sehnsucht, im Tode noch fortzudauern. Ist diese Sehnsucht nicht auch die unschuldigste von der Welt? Macht sie nicht seinem Herzen Ehre? Enthält ihre Befriedigung inneren Widerspruch? Und wenn dies nicht ist, sollte sie nicht befriedigt werden?

Wie kann ein Wesen mit seinen wirklichen Trieben im Widerspruch stehen? So wäre es ja bestimmt, das Wesen nicht zu seyn, das es zu seyn bestimmt ist. Wollte Jemand einwenden — „Hier ist kein Widerspruch. Der Mensch will leben und will nicht leben: das würde ein Widerspruch seyn. Aber er will leben und er stirbt, d. h. er kann nicht mehr leben: das ist kein Widerspruch“ — so machte er sich dadurch nur verdächtig, als wollte er die Begriffe verwirren. Es ist ja hier nicht von einem Widerspruche eines Triebes mit sich selbst, sondern vom Widerspruche eines Wesens mit seinem Triebe die Rede. Und so wäre und bliebe hier allerdings Widerspruch. Dergleichen findet sich nun aber in der ganzen Natur

nicht weiter. Alle andere uns bekannte Wesen stehen mit ihren Trieben in vollkommener Eintracht; d. h. es ist ihnen möglich, ihre Triebe zu befriedigen, und sie befriedigen sie auch wirklich. So muß es auch seyn. Ein wirklicher Trieb, den ein Wesen hat, muß als ein Versprechen betrachtet werden, das ihm gegeben ward. Das Versprechen muß erfüllt werden, und die Erfüllung eines solchen Versprechens ist die Befriedigung des Triebes. Wie kann man auch nur träumen, daß gerade das vollkommenste Erdenwesen das einzige seyn sollte, das mit seinen Trieben in Widerspruch stände? So wäre das vollkommenste Wesen bestimmt, das unvollkommenste zu seyn. Wirklich steht aber auch der Mensch mit allen seinen übrigen Trieben, so lange sie sich in den Grenzen der Triebe halten, nicht in Widerspruch; in Ansehung seines Triebes nach Fortdauer im Tode wäre es der einzige Fall. Man gehe alle seine sinnlichen und höheren Triebe durch; für jeden ist Befriedigung auf der Erde da. Ihn verlangt nach Getränk — Allenthalben entspringen für ihn Quellen auf ihr. Ihn verlangt nach Ruhe — er kann sein Bette auf ihr aufschlagen, wo er will. Ihn verlangt nach Freude für Auge und Ohr — von allen Seiten strömt ihm für beide Freude auf ihr zu. Ihn verlangt nach einem Weibe — die Erde lässet ihm die Wahl unter ihren Töchtern.

Ebenso — der Mensch sehnt sich nach Erkenntniß, und die Erde ist unerschöpflich an Erkenntniß für ihn. Er sehnt sich nach Ehre, und findet tausend Stäten für eine auf der Erde, wo er sie sich durch Verdienste erwerben kann. Er sehnt sich nach Empfindung des Schönen und Erhabenen, und die Erde öffnet ihm einen Schauplatz des Schönen und Erhabenen über den andern. Er sehnt sich nach mit ihm gleichfühlenden Seelen, und er begegnet auch diesen auf der Erde. — — Wie kann man glauben, daß der Mensch, der mit allen seinen übrigen Trieben im beßten Vernehmen steht, gerade einzig und allein mit dem ersten und heiligsten seiner Triebe in Widerspruch stehen werde? Und — ist dies nicht sein Trieb nach Fortdauer im Tode? Nein, wie Befriedigung für alle seine übrigen Triebe da ist, so muß auch dieser — dieser vor allen — befriedigt werden. Sein Trieb nach Fortdauer ist das ihm gegebene Versprechen; seine Fortdauer selbst ist die Erfüllung des ihm gegebenen Versprechens; es muß also ein Leben nach dem Tode für ihn seyn. " "

Diese Art, die Zukunft zu beweisen, ist sehr gefällig und ansichziehend — ich gestehe es; daß mich aber nicht, wenn ich Wahrheit zu sehen glaube, bloser Schein etwa täusche!

Man hat gleich zuförderst gegen den allgemein anerkanntseynsollenden großen Werth des Lebens eingewendet, daß es sich damit gar nicht so verhalte. Nicht etwa, als beriefe man sich auf unsere Milzsüchtigen, oder gar auf unsere Selbstmörder, — nein, man weiß zu gut, daß Jene in Stunden, wo sie ihr böser Geist nicht quält, über die Erde und über das Leben auf ihr ebenso urtheilen, wie andere Leute, und daß Selbstmord allemal, wo nicht aus Verrücktheit, doch aus Mangel richtiger Grundsätze, kurz, aus verwirrten Vorstellungen herrühre. Man beruft sich aber auf viele unserer sterbenden Jünglinge, welche weit lieber stürben, als Greise, und schließt daraus, daß der Trieb zum Leben am Ende wohl gar nur erst aus langer Gewohnheit zu leben, seinen Ursprung nehmen möge. Man beruft sich auf die mehresten Sterbenden, die, wenn sie gefragt würden, ob sie die vollendete Laufbahn des Lebens noch einmal anzutreten Lust hätten, Nein antworteten. Man beruft sich auf die untersten Stände, die doch bei weitem den grössesten Theil der Menschheit ausmachten, und in welchen das Leben gar nicht hochgeachtet werde, so, daß man in selbigen ganz gleichgültig sterbe, und die allgemeine Sprache führe — der Todte sey am besten aufgehoben.

Gesetzt nun auch, dies alles verhielte sich wirklich so: so bin ich doch der Meinung, daß der

Satz vom allgemeinanerkannten Werthe des Lebens ganz wohl damit bestehen könne.

Was die jungen Sterbenden betrift, so findet man vielleicht unter ihnen eben so viele, die äußerst ungern sterben; weil sie, wie sie sagen, noch so jung wären, und noch gar nicht lange gelebt hätten. Bei Andern von entgegengesetzter Denkart ist es vielleicht eine reine und wahre Weltweisheit, die sie zu stiller Ergebung in ihr Schicksal bestimmt, oder die Religion, und zwar wohl gar selbst die Lehre von Fortdauer im Tode, welche sie so muthig über den Tod erhebt. Der Einfluß dieser Lehre auf Sterbende ist nicht zu leugnen. Folgt aber daraus, daß ein Mensch, der sich, wenn er einmal sieht, daß er nicht mehr leben könne, durch Grundsätze über seinen frühen Tod erhebt, das Leben weniger schätze? Ich selbst bin mir ja der Beweis vom Gegentheile. Da ich fest an Gott glaube, so würde mich, und wenn ich heute sterben sollte, der Gedanke darüber zufrieden stellen, daß mir ein Weiserer, als ich bin, das Ziel noch früher als meinem Vater gesetzt habe. Ich würde also gern sterben. Deswegen verheele ichs mir aber keineswegs, daß ich, wenn ich noch leben kann, lieber noch lebe. Und so steht es, glaub' ich, mit allen ebenso getrost, als früh, sterbenden unter meinen Brüdern. Trösten sie sich nicht, wie ich mich,

mit dem — Es ist des Vaters Wille; die Stunde ist gekommen — so trösten sie sich mit dem — Je kürzer hier, je früher dort; meine Seele gefällt Gott wohl, darum eilt er mit mir in jenes Leben.

Anbelangend die Antwort Nein aber, welche die mehresten Sterbenden auf die Frage, ob sie die durchlaufene Lebensbahn noch einmal durchlaufen wollten, geben sollen, so wissen diese ja zu gut, daß es ihnen nichts helfen würde, wenn sie Ja antworteten. Sie glauben also unter diesen Umständen für ihre Ehre am beßten zu sorgen, wenn sie Nein antworten. Wäre es möglich, daß sie die Lebensbahn noch einmal antreten könnten: so wäre ich neugierig, was Viele unter ihnen antworten möchten. Und wenn sie dann nicht alle Ja antworteten, so thäten sie auch meinem Erachten nach nicht Recht daran; denn sie machten ihren Lauf noch einmal entweder mit dem Bewußtseyn, daß sie ihn schon einmal gemacht, oder nicht. Im letzteren Falle ginge manches vielleicht doch wohl für sie besser, als es ihrer Meinung nach zum ersten Male gegangen ist, und im erstern Falle müßte vieles besser gehen, denn sie wären nun gewitzigt, wüßten die Quellen ihres Unglucks genau, und könnten ihnen zum zweiten Male aus dem Wege gehen. Auch ist es mir wahrscheinlich, daß die Lust, den

Lauf noch einmal zu machen, solchen Antwortern wirklich durch den Glauben benommen werden könne, daß sie durch den Tod in eine bessere Laufbahn geführt würden. Uebrigens giebt es auch gute und zur Zufriedenheit gestimmte Gemüther, die, wenn sie im Sterbebette auf dieselbe Art gefragt werden, freimüthig Ja antworten. Wer sollte denn nicht noch ein thatenvolles Leben auf der Erde führen wollen? Auch ist und bleibt dem Genügsamen, der die Kunst versteht, kleine Freuden durch sein Herz für sich groß zu machen, die Erde immer im Ganzen ein schöner Stern.

Ich komme auf die unteren Stände, von welchen man behauptet, daß in ihnen das Leben wenig Werth habe. Wenn sich dies wirklich so verhielte, so wär's die ärgste Schande, welche man den höheren Ständen nachsagen könnte; denn diese allein müßten daran Schuld seyn. Sie müßten die Güter und Freuden der Erde in so unverhältnißmässiggrossen und ungeheuren Massen an sich reissen, daß für die niederen Stände wenig oder nichts davon übrig bliebe. Dann wär's kein Wunder, wenn in dieser Augen das Leben seinen Werth verlöhre. Je ärmer, je hungriger, je dummer, je geplackter man lebt, desto weniger findet man es freilich der Mühe werth, zu leben. Ha, welch ein Wink für die höheren Stände zur Menschlichkeit, um nicht Tausende so tief zu sen-

ken, daß sie das erste Gefühl aller lebendigen Wesen verläugnen! Giebt es Länder, wo der Bauer und der Arbeitsmann, wie die Neger auf den Zuckerinseln, aus Noth lieber sterben, als leben: so gewähre der Vater der Menschen seiner leidenden Menschheit daselbst bald eine heilbringende Staatsumwälzung, die das Oberste zu unterst kehrt! In meinem Vaterlande ists, Gott sey Dank, nicht so. Da lebt man in den unteren Ständen so gern, wie in den höheren. Es gehört auch gar so überschwenglichviel nicht dazu, um dies allenthalben zu bewirken. Die Lebensliebe ist allenthalben da; man ersticke sie nur nicht grausam! Wenn die Leute in den untern Ständen bei Arbeit, die nicht ihre Kräfte übersteigt, die ersten Bedürfnisse des Lebens im genüglichen Maasse haben, und dann und wann einen kleinen Ausschritt in das Gebiet der Freude machen dürfen: so sind sie wahrlich zufrieden und leben gern. Dies könnte denn doch in der That allenthalben gemacht werden, und die höheren Stände behielten dabei doch noch zu viel und mehr, nicht nur als die niederen hätten, sondern auch, als sie selbst brauchten. Es ist die sicherste Probe von menschlicher Volksverfassung in einem Lande, wenn die sogenannten gemeinen Leute daselbst gern leben. Der Anblick solcher Lebenslust im Volke ist für den reisenden Menschenfreund

herzerhebend. So, wie er die Grenze betritt und den Anblick empfängt, spricht er bei sich selbst — ha, hier ist gute Zeit — hier sind die höheren Stände weniger vielfrasartig ... Daß übrigens der gemeine Mann zu sagen pflegt: der Todte sey am besten aufgehoben, rührt nicht sowohl von seiner Lebensunlust, als vielmehr von seinen Religionsbegriffen her. Da er seinen Lehrern aufs Wort glaubt, so zweifelt er an einem künftigen Leben gar nicht. Im zweiten besseren Leben seyn, im Himmel seyn, bei dem lieben Gott seyn, sind aber für ihn gleichbedeutende Redensarten. Und so hat er allerdings Recht, daß man in einem besseren Leben auch besser aufgehoben sey. Eigentlich sollte ihm aber doch endlich einmal gesagt werden, daß man auch schon in diesem Leben bei Gott sey.

Ich stimme also völlig darin ein, daß der grosse Werth des Lebens allgemeinanerkannt sey. Ich erinnere mich hierbei ganz ausserordentlich auffallender Beispiele, die hiefür sehr entscheiden. Ich weiß, daß Missethätern die Wahl gelassen ward zwischen lebenslänglicher harter Gefängnißstrafe und dem Schwerte. Es waren ihrer drei. Zwei davon besannen sich nicht lange, und wählten die erstere. Der dritte, ein wilder Kerl, wollte geköpft seyn. Er bekam vier Wochen Bedenkzeit; und als er zum zweiten Male gefragt ward, ver-

hat er das Schwert gleichfalls. Er brauchte also nur mehr Zeit, sich vernünftig zu besinnen, als die andern, und in diesen erstickte rasende Bosheit das natürliche Gefühl nicht, welches endlich in ihm doch auch wieder die Oberhand gewann. Ja, ich weiß ein für die Allgemeinheit der Lebensliebe noch redenderes Beispiel. Für einen ganz abscheulichen Unmenschen von Bösewicht ward jede Todesstrafe für zu gering gehalten, und man veruetheilte ihn, auf Lebenszeit in liegender Stellung angeschmiedet zu werden. Es war ein junger Kerl von starker Leibesbeschaffenheit, der noch ein halbes Jahrhundert vor sich erblickte. Er ward wie rasend, als er den Urtheilsspruch hörte, und erbot sich selbst, lieber von nnten auf gerädert zu werden. Man schmiedete ihn an. Der Anblick aber ward bald für die Menschheit schaudernd. Nach einem Vierteljahre also sollte er begnadigt, d. h. gehenkt werden; aber er bat sich's nun zur Gnade aus, angeschmiedet liegen zu bleiben, und so liegt er nun seit vielen Jahren noch, und — lebt gern. *)

---

*) Durch eine mächtige Fürsprache ward ihm endlich sein Schicksal erleichtert, und er bekam so viel Freiheit, als die übrigen Züchtlinge. Da wußte er sich auf die listigste Weise gänzliche Freiheit zu verschaffen, entfloh aber vermuthlich über das Weltmeer, weil er auf dem festen Lande nichts weiter von sich sehen und hören lassen. d. H.

Eilfte Betrachtung.

(Fortsetzung.)

Wie ich nun glaube, daß der Trieb zu seyn, zu leben und fortzudauern, allgemein sey, so will ich auch gern glauben, daß er sich noch bis über das Grab hinaus erstrecke, und daß er sich besonders bei Sterbenden in wahre Sehnsucht nach einem zweiten Leben verwandeln möge. Auf die Frage, ob er nicht Fortdauer im Tode lieber sehe, als Vernichtung, kann ein vernünftiger Mensch nicht anders, als Ja, antworten. Er widerspräche sich sonst entweder selbst, wenn er Trieb fortzudauern erst hätte, und dann wieder nicht hätte, oder er gäbe dadurch zu erkennen, daß er ahne, das künftige Leben werde an ihm den Heuchler aufdecken, der in diesem vermummten Leben freieren Spielraum hatte. Ich selbst gestehe es mir, daß mir Fortdauer, wenn sie ist, lieb seyn solle; nur muß ich bei meiner Untersuchung hieran nicht denken. Jetzt muß mir es gleichviel seyn, es springe aus ihr heraus, was da wolle; denn wenn Nichts aus ihr herausspringt, was könnte mir alles Wünschen und Verlangen nach Fortdauer helfen?

Das ists eben, was mir bei diesem ganzen Beweisgrunde nicht in den Kopf will. Er lautet doch mit andern Worten gleichsam also — weil

der Mensch herzlich wünscht und sehnlich verlangt, daß er im Tode fortdauern möge, so muß er auch im Tode fortdauern... Aber hilf Himmel, was könnte da der Mensch nicht Alles herzlich wünschen und sehnlich verlangen! Würde daraus auch folgen, daß es ihm zu Theile werden müßte, oder auch nur zu Theile werden könnte? Doch — es ist mir, als hörte ich antworten — „ja, es muß nichts Ungerechtes, wenigstens nichts Thörigtes seyn, was der Mensch herzlich verlangt und sehnlich wünscht; wenn es denn aber etwas Unverwerfliches, etwas Wahrhaftigwürdiges ist, worauf er seine innigste Begierde richtet, so wirst du doch dein hartes Urtheil zurücknehmen? Denke einmal, der Wunsch nach Fortdauer im Tode greift ja tief in die Bestimmung des Menschen ein, in seine Bestimmung, weise und gut zu werden; wer sollte denn nicht gern noch weiser und besser, und ewig weiser und besser zu werden wünschen? Und du sagst ja selbst, daß es an sich nichts Unmögliches sey, daß der menschliche Geist im Tode fortdauern könne; was sollte also der Erfüllung seines heiligsten Wunsches entgegen seyn — wer? Gott etwa? O, wenn du an Gott glaubst, so ist die Sache jetzt schon entschieden. Gott ist das gütigste Wesen. Der Mensch kann fortdauern — der Mensch

will fortdauern — bei Gott! der Mensch wird fortdauern.“

Den Gedanken an die Gottheit lassen wir vor der Hand noch aus der Untersuchung, Freund! inzwischen macht deine Rede auf mich Eindruck. Allein — zugegeben auch, der Wunsch nach Fortdauer im Tode wäre der heiligste Wunsch des Menschen, so kann er vielleicht eben darum unerfüllt bleiben, weil er der heiligste ist. Ich will damit sagen — der grösseste, der also zu groß für ihn ist. Du sprichst zwar von Bestimmung des Menschen, weise und gut zu werden, in welche dieser Wunsch unmittelbar eingreife; muß denn aber diese Bestimmung nicht irgendwo, wie jede andere Wesenbestimmung, ihre Grenzen haben? Vielleicht macht die höchste Stufe von Weisheit und Tugend, welche jemals ein Mensch erstieg, diese Grenze aus, und vielleicht ist das die ganze Bestimmung des Menschen, sich zu bestreben, diese Stufe zu erreichen. Sieh die ganze Erde an; auf Unsterblichkeit der Arten ist wohl Alles auf ihr angelegt, aber nicht auf Unsterblichkeit der einzelnen Wesen. Die Erde verjüngt sich auf allen Seiten immer wieder von neuem. Alle Arten von Wesen, die sie schmücken und die unter diesem Schmucke umherhüpfen, umherflattern und umherkriechen, erneuern sich von Zeit zu Zeit. Sie sterben nicht aus, und

so gewährt die alte Erde noch heute einen so jungen, frischen und schönen Anblick, als wenn sie noch in ihrem ersten Zeitraume wäre. Sieh, so ist's nun auch mit dem Menschen. An Unsterblichkeit unserer Art können wir getrost glauben — denn wir sehen sie; aber auch an unsere einzelne Unsterblichkeit? Wo ist einer von den Todten schon wiedergekommen? Und wo ist sonst ein ähnliches Beyspiel davon in der ganzen Natur?

„Der Schmetterling!!! Denke an sein erstes niederes Raupenleben, und dann an das frohere Leben, das er als Vogel führt!“

Den Schmetterling, Freund, führe nicht als Beyspiel an, er paßt nicht. Die Raupe ist ja in ihrem Puppenstande gar nicht todt, sondern lebt als eingeschlossene Raupe wirklich fort. Raupe und Schmetterling sind gar nicht verschieden, wie Mensch im ersten und Mensch im zweyten Leben, sondern wie der Mensch Kind und der Mensch Mann in demselben ersten Leben. Wohin denkst du also mit deiner Vergleichung? So könntest du auch alle Käfer und Fliegen zum Beyspiele anführen, die alle auch erst Maden sind. Wisse aber, ein Wesen ist nicht eher vollkommen, bis es sich fortpflanzen kann. Das kann die Raupe nicht als Raupe, sondern als Schmetterling erst,

und darum ist der Schmetterling nicht dasselbe Thier zum zweyten Male, sondern dasselbe Thier zum ersten Male in seiner Mannbarkeit, d. h. in seiner Vollkommenheit. Und — was thut der Schmetterling, wenn er sich nun auch fortgeflanzt hat? Er legt sich hin und — stirbt. Sieh, ganz so, wie der Mensch.

„Aber bey uns Menschen könnte doch eine Ausnahme seyn, und zur Unsterblichkeit der Art auch die Unsterblichkeit der einzelnen Wesen, welche zu ihr gehören, hinzukommen. Du sagst ja selbst, der menschliche Geist könne im Tode fortdauern.“

Ja, kann, kann! Muß er darum fortdauern?

„Muß freylich gerade nicht, aber wird doch.“

Auch das wird folgt nicht. — Mir fällt da noch etwas über den Beweisgrund vom herzlichsten Wunsche und vom sehnlichsten Verlangen ein. Welcher Wunsch kann unverwerflicher und der Weisheit und Tugend selbst wohlgefälliger seyn, als der Wunsch eines sterbenden Vaters bey seinen Kindern, die er unerzogen hinter sich läßt, noch fortzuleben? Wie

herzlich, wie sehnlich thut er ihn! Wird deshalb sein Wunsch erfüllt?

„Ja, aber dieser Wunsch kann nicht erfüllt werden. Sein Körper ist nun einmal seiner Zerstörung nahe, und es ist unmöglich, ihn von ihr zu retten. Aber — fortdauern im Tode kann dieser Vater noch, wiedersehen kann er einst seine Kinder, die er jetzt verlassen muß, und so kann sein Wunsch hiernach erfüllt werden.“

Ja, kann, kann! — Und in Ansehung der Allgemeinheit des Glaubens an Fortdauer im Tode unter den Weltvölkern mache ich gewiß eine richtige Bemerkung, wenn ich sage, daß es sich nicht so verhalte, daß ein Volk, sobald es nur den geringsten Grad von Ausbildung erlange, oder gar nur einen Fuß breit aus dem Stande der Thierheit heraustrete, ihn aufzuweisen habe. Wäre dieß, so hätte es ihn gewiß nicht aus sich selbst gefunden, sondern irgend ein fremder Lehrer hätte ihm selbigen zugebracht. Ich glaube vielmehr, daß schon ein beträchtlicher Grad von Ausbildung dazu gehöre, wenn ein Volk aus sich selbst darauf kommen soll. Ich glaube, daß er allemal erst ankomme, wenn der Hang zum Uebermaaße kommt. Vielleicht ist er selbst eine Art von Uebermäßigkeit — Fortdauerwunsches-Uebermäßigkeit..,

Sobald die Menschen erst nicht mehr Speisen genug, Kleider genug, Stuben genug, Geräthe genug, Künste genug bekommen können, können sie auch nicht mehr Daseyn genug bekommen. Auch hats ja andere Lehrsätze genug gegeben, auf welche fast alle Völker kamen, und die deswegen doch nicht wahr sind; z. E. die Lehre von bösen Geistern. Hat der unwahre Satz gar viel Annehmlichkeit, so ist's vollends kein Wunder, wenn die ganze Welt auf ihn käme. Ein süßer Traum wird allenthalben gern geträumt.

Wichtiger aber ist mir der Gedanke, daß, wie die Sinnlichkeit das Verlangen nach längerem Erdenleben erzeugt, eben so auch die Vernunft, sobald sie sehr erwacht, das Verlangen nach Fortdauer im Tode erzeuge, und daß also, wie jenes Verlangen ein Trieb des sinnlichen Menschen ist, dieses Verlangen ein Trieb des vernünftigen Menschen sey.

Das ist wahr, daß kein Wesen mit seinen wirklichen Trieben in Widerspruch stehen könne. Ich fühle das, was hierüber gesagt ward, ganz durch, und unterschreibe es. — Trieb ist Versprechen, das seiner Natur geschah; solch Versprechen setzt gewisse Erfüllung voraus; wo wahrer Naturtrieb ist, da muß auch Befriedigung desselben seyn. Auch dieß muß ich zugeben; denn, wenn ich denken wollte — „die Natur verspricht

nichts, als was sie gibt, und was sie nicht gibt, hat sie nicht versprochen; ob sie also etwas versprochen hat, muß man erst daraus schließen, wenn sie es gegeben hat." — so käme das eben so heraus, als wenn ich behauptete, daß erst die Befriedigung des Naturtriebes, und dann der Naturtrieb selbst kommen müsse. Eben so unterschreibe ich auch Alles, was von wirklicher Befriedigung aller übrigen Triebe des Menschen gesagt ward; der Augenschein lehrt, daß es Wahrheit sey. Nur entsteht nun die Frage: ob das Verlangen nach Fortdauer im Tode unter die Triebe des Menschen, oder nicht vielmehr unter seine Leidenschaften gehöre.

Jeder Trieb kann Leidenschaft werden. Hunger ist Trieb, und muß befriedigt werden; muß es aber auch Fräßigkeit? Schläfrigkeit ist Trieb, und muß befriedigt werden: aber auch Faulenzerey? Begattungsverlangen ist Trieb, und muß befriedigt werden; aber auch Wollust? Streben nach Geld und Ehre sind Triebe, und müssen befriedigt werden; aber auch Geiz und Stolz? Sobald der Mensch seinen Trieb übermäßig fühlt und äußert, wird der Trieb Leidenschaft. Und so ist auch unter seinen edelsten Trieben keiner, der nicht oft in Leidenschaft ausartet: Sein Trieb nach Erkenntniß kann in Alleswisserey übergehen;

sein Trieb, thätig zu seyn, in Sucht, sich in Alles, was vorgeht, mischen zu wollen. So, wie er nun Befriedigung seiner Triebe fordern darf, darf er nicht Sättigung seiner Leidenschaften fordern; und thut er's, so versagt sie ihm die Natur, und alle Welt spottet über ihn. Das Verlangen, zu leben so lange zu leben, als man leben kann, mag immerhin zu seinen Trieben gehören, wenn er aber unmässig und unersättlich in dem Lebensverlangen ist, wenn er auch im Tode noch fortleben will: ist das nicht eine Leidenschaft vom ersten Range, welche er sich zu Schulden kommen läßt? Wie kann er begehren daß sie befriedigt werden müßte?

Kaum habe ich diesen Einwurf gemacht, so fühle ich selbst, daß er zu hart sey. Das Verlangen des Menschen, im Tode fortzuleben, kann auf keinen Fall unter seine Leidenschaften gerechnet werden. Ich will z. B. den Hunger nehmen. Dieser wird dadurch zur Fräſſigkeit, wenn ein Mensch auf einmal statt einer Mittagsmahlzeit drey verlangt; beschuldigt man aber den wohl der Fräſſikgeit, der drey Tage hinter einander an jedem Mittage sein Mittagsmahl begehrt? Zu viel auf einmal ist also Sache der Leidenschaft; aber immer genug hintereinander, so oft man es nöthig

hat, ist Sache des Triebes. Noch ein Beyspiel von höherer Art! Alleswisserey sey immerhin lächerliche Leidenschaft; aber verehrungswürdiger Trieb des Menschen ist's und bleibt's, an jedem Tage die Menge seines Wissens vermehren zu wollen. Ja, wenn der Mensch zwey Leben auf einmal haben wollte, so könnte man ihn der Lebensleidenschaft mit Recht beschuldigen; wenn er aber ein Leben nach dem andern verlangt, nicht. Alsdann ist das Verlangen von neuem zu leben, wenn das alte Leben aufhört, nichts weiter, als Fortsetzung des Triebes, dies Leben zu haben, so lange als möglich. Lust, unsterblich zu seyn, ist blos die verlängerte Lust, alt zu werden.

Ich bekenne, daß ich hierauf nichts weiter zu antworten weiß. — Aber es fällt mir noch etwas wichtigeres ein. Wenn ich nun auch zugeben muß. das Verlangen des Menschen, im Tode fortzudauern, gehöre nicht zu seinen Leidenschaften, sondern zu seinen Trieben, die befriedigt werden müssen: so weiß ich doch auch, daß ein großer Unterschied sey zwischen natürlichen und erkünstelten Trieben. Nur den erstern ist Befriedigung verheißen. Sollte aber nicht der Trieb nach Fortdauer im Tode offenbar zu den erkünstelten gehören? Menschen, die im ersten Stande der Natur noch leben, haben

ihn, wie weltbekannt ist, nicht. Wäre er ein natürlicher Trieb, wie der Hunger, so müßten diese ihn auch haben. Welch eine Menge von erkünstelten Trieben aber gibt es nicht unter gebildedeten Völkern! Man gehe nur in die große Welt und sehe sein blaues Wunder. Dinge, wovor der Naturmensch sogar Abscheu hat, sind oft unsern sogenannten vornehmen Leuten unentbehrliches Bedürfniß.

Das Letztere ist Wahrheit, und es wäre immer der Mühe werth, eine geheime Geschichte der grossen Welt zu schreiben, um allgemeines Erstaunen darüber zu erregen, weil ein Theil der Menschen recht darauf sinnt, seine Bedürfnisse bis ins Unendliche zu vermehren, während daß der andere sich beynahe todt darüber sinnt, wie er sein halbes Dutzend unumgänglich nothwendiger Bedürfnisse nur zur Noth befriedige. Inzwischen ist wohl zu merken, daß gerade derjenige Theil der Menschen, welcher seine Triebe zu Hunderten vermehrt, vom Triebe nach Fortdauer im Tode wenig oder nichts wisse. Ich halte es also für Unbescheidenheit gegen die Menschheit, diesen ihren edlern Trieb mit jenen unedeln in Vergleich zu stellen. Sollte aber daraus, daß der Wille vom Triebe nach Fortdauer im Tode nichts weiß, folgen, daß dieser Trieb unter die erkünstelten gehöre?

Aller-

Allerdings erwacht er nicht eher, bis die Vernunft beträchtlich erwacht. Nun käme es also darauf an, ob der Mensch dazu bestimmt sey, oder nicht, daß seine Vernunft beträchtlich erwache. Wie kann ich aber wohl im geringsten hieran zweifeln? Gab er sich selbst die Vernunft, oder ward sie ihm gegeben? Ach, wenn ein Wesen selbst sie sich geben könnte, wie gern gäbe das Pferd sie sich auch! und wenn sich der Mensch so viel von ihr geben könnte, wie er wollte, wie gern thäte dies mancher von Papa und Mama eingedummte Freiherr auf dem Pferde! Ward aber die Vernunft dem Menschen gegeben, so ward sie ihm gegeben, daß er sie brauchen sollte; gegeben ward sie ihm, daß er sie auf das höchstmöglichste ausbilden sollte, um sie auf das höchstmöglichste brauchen zu können. Jeder Trieb also, der alsdann erst im Menschen erwacht, wenn er seine Vernunft recht ausbildet und wohl gebraucht, ist so gut ein Naturtrieb in ihm, wie der Hunger, den er vor Erlangung aller Vernunft schon empfindet. Ja, ich glaube, ein solcher Trieb gehört zu seinen edleren. Und wenn nun die weniger edlen befriedigt werden, wie vielmehr die mehr edlen.

Nun ist unter allen edleren Trieben des Menschen der Trieb nach Fortdauer im Tode doch wohl der alleredelste, und ich dächte, Jeder

müßte es fühlen, daß er sich selbst beschimpfte, wenn er ihn mit jenen thörigten Trieben, die zwar durch die Vernunft auch, aber nicht durch die recht ausgebildete, und noch weniger durch die wohl gebrauchte Vernunft gewirkt werden, vergleichen könnte, und also — — und also — —

Ich bekenn' es, hier fällt Licht in das Thal des Todes. Vater, zu deinem Grabe will ich! — Ich weiß nicht, wie mir wird.

Zwölfte Betrachtung.
Dritter Vernunftgrund.

Es ist ein seltsames Ding mit dem Menschen. Beinahe hätte ich mir gestern etwas in den Kopf gesetzt. Bei meines Vaters Grabe fand ich diesmal auch wenig Huld. Es regnete aber auch, und der Regen war eisig. Ich will also kalt noch von gestern, hören wie die Vernunft die Zukunft weiter darthun soll. — —

Der Mensch ist unleugbar durch die erhabensten Vorzüge vor der gesammten Thierwelt ausgezeichnet worden. Seines aufrechten Ganges wollen wir nicht gedenken; denn jeder Sperling, weil er nur zwei Füße hat, geht auch aufrecht. Seiner Stärke und Schnelligkeit auch nicht; denn schon das Pferd ist stärker als er, und jeder Hase läuft ihn aus. Seiner Dauer auf der Erde auch nicht; denn der Elefant wird älter, als er. Aber —

Welch ein weit höherer Geist blickt aus Allem hervor, was der Mensch ist, hat und thut, als aus dem Thiere! wenn das Thier seine noch so künstlich scheinenden Arbeiten blos nach Art eines Treibwerks und wie aus Naturzwang verrichtet, ohne selbst zu wissen, was es thue: so kann der Mensch jede Handlung vorher überlegen, seinen Entwurf dazu machen, ihn wieder abändern, und jeden neuantretenden Umstand in ihn aufnehmen. Je öfter er dieselbe Handlung verrichtet, desto besser verrichtet er sie, und so ist er in einem immerwährenden Fortschreiten nach Vollkommenheit. Er braucht nicht zu werden, was er muß, sondern kann werden, was er will. Das Thier ist nur gewisser, weniger und ihm bestimmter Verrichtungen fähig; sein Wirkungskreis aber ist unermeßlich. Welch eine Menge von Künsten, die sein Geist erfunden hat! Welch ein Heer von Wissenschaften, die er bearbeitet und in Lehrgebäuden hinstellt! Himmelsmesser wie Feldmesser — Zergliederer und Auflöser, wie Zusammensetzer der künstlichsten Werkzeuge — Mahler wie Dichter, — grübelnder Weltweiser, wie Tonkünstler; beurkundet er die Herrlichkeit seiner Natur. Er allein erkennt die Dinge um sich her; alles Andere ist nur da, um von ihm erkannt zu werden. Er, nur er, dringt mit seinen Blicken in die Ordnung der Welt ein, sieht Zwecke und Hinwirkungen der Dinge zu diesen Zwecken, und entdeckt die

Verbindung zwischen Ursachen und Wirkungen. Er, nur er ist nicht blos sinnlicher, sondern auch abgezogener Begriffe fähig, und hat Sinn für Schönheit und Vollkommenheit. Ihn nur bezaubern die Reize der Natur und der Kunst; ihn nur entzücken die Einklänge der Töne. Er nur hat sittliches Gefühl; er nur kann frei handeln; er nur empfindet, was Freundschaft und höhere Liebe sey. Sein Körper sogar ist das Meisterstück der Erdenwelt; er hat alle Sinne der Thiere in der zweckmässigsten Vollkommenheit beisammen, und kann es noch in künstlicher Ausbildung eines jeden derselben bis zur höchsten Bewundernswürdigkeit bringen. Er, nur Er, einzig und allein, nur Er erblickt Gott in der Natur, hört Gott der Natur, hört Gott in seinem Herzen, und betet den Ewigen an.

Solch ein Wesen ist der Mensch! Wie sollte ein solches Wesen fürchten dürfen, mit den übrigen Wesen, die so unendlich tief unter ihn gestellt sind, gleiches Endschicksal zu haben, und, wie sie, im Tode zu vergehen? Wer auf allen Seiten so ausgezeichnet ward, der ists gewiß auch auf der wichtigsten Seite, auf der Seite der Fortdauer. Da dies nun bei dem Menschen in Ansehung seiner irdischen Dauer nicht zutrift, indem ihn nicht nur Thiere, sondern auch sogar Bäume und Blumen, überdauern: so muß ihm Fortdauer im Tode diesen sonst ganz unbegreiflichen Abgang ersetzen.

Wie aber, wenn sich gerade das Gegentheil hieraus schliessen liesze? — Allerdings hat der Mensch die ausgezeichnetesten Vorzüge vor den Thieren, wie vor allen übrigen Wesen, und das aufgeführte Verzeichnisz derselben liesze sich noch weit vollständiger verfassen; aber eben darum, weil er schon so viel voraus hat, so verlange er auch nicht noch Mehr, sondern sey damit zufrieden. Ist es denn noch nicht genug, in einer ganzen Welt unter allen Wesen das Beszte zu seyn? Hat der Mensch etwa einen Freiheitsbrief zur Unersättlichkeit? Sehet die übrigen Wesen an; sie kommen alle und gehen wieder, und haben, während dasz sie da sind, unendlich weniger als er. Auch unter ihnen giebt es beträchtliche Verschiedenheiten, und manches davon hat ebenfalls viel mehr, als die andern; er nur hat am meisten. Wie nun unter den übrigen die, welche mehr haben, als andere, dessen ungeachtet in ihr Nichts zurückkehren, so kehrt auch er, der am meisten hat, dahin zurück. Genug, er hat, so lange er da ist, am meisten; dies sollte sein Vorzug seyn. Und — ist er denn nicht lange genug da? Ist es nicht über alle Maaße viel, einen so groszen Reichthum von Vorzügen beinahe ein Jahrhundert hindurch zu besitzen, und in einer ganzen Welt unter allen Wesen beinahe ein Jahrhnndert hindurch das beszte zu seyn? Sonderbarer Schlusz —

ein Wesen, das auf allen Seiten ausgezeichnet ist, muß es auch auf Seiten des Todes seyn! Hätte dies seyn sollen, so würde der Mensch nicht sterben.

„Das konnte aber nicht seyn, daß der Mensch nicht stürbe. Jenes aber, daß er im Tode fortdaure, kann seyn. Und weil er nun hier nicht auf immer da seyn konnte, so — — “.

Der Mensch begehrt zu viel; laß uns noch einmal zu seiner Herrlichkeit zurückkehren! — Aus derselben Quelle, aus welcher jene großen Vorzüge entspringen, aus der Vernunftfähigkeit entspringt auch für ihn die Herrschaft über die ganze Erdenwelt. Unableugbar und für ihn über alles vortheilhaft ist diese. Laß uns bei dem Thierreiche anfangen! Kann eine Obergewalt unumschränkter gedacht werden, als die, welche er über dieses ausübt? Jedes ihm schädliche Thier weiß er aus dem Wege zu räumen; jedes ihm nützliche weiß er zu benutzen; und beider Arten bemächtigt er sich nach Gefallen, sie mögen sich von ihm ergreifen lassen, oder mögen fliehen vor ihm, wie sie wollen. Sind sie stärker oder schneller als er, so ersetzt ihm seine Vernunft die ihm fehlende Stärke und Geschwindigkeit. Diese ließ ihn am stärkeren Rosse und am noch stärkeren Elefanten die empfindlichsten Theile ausfindig machen, so, daß er als bloser Knabe schon sie leiten kann, wie er will. Diese ließ ihn das Netz erfinden, um den Fisch zu er-

haschen, und die Falle, um die Maus zu fangen, und die Pfeife, um die Vögel in sein Garn zu locken, und das Gewehr, um den Hirsch in weiter Ferne zu Boden zu strecken. Viele von den nützlicheren Thieren hat er zahm zu machen gewußt, und braucht sie bald blos zu seinen Arbeiten, bald gar erst zur Arbeit, und dann noch zur Speise. Dem einen packt er seine Lasten auf; das andere muß ihn sättigen; noch ein anderes muß ihn kleiden. Sogar Fuchs und Wolf und Bär, die sich vor ihm in die Wälder flüchten, spürt er aus, erkennt sie schon an ihren Fußtritten, und nimmt ihnen den Pelz zu seiner Kleidung ab.

Nun komm zum Pflanzenreiche! Da treibt der Mensch sein fürchterliches Reich und Wesen, wie im Thierreiche. Auch da macht er zu Speise, Trank und Kleidung für sich Alles, was dazu die erforderlichen Eigenschaften hat. Er schneidet den Kohl, presst die Trauben, schüttelt das Obst, erndtet den Waizen ein, hechelt den Flachs. Er wirft mit seiner Axt die vierundzwanzigklaftrige Eiche zu Boden, als wenn es eine Sonnenblume oder Malve wäre; und sie muß fallen, wohin er will. Ganze Wälder stürzt er um, wärmt sich damit im Winter, kocht dabei seine Mahlzeit, bauet sich davon sein Haus, und verflösset das Uebrige ins Ausland. Wie er die Pflanzenwelt zu seiner Speisekammer macht, so macht er sie

auch zu seiner Arzneikammer. Er heilt mit ihren Kräutern seine Wunden, reinigt damit seine Brust, stärkt damit seinen Magen. Wurzeln und Rinden weiß er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zu gebrauchen. Er pflanzt die Blumen in Reihen und Haufen, weidet sein Auge an ihrem schönen Farbenspiel, zieht ihren erquickenden Wohlgeruch ein, pflückt sie zu Sträussen und bindet sie zu Kränzen.

Ja, sogar das Steinreich muß ihm zu Gebote stehen. Er gräbt die Erze mit bewundernswürdiger Kunst aus den Eingeweiden der Erde hervor, verfertigt daraus die herrlichsten Werkzeuge und die schönsten Zierrathen, und münzt daraus sein Geld, das die Seele des Handels ist. Er sammlet die Edelgesteine, und bereitet davon den blendendsten Schmuck. Er bricht den Kalkstein, seine Wände damit zu verbinden, und den Schiefer, seine Dächer zu decken. Den ungeheuren Feldstein sprengt er, und durch ganze Felsenmassen führt er seine Landstraßen fort. Unumschränkt herrscht er über Alles, was auf Erden um ihn her da ist.

Diese Betrachtungen sind anmuthig; laß sie uns noch weiter führen! — Ueber die Erde selbst herrscht der allgewaltige Mensch. Er gräbt und pflügt ihren Rücken auf, und sie muß ihm Früch-

te tragen, welche er will. Findet er ihre Oberfläche zu dürftig, so bohrt er weiter; und findet er tiefer bessere Erdschichten, so wühlt er sie herauf, und kehrt das Oberste zu unterst. Er gräbt Brunnen, trägt die Höhen ab, wällt die Gründe auf, pflanzt Baumreihen, verwandelt die Sümpfe in Wiesen, die Sandfelder in Gärten und Lustgefilde, und rottet hier einen Wald aus, und säet dort wieder einen an. Auch die Himmelsgegenden weiß er sich unterwürfig zu machen. Seine Vernunft macht ihn unabhängiger von der Verschiedenheit derselben, als irgend eine Thierart. Er weiß sich ihnen gemäß zu bedecken; und allenthalben Nahrungsmittel für sich zu finden, und gewöhnt sich solchergestalt bald an jeden Erdstrich. So ist nicht nur ein Theil der Erde, sondern die ganze Erde sein. Und will er zu Hause bleiben, und doch die Erzeugnisse aller Himmelsgegenden geniessen, so lässet er sie sich durch den Handel verschaffen. Er kann sogar den rauheren Himmel seines Vaterlandes verbessern, wenn er die ungeheuern Waldungen niederhauet, die Moräste austrocknet, und Gegenschein anlegt. Auch das Meer muß sich seiner Herrschaft unterwerfen. Seine Vernunft lehrt ihn Fahrzeuge zu Wasser, wie zu Lande, bauen, und er eilt über das unmeßbare Weltmeer mit unermeßlichem Muthe dahin. Er werde durch Sturm verschlagen,

wohin er wolle, er irre, ohne Land zu sehen, noch so lange auf den Wellen umher: jederzeit lehrt ihn sein Himmelsgegendmesser, wo er sey. Mit den ersten Weltgrundstoffen sogar nimmt er es auf, und bringts auch in der Gewalt über sie mit jedem Jahrhundert weiter. Luftschiffer, wie Wassertaucher, bringt er Feuer hervor, und löscht es wieder. Dem Wasser setzt er Gränzen durch Erddämme; er bauet Brücken, und verbindet durch lange, breite Graben einen Fluß mit dem andern. Dem Blitze sogar gebietet er durch Ableiter: die Regenwolken zertheilt er durch donnernde Schüsse. Noch sind ihm übrig Erdbeben und Sturm, und es ist kein Zweifel, daß ihn seine Vernunft mit der Zeit wenigstens mehr zum Herrn auch über diese machen werde, als er es jetzt noch ist.

„Nun, und also — der Herr der Erde am Ende selbst Erde! Wie lässet es sich glauben, daß eine so völlige Herrschaft über alle Wesen ausser sich mit völliger Niederlage seines eigenen Wesens sich schliessen werde? Erst so viel Prunk und Herrlichkeit, und am Ende — Nichts!“

Sieh doch aber nur Alles, was da ist, an; ist denn nicht Alles blos vorübergehende Erscheinung; Betrachte die amerikanische Aloe — was für lange Anstalten macht die Natur zu ihrer Blüthenherrlichkeit, und wenn sie geblühet hat, was ist sie? Betrachte die Eiche, die der

Schmuck des Waldes Jahrhunderte hindurch ist, verfault sie nicht endlich in sich selbst? Betrachte den Elefanten, den Wallfisch — was für eine Masse von Fleisch ist an ihnen auf einander gehäuft, und wozu am Ende anders, als daß kein Loth davon übrig bleibe? Betrachte den feuerspeienden Berg — welche fürchterliche Pracht zeigt er vielen Geschlechtern hinter einander, und ist nicht das Ende davon, daß er ausgebrannt einstürzt? So ist auch der Mensch eine vorübergehende Erscheinung, und sinkt zuletzt mit aller seiner Herrlichkeit in den Staub zurück. Ihm fiel das große Loos in dem Glücksspiele des Daseyns zu; er ist, so lange er da ist, Herr über alles Uebrige. Also — noch einmal gesagt — ists denn nicht alles Mögliche, beinahe ein Jahrhundert hindurch Herr über Alles zu seyn?

Aber der Mensch hat doch so viel Verdienste um die Erde, daß er schon deshalb bei seinem Abgange von ihr noch eines Vorzugs vor den Thieren werth ist. Was wäre sie ohne ihn? Nur in ihren wärmsten Gegenden würde sie einem Garten ähnlich sehen; ihr größter Theil würde zwar auf den Höhen große, wilde, seltsame Aussichten gewähren; unten selbst aber würde er nichts, als Wüste und Sumpf, seyn. Aus den uralten, durch Stürme umgeworfenen und vermoderten Waldungen würden von Zeit zu Zeit neue auf-

schiessen, die alle Sonnenstrahlen der Erde entzögen, daß sie gar nicht abtrocknen könnte. Thau, Nebel und Regen, die unaufhörlich von den Bäumen tröpfelten, würden in den Gründen zusammenlaufen, und am Ende einen allgemeinen Morast bilden, dessen stinkende Ausdünstungen die Luft verpesteten, so, daß sie nur ein Wohnplatz für wenig Arten von Thieren, das Geschmeis abgerechnet, seyn könnte. Wie, wenn ihm blos solchergestalt die mehresten Landthiere heutiges Tages ihr noch fortdauerndes Daseyn zu danken hätten? Alle fruchtbare Felder, Wiesen und Auen sind seiner Hände Werk; alle Städte und Dörfer, die der Erde ein so edles Ansehen geben, sind es noch mehr. Er hat die Getraidearten, die Blumen, die Früchte durch sorgsame Pflege veredelt. Er hat Bäume und Reben, Gemüse und Beeren aller Art aus den mittäglichen Gegenden in die mitternächtlichen verpflanzt, die sonst heute noch in äußerster Armuth sich befinden, und nichts, als die elendesten einheimischen Gewächse, aufzuweisen haben würden. Was thut dagegen das Thier für die Erde? Nur einige Thierarten helfen sie blos bearbeiten, aber auch nur durch den Menschen angelehrt, und nicht anders, als unter seiner immerwährenden Aufsicht und Antreibung; die übrigen alle grasen und äsen sich blos auf ihr, und geben ihr dafür erst ihren Koth, und dann sich selbst zurück. Warlich,

der Mensch hat's an der Erde verdient, daß er im Tode fortdaure, und da er fortdauern kann, so ist es der einzige Lohn für ihn. Dauerte er nicht fort, so hätte er, der Fleissigste vom ersten Range, verhältnißmäßig weniger, als die dummen Thiere, welche ihn für sich mitsäen lassen, seine Saaten im Felde, in der Scheuer, auf dem Kornboden sogar noch bestehlen, und in dem Maaße allenthalben, wohin sie kommen, alles zertreten, verschlechtern und verwüsten, in welchem er anbauet, veredelt und verschönert. Also — dazu hätte er die Vernunft erhalten, daß sie ihm nur mehr Arbeit machen sollte?

Das ist ja eine seltsame Art zu beweisen, möchte ich schier sagen. Hat man auch jemals gehört, daß große Rechte ohne große Pflichten sind? Ist es genug, jene nur genießen zu wollen, ohne diese zu erfüllen? Und wenn Jemand die Pflichten erfüllt, welche aus seinen Gerechtsamen entstehen, kann er noch besondern Lohn dafür verlangen, oder belohnen ihn nicht die Gerechtsame selbst? Hat der Mensch die größte Gewalt über die Erde erhalten: so hat er dadurch auch die größte Aufsicht und Fürsorge über sie erhalten; will er sich dieser entziehen, so muß er jener entsagen. Und wem stiftet er denn Nutzen damit, wenn er anbauet, anpflanzt und die Erde verschönert? Der Erde doch wohl

nicht? Einem todten Klumpen kann es gleichviel seyn, er falle schöner oder schlechter ins Auge, er grüne und blühe, oder liege wüste und öde. Der Thierwelt etwa? Der Mensch spricht ihr ja selbst den Sinn für die Schönheit ab; also verschönert er die Erde blos für sich. Für sich bauet er auf ihr Städte und Dörfer; für sich legt er Gärten und Felder an; für sich hat er die Getreidearten, Blumen und Früchte veredelt; für sich hat er die Fremdlinge der mittäglichen Gegenden in die mitternächtlichen verpflanzt, und da nach und nach einheimisch gemacht; für sich trocknet er die Sümpfe und Moräste aus, und wenn dadurch auch mehrere Landthierarten das Bürgerrecht auf der Erde empfangen, so hemmt er zugleich dadurch auf der andern Seite die Vermehrung der Wasserthiere. Es fällt ihm auch bey Urbarmachung uralter Brüche gar nicht ein, daß er dadurch jenen ein ausgebreiteteres Daseyn verschaffen wolle; und erfolgt dieß hernach nebenzu, so erfolgt es ebenfals nur für ihn. Mehrere dieser Thierarten, deren Daseyn er sich zuschreibt, helfen ihm bey seinen Arbeiten treulich. Daß sie es durch ihn erst lernen müssen, daß sie es nicht ohne ihn thun, schadet nichts; genug, sie thun es. Beruhet nicht der ganze Acker und Feldbau mehr auf Thierarbeit als auf Menschenarbeit? Verrichten nicht beynahe das ganze Ausfuhrwesen der Erzeugnisse und

Waaren zu Lande die Thiere? Und — wie kärglich speiset er sie alle dafür ab! Wie mörderisch behandelt er sie oft! Wäre es nicht für viele unter ihnen besser, daß sie lieber durch ihn nicht zum Daseyn gekommen wären, als daß er ihnen solches zu einer immerwährenden Folter macht? Besuchen andere mit ihm nicht arbeitende Thierarten zuweilen seine Saaten, und zehnten bey ihm; so weiß er ja recht gut, daß dieß größtentheils solche sind, die sich dadurch für ihn mästen, und die er am Ende mit vielem Wohlgeschmack verzehrt. Also — aus den Verdiensten des Menschen um die Erde scheint mir für seine Fortdauer Nichts zu folgen; der Mensch handelt dabey offenbar eigennützig, und wer eigennützig handelt, hat seinen Lohn dahin.

Dreizehnte Betrachtung.

Weitere Untersuchung über denselben Beweisgrund.

So sey es, daß der Mensch seine Vernunft durch die Arbeit, welche sie ihm vor den Thieren zu-

zieht, nicht zu theuer bezahle; es sey, daß er Alles, was er an der Erde thut, im Grunde an sich thue! Es gibt aber noch eine andere Seite, auf welcher ihm seine Vernunft Noth macht; solche Noth, daß er, wenn er nicht Fortdauer im Tode hoffen darf, bey ihr und bey allen Vorzügen, welche sie ihm gibt, wahrhaftig unglücklicher seyn würde, als die Thiere, die ihrer beraubt sind. Und das kann doch nicht Statt haben. Der Mensch, welcher durch seine Vernunft offenbar zur höchsten Glückseligkeit bestimmt ist, muß durch sie nicht höchstunglücklich werden sollen; denn sein Wesen steht mit seinen Kräften in Widerspruch, so wenig es mit seinen Trieben in Widerspruch steht.

Hier wird meine ganze Aufmerksamkeit rege. Wohlan, ich will hören und nachdenken.

„„Die Thiere, ob sie gleich alle dem Tode unterworfen sind, haben doch keine Vorstellung vom Tode. Sie sterben, ohne zu wissen, was ihnen geschehe. Im Sterben selbst scheinen sie sich zwar alle nach ihrer Art gegen den Tod zu wehren; sie wehren sich aber eigentlich nur gegen die Schmerzen, welche er ihnen verursacht. So sträuben sie sich auch gegen Gefahren des Todes nur, weil es zugleich Schmerzgefahren sind. So heilen sie auch ihre Wunden sorgfältig, weil das Schmerzgefühl sie dazu antreibt. Täglich kann

man Erfahrungen davon machen, daß Thiere wirklich nicht wissen, was Tod sey. Es werden z. E. mehrere Lämmer zur Schlachtbank geführt, und jedes geht nicht nur geduldig hin, sondern eins sieht auch das andere bluten, zappeln und sterben, ohne darüber unruhig zu werden. Jedes verhält sich so lange still, bis es aufgelegt und auch gestochen wird. Dann zappelts, wie die vorigen zappelten; das ist Alles. Ein Huhn wird geschlachtet, und die andern Hühner kommen herbei, und saufen sein Blut. Legt man es noch flatternd hin, so stürzen die übrigen herzu, und hacken darauf. Wirft man seine Gedärme umher, so beissen sich alle Hühner im Hofe darum, zerren sich damit hundert Schritte weit, und fressen sie endlich. Ein Thier geht vor einem andern todten Thiere vorüber, ohne seine Aufmerksamkeit darauf zu richten; es wäre denn, daß es Aesung für ihn abgeben könnte. Thiere, die Leichen anfressen, versuchen auch die Schlafenden anzufressen, und nur die Bewegung, welche der Erwachende macht, verscheucht sie wieder.

Da also die Thiere nicht einmal wissen, daß sie sterben, wenn sie sterben; so wissen sie noch weniger vorher, daß sie einst sterben müßen. Man sage nicht, warum fliegen von zehn Sperlingen, die beisammen sitzen, und warum laufen von drei Hasen, die miteinander spielen, die übri-

gen fort, wenn einer von ihnen durch den Schuß fällt? Hier ist es blos das Geräusch, das der Schuß macht, was sie aus einander treibt. Man schieße blind unter sie, und es geschieht dasselbe. Man schieße aber nach ihnen, statt mit einer Flinte, mit einem Bogen, und der Erfolg wird schon geringer seyn. Könnte man ohne alles Geräusch einen von ihnen erlegen, stände man vollends so dabei, daß man von ihnen nicht gesehen würde: so würde man, falls sie nicht durch ein Ungefähr davon flögen oder liefen, sie alle nacheinander erlegen können. Es ist daher ein bekannter Vorzug, welchen die Wilden, die nur mit Pfeilen schießen, haben, daß ihnen die Jagd leichter wird; die Thiere sind bei ihnen durch den Knall des Schießgewehrs noch nicht so scheu gemacht. Und ebenso ists bekannt, daß die Seefahrer, welche von Menschen ganz unbewohnte Eilande zuerst besuchten, die Thiere insgesammt daselbst zahmer antrafen. Nach den ersten Schüssen aber, welche fielen, wurden sie so scheu, wie bei uns. Auch bei uns läuft der schon erfahrne Hase vor dem Hirten weniger, als vor dem Jäger, weil er ihn ohne Flinte erblickt. Er läuft aber beim Anblick der Flinte nicht aus Erwartung seines Todes, sondern aus Erwartung des Knalls. Man frage ferner nicht, warum tobt, wenn ein paar Schweine hinter ein-

ander geschlachtet werden, das letzte so, wenn der Schlächter in den Stall tritt: Auch dieß ist kein Beweis davon, daß dieses seinen Tod erwarte. Das Thier hat gesehen, wie der Schlächter das erste herumriß, und gehört, wie solches darüber aus Schmerz so jämmerlich schrie. Daher seine Furcht vor ihm; aber nicht, als vor seinem Todtmacher. Vielmehr sind diese Schweine, wie alles Mastvieh, der stärkste Beweis dagegen; daß die Thiere Vorherwissen des Todes hätten. Wenn das Schwein wüßte, daß es geschlachtet werden sollte: so würde es auch aus dem ungewöhnlich reichlichen Futter, das es bekommt, merken, daß die Schlachtung nahe bevorstehe. Es würde also durch übermäßiges Fressen der Hausfrau nicht den Willen thun, sondern durch strenges Fasten, wobei es nur das Leben hinhielte, die Schlachtung möglichst aufzuhalten suchen. Ebenso würde auch die dummste Gans nicht so dumm seyn, und sich in Hafer fett fressen, sondern man würde sie, wie ihre unglückliche Schwester, fett nudeln müßen. Kurz, wenn das Schlachtvieh seinen Tod vorher wüßte, so würde es sich sammt und sonders nicht fett fressen, sondern sich so mager zu erhalten suchen, als möglich.

Daraus aber nun, daß die Thiere nicht vorherwissen, daß sie sterben müßen, folgt ganz natürlich, daß sie auch lebenslang gar keine Furcht

und noch weniger Grauen vor dem Tode empfinden. Wie kann irgend ein bevorstehendes Schicksal ein Wesen unruhig und besorgt machen, von dessen Bevorstehen dieses nichts weiß? Wie glücklich werden aber hierdurch in ihrer Art die Thiere, daß sie von keiner Todesfurcht wissen! Alle ihre Genüsse werden dadurch lebenslang rein und vollkommen erhalten. Bis auf den letzten Augenblick geniessen sie so froh, als jemals, singen, wiehern, hüpfen und springen dabei; und wenn der Todesschuß, oder Todesschlag, oder Todesstich erfolgt: so hat ihnen, den Glücklichen, der Tod weiter nicht das geringste Leiden gemacht, als den Schmerz, welchen er in den Augenblicken, in welchen er erfolgt, nothwendiger Weise mit sich führt.

Nun halte den Menschen dagegen! Wie wenig Jahre lebt er, daß er nicht schon lerne, was sterben sey! Wie wenig Jahre lebt er, daß er nicht auch schon vollkommen überzeugt werde, daß er auch sterben müsse! Sobald seine Vernunft erwacht, muß er bei dem Anblick einer Leiche zu sich selbst sagen — „Das war ein Mensch; er starb — du bist auch ein Mensch; du stirbst ebensogut. — Heute ihm; morgen dir.“ Von nun an faßt der Gedanke an den Tod in ihm festen Fuß, kettet sich an alle andere wichtige Gedanken, beunruhigt ihn unaufhörlich, und trübt,

verbittert, vergällt ihm alle seine Genüsse, und die schätzbarsten unter allen am meisten. Ergötzt ihn eine schöne Aussicht von einer Höhe — sein Herz lieset am Rande derselben die Worte: Himmel und Erde vergehen für dich. Freuet er sich über den Lenz — aus seiner Brust steigt ein tiefer Seufzer auf, daß es der letzte seyn könne. — Befindet er sich in seinem nenerbauten Hause wohl — was hilfts, ruft ihm eine innere Stimme zu, du mußt einst doch heraus, und wirst in einen Brettkasten gespundet. Geht er in seinem Garten umher — an allen Wänden steht für ihn geschrieben: einst lustwandelst du hier nicht mehr. Schätzt er sich seiner Kenntnisse wegen glücklich — Die Vorkenntniß des Todes macht auf der Stelle, daß er sich noch unglücklicher fühlt, als der Nichtswisser. Umarmt er seine Freunde — o wehe, denkt er der letzten Umarmung! Will er mit Vergnügen auch nur essen und trinken — du künftige Speise der Würmer, ruft er aus, wozu wolltest du noch Mahlzeit halten? legt Messer und Gabel weg, und setzt das Glas hin.

In der That, wenn der Tod, den der Mensch einmal mit Gewißheit für sich weiß, Zernichtung für ihn wäre: so wär's ihm besser, er hätte die schöne Natur nie schön gefunden, er dächte nie an Hausbau und Gartenanlage, er beeiferte sich nicht um Gelehrsamkeit, er knüpfte kein Band

der Freundschaft, und entsagte seiner weitern Erhaltung je eher je lieber, damit das unvermeidliche Ziel für ihn so bald, als möglich, heranrückte, und die Quälerei nur ein Ende hätte. — Das ist die traurige Lage des Menschen. An ihr ist seine Vernunft einzig und allein Schuld. Ohne diese wüste er seinen Tod nicht vorher, und so ist er durch sie bei aller hochgepriesenen Seligkeit, die sie ihm verschaft, noch weit unglücklicher, als das Thier. Ist es möglich, daß er dies seyn solle? Er ist es aber, er muß es seyn, wenn er nicht die zuverlässigste Hoffnung hat, im Tode fortzudauern. Folglich steht seine Hofnung auf Fortdauer, die innere Möglichkeit hat, fest; denn es ist der Vernunft angemessener, etwas Mögliches für wahr anzunehmen, als den grössesten aller Widersprüche anzunehmen." "

Wer mag läugnen, daß dieser Sprecher angenehm gesprochen habe? Erstlich aber könnte ihm schon erwiedert werden, daß den Thieren ihr Nichtvorherwissen des Todes theuer genug zu stehen komme. Die Folge davon ist nemlich, daß sie — geschlachtet werden. Wüsten sie ihren Tod vorher, sie flöhen gewiß so weit vom Menschen, daß er ihrer nie habhaft werden könnte. Er muß also den Nachtheil, welchen er allenfalls davon hat, daß er seinen Tod allein vorher-

weiß, gegen den Vortheil abrechnen, daß er sie allerseits tödten kann; als wodurch seine Lage ganz unaussprechlich verbessert wird.

Ferner — da der Mensch einmal sterben muß; so wäre die Frage, ob ihm nicht weit mehr damit gedient sey, daß er es vorherwisse, als wenn er es nicht vorherwüßte. Sollte ihm durch das Vorherwissen nicht sogar noch die möglichste Güte und Schonung geschehen und er auch hierdurch noch den letzten Vorzug erhalten? Kann er nun nicht Todesgefahren, denen auszuweichen ist, ausweichen, wenn er in ihnen Todesgefahren erblickt? Wird er nicht auch in Krankheiten, die keinen grossen Schmerz für ihn haben, darum für seine Genesung sorgen, weil sie bei aller Schmerzenlosigkeit doch zum Tode führen können? Wird er nicht auf alle mögliche Weise nun auf die Erhaltung seines Lebens bedacht seyn? Und — so wäre ja das Vorherwissen drs Todes das einzige Mittel gewesen, seinem Leben, das einmal dem Tode unterworfen seyn muß, doch wenigstens die möglichste Dauer zu geben, und ihn so lange, als möglich, zum Herrn der Erde zu machen.

Endlich — so liesse sich auch noch fragen, ob der Mensch, wenn er die Wahl hätte, ob er lieber noch seine Vernunft verlieren, und also der Todesfurcht überhoben seyn, oder ob er für den Preis, daß er im Besitz seiner Vernunft bliebe,

die Todesfurcht lieber beibehalten wollte, nicht das Letztere beibehalten würde. Wer die Vorzüge der Vernunft einmal geschmeckt hat, der giebt sie wahrlich um keinen Preis gutwillig wieder weg. Und so wäre also sehr gut dadurch an ihm gehandelt worden, daß das, was er von beiden selbst gewählt haben würde, für ihn gewählt worden wäre.

Die Hauptsache bleibt aber immer — ob aus dem Vorherwissen des Todes so eine Furcht und so ein Grauen vor dem Tode, wie hier beschrieben worden, nothwendig folgen. Ich behaupte noch immer das Gegentheil; ich kenne auch Mehrere, die so denken, wie ich. Der bei weitem größte Theil der Menschen aber besteht fest darauf, beruft sich auf natürlichen Abscheu vor dem Tode, den wir nicht ausrotten würden, und gibt uns Widersprechern Schuld, daß wir ihn nur für uns selbst zu verbergen suchten; dahingegen wir ihnen den Vorwurf machen, daß dieser Abscheu nicht natürlich, sondern durch Erziehung und Beispiel Anderer von Kindheit auf erst in ihnen erzeugt sey. Jeder Theil hat Weltweise vom ersten Range auf seiner Seite, und da Befehlshaberei weder im Gebiet der philosophischen Meinungen, noch im Bezirk der menschlichen Gefühle, Statt hat, so muß jeder Theil dem andern mit Achtung

begegnen; woran es aber, leider! oft sehr fehlt.

Wahr ist's, daß das blosse Vorherwissen solcher unvermeidlichen Zustände, die unsern Wünschen ganz entgegen sind, schon unangenehme Eindrücke auf uns mache; weshalb es große Wohlthat für uns ist, daß die Zukunft mit einem dichten Schleier für uns überzogen ward. Und wollte man sagen, daß dieß nur daher kommen könne, weil wir mit Recht voraussetzen, daß wir in dergleichen unangenehmen Zuständen noch mit Bewußtsein unserer selbst und mit Gefühl derselben fortdauern werden, als welches auf den Tod gar nicht passe: so weiß ich doch selbst nicht, ob diese Erklärung zureichend sey. Einer meiner älteren Bekannten gab am Tage seines Todes seinen Freunden einen Abendschmaus. Wir waren bis um Mitternacht vergnügt beisamen. Er war dem Anscheine nach völlig gesund, und wirklich so heiter, als wir ihn lange nicht gesehen. Mit Tagesanbruch bekam ich schon die Nachricht, daß er eine Stunde nach Mitternacht am Steckfluß gestorben sey. Würde dieser Mann, wenn er das vorhergewußt, uns zu sich geladen haben, oder, wenn er dieß auch gethan, würde er die Fassungskraft gehabt haben, so heiter unter uns zu seyn, wie er war?

Ich will mich selbst zum Beispiele nehmen. Wie, wenn ich mit Gewißheit vorherwüste, der Blitz würde einmal in mein Haus fahren, und mich im Bette tödten? Nun, dagegen wüßt' ich Rath; ich ließe das Haus niederreissen, und bauete mir auf einer andern Stelle ein neues. Gut; wie aber, wenn ich nur im Allgemeinen vorherwüste, daß ich einst durch Blitz sterben würde? Sollt' ich wirklich ganz gleichgültig dabei bleiben, sollte sich gar nichts von Furcht in mir regen, so oft ein Gewitter mir nahe käme? Oder gesetzt, ich wüßte vorher, ich würde einmal erschossen werden, ohne zu wissen, von wem: sollt' ich mich, so oft ich mit andern auf der Jagd wäre, nicht besorgter nach meinen Jagdgefährten umsehen, nicht öfter ihnen zurufen und noch weitern Abstand von ihnen halten, als gewöhnlich? Sollte ich, wenn ich durch Waldungen oder hohle Wege reisete, nicht auf Jeden, der mir da mit Gewehr begegnete, bekümmerter hinblicken? Wollte ich das alles ableugnen, so würde mich mein eigenes Herz Lügen strafen. Ist das nun aber wohl etwas Anderes, als dasselbe, nur in geringerem Grade und auf besondere Fälle angewendet, was von Furcht und Grauen vor dem Tode aus Vorherwissen desselben im Allgemeinen behauptet wird? Ich kann mir ja auch leicht vorstellen, daß, je reizbarer jemand sey, und je lebhafter seine Ein-

bildungskraft sey, er auch desto mehr dabey leiden müsse.

Kann ich nun nicht in Abrede seyn, daß ohne Todesvorherwissen in unzähligen Menschenseelen keine Todesfurcht da seyn würde; kann ich ebenso wenig leugnen, daß das Todesvorherwissen blos eine Folge der Vernunft sey: so scheint mir allerdings die Natur des Menschen durch die Vernunft mit sich selbst in Widerspruch zu stehen. Da nun durch Fortdauer im Tode dieser Widerspruch gehoben würde, und in der gesammten Menschennatur die vollkommenste Uebereinstimmung entstände; da diese Fortdauer in meinen eigenen Augen innere Möglichkeit hat: so macht der angezogene Satz allerdings ganz ausserordentliche Eindrücke auf mich, daß es vernunftmäßiger sey, etwas Mögliches fürwahr anzunehmen, als einen Widerspruch anzunehmen.

„Du spielst abermals mit dem Worte Widerspruch“ sagt da Jemand. Höre, lieber J., meine Sache ist überhaupt das Spielen nicht. Spiele du nur nicht. Wenn du blos hinsagst, die Natur habe durch tausend Wege dafür gesorgt, daß die Furcht vor dem Tode nicht lästig werde: so thätest du besser, auch nur einen dieser Wege zu nennen; und wenn du ebenfalls blos absprichst, der Mensch, der von dem Todesgedanken mehr Schmerz haben könne, als das

Thier, könne sich auch mehr trösten darüber, als das Thier; so solltest du ebenfalls angeben, womit?"

Doch, da ist noch ein Einwand. — Wie soll der Mensch unter allen Erdenwesen einzig und allein dasjenige seyn, das im Tode fortdauert? —

Aber — warum ward er denn unter allen Erdenwesen das einzige, das seinen Tod vorherweiß? Sollte sein Todesvorherwissen ihn nicht gar seine Fortdauer im Tode ahnen lassen, ihm solche verkündigen, verheissen, verbürgen? Berechtigt nicht eine lästige Ausnahme auf der einen Seite zu einer erfreulichen Ausnahme auf der andern, sobald diese Statt haben kann! Und wenn nun dieselbe Vernunft, welche den Menschen seinen Tode entdecken ließ, ihm auch seine Fortdauer im Tod entdeckte: wäre das nicht die herrlichste Uebereinstimmung in seinem Wesen? Und wenn nun Uebereinstimmung in seinem Wesen ebenso angetroffen werden muß, wie sie in dem Wesen aller andern Dinge angetroffen wird — und wenn sie in seinem Wesen nicht anders angetroffen werden kann, als wenn Fortdauer für ihn im Tode ist — muß ich nicht des Glaubens an Fortdauer werden?

Wie? warum durchströmt mich in diesem Augenblick eine ganz besonders wonnige Empfindung, die ich mit keiner andern zu vergleichen weiß?

Wenn ich mich wohl gar selbst mit meiner Gleichgültigkeit gegen Zernichtung getäuscht hätte!

Vierzehnte Betrachtung.

Vierter Vernunftgrund.

Ich habe vorhin auf meiner Lieblingsanhöhe meine bisherigen Betrachtungen sämtlich wiederholt, und muß gestehen, daß sie zusammen noch mehr auf mich wirkten, als einzeln. Ich befinde mich daher ietzt in einer sehr glücklichen Stimmung, und will fortfahren, über meinen Gegenstand nachzudenken. Geist ruhiger Unvoreingenommenheit, verlaß mich nicht! — —

Wenn man sich Newton, Locke, Leibnitz, Voltaire erst in der Wiege, und dann als Männer denkt: so erstaunt man darüber, was aus einem bloßen sich regenden Fleischklumpen, wie das neugeborne Kind ist, werden könne. Ganz unaussprechliche Anlagen hat der Mensch. So wahr dieß aber ist, so wahr ist's auch, daß er offenbar viel zu viel Anlagen und einen völlig unzuentschuldigenden Ueberfluß davon habe, wenn

sich sein Dasein mit seinem Tode schließt, — Die Auseinandersetzung dieses Beweisgrundes verdient die Aufmerksamkeit aller unserer Weisen.

Die unaussprechlichen Anlagen des Menschen bestehen in den überschwenglichen Fähigkeiten zu Kräften, welche der Mensch hat. Die Natur selbst erst, dann die Gesellschaft, hernach das Schicksal, und endlich der Mensch durch seinen eigenen Fleiß, arbeiten gemeinschaftlich an ihrer Ausbildung, und es gewährt einen himmlischen Anblick, einen sehr ausgebildeten Menschen zu sehen. Daß hier die Rede von körperlichen Kräften sey, versteht sich von selbst. Wie wenig sind aber derer, welche eine so hohe Ausbildung erreichen! Es würde ein elender Schlupfwinkel sein, in den man sich gleichsam nur begäbe, um gleich wieder aus ihm heraus zu müssen, wenn man dieß blos durch wesentliche Verschiedenheit der menschlichen Seelen, oder der Organisationen, abfertigen wollte. Mangel an Erziehung, fehlender fremder Unterricht, entbehrte Gelegenheit, auch nur zuzusehen, sind bey weitem die öftern Ursachen davon. So bleiben selbst in dem bildungsreicheren Europa Unzählige in den untersten Ständen ganz unaussprechlich zurück; ob man gleich tagtäglich die Erfahrung macht, daß die Zöglinge aus ihnen, welche das Glück haben, frühzeitig genug iu bessere Geistespflege zu gerathen, derselben Ausbil-

dung fähig sind. Geht man über Europa hinaus, so findet man den grösseren Menschenhaufen noch immer ungebildeter, roher und thierischer. Und kommt man zu den eigentlichen Wilden, hilf Himmel! wie grenzt ihr Zustand beinahe an den Zustand der Affen! Dennoch liegen in ihnen dieselben Keime zu menschlicher Vollkommenheit; denn unsere Vorfahren waren Wilde, wie sie.

Noch mehr. Die Hälfte der Menschheit stirbt sogar, ehe sie die Jahre erreicht, welche die Natur zur Ausbildung des menschlichen Geistes bestimmt hat. Angeborne körperliche Schwächlichkeit, übertriebene Elternliebe und Mangel an aller Elternliebe, Armuth und ein halbes Dutzend gleichgefährlicher Krankheiten, welchen jeder Mensch in seinem ersten Jahrzehend ausgesetzt ist, raffen jährlich unzählichviel Kinder vom Erdboden hinweg. Viele werden nur auf die Erde ausgesetzt, um ein Grab auf ihr zu finden; viele kommen sogar schon todt zur Welt. Nichts desto weniger liegen in diesen allen dieselben Kraftkeime; wozu aber empfiengen sie sie? Doch — lasset uns diese Frage noch aussetzen!

Der Mensch bekam nicht blos seine Kraftanlagen, um sie zu Kräften auszubilden, sondern um auch hernach die aus ihnen gebildeten Kräfte anzuwenden. So ist's allenthalben in der Natur, und wenn es schon

einen erhabenen Anblick gewährt, einen sehr ausgebildeten Menschen zu sehen, so ists ein noch dreimal erhabenerer Anblick, einen ausgebildeten Menschen auch sehr thätig zu sehen. Wer an einen Gott glaubt, der muß an diesem Menschen Gottes Bild erblicken. Und dennoch steht es um die Anwendung der menschlichen Kräfte nicht besser, als um die Ausbildung der menschlichen Kraftanlagen. Die wenigsten Menschen stehen in der Gesellschaft auf der Stelle, wohin sie gehören. Aeußerliche Umstände, Geburt, Vermögenszustand, oft ein bloses Ohngefähr, weisen bei weitem den mehresten ihren Platz an. Alle diese werden dadurch entweder ganz und gar unbrauchbar, oder sind doch weit weniger nützlich, als sie hätten werden können. Tausende würden es in den Wissenschaften weit gebracht haben; ihre Dürftigkeit aber zwingt sie, ein Handwerk zu ergreifen. Tausende haben Künstlergeist; aber ihre Eltern bestehen darauf, daß sie Gelehrte werden sollen, und sie werden Halbgelehrte. Tausende würden gute Handwerker geworden seyn, und werden der geerbten Werkzeuge wegen verdorbene Künstler. Selbst unter denen, welche ihren künftigen Stand selbst wählen, geschieht die Wahl nur selten ihren besondern Gaben und Kräften gemäß. Das Zureden anderer jungen Leute, der lockende äußerliche Reiz dieses oder jenes Berufs, der Trieb nach Ungebunden-

heit, irgend ein jugendliches Vorurtheil, oder ein Einfall, der bei dem geringsten Nachdenken eben so schnell wieder vorüber gegangen seyn würde, wie er kam, bestimmen die Mehresten, und bestimmen sie falsch. In der Folge sehen sie es ein; es ist aber zu spät, und an keinen Standes- und Berufstausch mehr zu denken. So arbeiten sie dann im falschgewählten Beruf mit Unvermögen, oder mit Ueberdruß, und also in beiden Fällen nur halb. Stände jedes Glied der Gesellschaft auf dem Platze, wohin es die Beschaffenheit und das Maaß seiner Kräfte berufen, wie unendlich-geringer würde die Zahl des gesellschaftlichen Elends seyn! Jeder Staat würde einem gesunden Körper gleichen, an welchem jedes Glied das Wohlseyn des Ganzen und zugleich sein eigenes auf das zweckmässigste beförderte, und — von Pfuschern, womit jetzt alle Stände übersäet sind, würde die Welt nichts wissen.

Man kann diese Betrachtung noch weiter führen. Sogar denen, welche nicht nur das Glück hatten, ihren künftigen Stand selbst zu wählen, sondern die ihn auch richtig erwählten, gelingt doch häufig die Anwendung ihrer Kräfte nur zum Theil. Wie schwer hält es nicht oft für die geschicktesten und thätigsten Menschen, daß sie auch nur den gehörigen Kreis für ihre Wirksamkeit finden können. Auf der einen Seite verkannt,

auf der andern zwar erkannt, aber auch zugleich beneidet, oder gar gefürchtet, sehen sie sich unaufhörlich den Unwürdigsten nachgesetzt, verliehren darüber den Muth, und ziehen sich in sich selbst zurück, oder lassen sich endlich an einem Wirkungskreise genügen, in dem sie nicht den zehnten Theil ihrer Kräfte verbrauchen können. Glückt es andern, frühzeitig genug in den ihnen angemessenen Kreis einzutreten: so haben diese dafür wieder das Misgeschick, daß ihnen eine Wirksamkeit um die andere verunglückt. Es ist, als verschwöre sich alles um sie her, sie nicht aufkommen zu lassen, und als verbänden sich sogar die Umstände, ihnen bei jeder ihrer Arbeiten die unübersteiglichsten Hindernisse in den Weg zu legen, und die Ausführung jedes ihrer noch so wohl überlegten Entwürfe unmöglich zu machen. Noch Andere arbeiten zwar in ihrem Kreise eine Zeitlang mit Glück und Segen; es überfällt sie aber bald eine anhaltende und unheilbare Kränklichkeit, welche sie zwingt, ihre Thätigkeit aus dem Großen ins Kleine zurückzuziehen, angefangene Arbeiten abzubrechen, und noch vorhabende völlig aufzugeben. Ja, Viele ruft in voller Thätigkeit und in der schönsten Blüthe ihrer Jahre der Tod hinweg, und sie täuschen wider ihren Willen die Welt, die sich noch viel von ihnen versprach. Es ist eine der auffallendsten Bemerkungen, welche jeder Kenner der Geschichte, der Künste, der Wis-

senschaften, der gemeinnützigsten Anstalten und der Verbesserungsversuche macht, daß die größesten Köpfe mehrentheils zu früh Todesschedel wurden; daß Männer, die die wohlthätigsten Entwürfe bearbeiteten, vom Schicksal mitten aus der Arbeit gerufen wurden, und daß fast alle Verbesserungs-unternehmer durch vorzeitigen Tod ihre Unternehmungen unvollendet lassen mußten.

Nimmt man dies alles zusammen, so drängt sich die Frage auf — Wie, was ist das? Erst geht von den Kraftanlagen der Menschen eine so ungeheure Menge verlohren, daß man nicht verbürgen kann, ob auch nur der tausendste Theil davon zu beträchtlicher Ausbildung gelange, und dann bleibt wieder eine unaussprechliche Menge von wirklichen Kräften ohne gehörige Anwendung, ist entweder ganz umsonst da, oder leistet durch das, was sie leistet, nicht so viel, daß es auch nur der Mühe werth gerechnet werden könne, daß sie da sey.... Wie paßt dies mit der übrigen Natur um den Menschen her, in welcher nichts, durchaus nichts verlohren geht? Wie paßt es mit der Weisheit, die wir in allen andern uns bekannten Einrichtungen der Welt antreffen? Es rühre diese Weisheit her, woher sie wolle, genug, sie ist in Allem, was uns umgibt, da; sie leuchtet aus Allem, was da ist, hervor, und jedes Werk, das von Menschen nicht gemacht ist, trägt

ihren Stempel. Vermöge dieser allenthalben aus der Natur hervorblickenden Weisheit finden wir in Allem, was in der Natur vorgeht und erscheint, einen gewissen Zweck, dessentwegen es vorgeht, und erscheint, und allemal einen um so viel wichtigern und erhabenern Zweck, je wichtiger das ist, was vorgeht und erscheint. Hier nun, bei dem wichtigsten Vorgange, bei der erhabensten Erscheinung, bei den menschlichen Kraftanlagen, die gar nicht oder doch nur zum Theil ausgebildet werden, oder bei den menschlichen Kräften selbst, die ebenso entweder gar nicht, oder nur zum Theil angewendet werden, wäre entweder gar kein Zweck, oder doch nur ein solcher, gegen den die angewendeten Mittel ganz ohne alles Verhältniß wären, so, daß ihre Uebermaße die heilloseste Verschwendung würde, die sich ein vernünftiges Wesen nur denken könnte. So etwas kann nicht seyn, sondern es muß in der Bestimmung des Menschen selbst eine sonderbare Abweichung von der allgemeinen Bestimmung der Wesen liegen, welche diese sonst völlig unbegreifliche Abweichung auf Seiten des in der übrigen Natur allgemeinsichtbaren richtigen Verhältnisses zwischen Mitteln und Zwecken begreiflich macht, erklärt, rechtfertigt und als höchste Weisheit hinstellt.

Es kommt noch eine Vorstellung hinzu, die diese Meinung noch über die höchste Stufe der

Wahrscheinlichkeit erhebt. Es gibt nicht nur äusserst wenig Menschen, die ihre Kraftanlagen sehr beträchtlich ausbilden und ihre Kräfte selbst sehr beträchtlich anwenden; sondern es hat noch keinen einzigen Menschen gegeben, der sie ganz vollkommen ausgebildet und angewendet hätte. So einen herrlichen Anblick ein sehr ausgebildeter und vorzüglich nützlicher Mensch reicht: so sehen wir doch bei weitem das nicht in ihm, was wir sehen würden, wenn uns sein Tod nicht um die herrlichste Herrlichkeit seines Anblicks brächte. Welcher sterbende Weltweise wird darum gern an den Grenzen seines Daseyns stehen, weil er sich nun doch einmal an den Grenzen seiner Erkenntniß erblickte? Welcher sterbende Rechtschaffene wird den Tod darum gut finden, weil er es doch, und wenn er noch so lange gelebt hätte, in seiner eigenen Güte nicht hätte weiter bringen können? Welcher sterbende Gemeinnützige wird sich über die nun zu Ende gehende Reihe seiner Tage dadurch trösten, daß er die Reihe seiner nützlichen Handlungen doch nicht hätte vermehren können? Nein, auch der Weiseste kann noch weit weiser werden. Er hat noch weit mehr zu lernen, als er schon gelernt hat; ja, je mehr er lernt, desto mehr sieht er selbst ein, daß er noch weit mehr zu lernen habe, die blose Sinnenwelt, die Natur, ist für ihn unerschöpflich, und wenn er statt eines

kleinen Jahrhunderts ein groſses Jahrtauſend ver= lebte, ſo würde er mit der Erde allein nicht fer= tig. Und die Welt ſeiner Vernunft, die Welt ſeiner abgezogenen Begriffe — öffnet dieſe nicht ſeinem forſchenden Geiſte ein Vorrathshaus für eine ganze Ewigkeit? Heute iſt der Weiſe weiſer als geſtern; lebt er morgen noch, ſo kann er morgen noch weiſer ſeyn, und ſo fort bis ins Un= endliche. — Ebenſo kann auch der beſte Menſch noch viel beſſer werden. Er kann noch immer weniger fehlen, ſeine Leidenſchaften noch immer mehr beherrſchen, unter ſeinen Trieben noch im= mer mehr Gleichgewicht bewirken, und ſie alle noch immer mehr unter die Allgewalt des Triebes zum Guten bringen. Er kann ſein ſittliches Ge= fühl noch unaufhörlich ſtärken, ſein Urtheil über Recht und Unrecht, über Erlaubtes und Unerlaub= tes noch unaufhörlich berichtigen und verfeinern, die Beweggründe zu ſeinen guten Handlungen noch unaufhörlich reinigen, ſeine Selbſtverleug= nung noch immer weiter treiben, ſich zu Aufopfe= rungen noch immer bereitwilliger bilden, und durch noch längere Uebung im Guten ſich noch immer ſtärken, und gewandter im Guten machen. Heute iſt der Gute ſchon beſſer als geſtern; lebt er mor= gen noch, ſo kann er morgen noch beſſer ſeyn, und ſo fort bis ins Unendliche. Ebenſo endlich kann auch der gemeinnützigſte Menſch noch viel gemeinnütziger werden. Ach wie viel iſt des Gu=

ten auf Erden noch zu stiften! Ach wie viel unnöthigen menschlichen Leiden ist noch abzuhelfen: Es kann ihnen aber nicht anders abgeholfen werden, als wenn edle Menschenfreunde vereinigt daran arbeiten. Nie ist der Gemeinnützige ohne Anschläge dazu, und der Tod mag ihn treffen, wann er will, er trift ihn immer noch mitten in einigen derselben. Und hätte er alle, die er machte, ausgeführt, so kann er doch neue machen; und wer ist geschickter zu ihrer Ausführung, als er, der Mann, der durch erworbene Menschen-Zeit- und Weltkenntniß über Ausführbarkeit und Unausführbarkeit eines Anschlags richtiger urtheilen, und Hindernisse voraussehen und besiegen lernte, und durch kühnes Wirken seinen Muth längst schon gegen alle Gefahren stählte? Heute ist der Gemeinnützige schon nützlicher, als gestern; lebt er morgen noch, so kann er morgen noch nützlicher seyn, und so fort ins Unendliche.

Was sehen wir hier? Was anders, als — Anlagen zu einer ewigen Fortdauer des Menschen? Wie stimmt dies mit der kurzen Fortdauer, die ihm wirklich auf der Erde zu Theile ward? Auf der einen Seite läßet er also, wie ein Wesen, das zur Unsterblichkeit eingerichtet ward, und auf der andern unterliegt er der allgemeinen Sterblichkeit noch früher, als mehrere Thierarten, die in der Mitte des Lebens alle ihre

Kräfte schon ausgebildet haben, wie sie nur jemals ausgebildet werden können. Das ist etwas äusserst widersprechendes, und so wird aus dem erhabenen, prächtigen Anblick, den der Mensch Anfangs zu reichen scheint, am Ende, wenn man ihn näher betrachtet, der niedrigste, der ärmlichste, der mitleidswürdigste Anblick. Kann man nicht die Anlagen zu Kräften, welche der Mensch hat, mit einem Grunde vergleichen, der zum Hause gelegt ward, und die Ausbildung der Kraftanlagen zu wirklichen Kräften nebst der Anwendung der Kräfte mit dem Hause selbst, womit der Grund bebauet wird? Muß aber nicht die Grösse des gelegten Grundes mit der Grösse des darauf zu erbauenden Hauses in richtigem Verhältniß stehen? Legt man zu einem Kothsassenhause auch wohl den Grund, wie zu einem Pallast, oder gar einen Thurmgrund? Wahrlich, das wäre eine unsinnige Verschwendung der kostbaren Bausachen! Nun ist aber das Bauwesen in der Natur in der That nicht unvollkommener und unzweckmässiger, als das unsrige. Wo nur kleine Hügel erbauet werden sollen, da ward auch nur ein Hügelgrund gelegt; ungeheure Berge aber bekamen auch ein ungeheures Fußgestell. Ebenso erhielten auch Pflanzen, die nicht hoch wachsen, keine tiefgehende Wurzeln; die erhabene Eiche aber, die mit ihrem Gipfel die Wolken zu durchbohren bestimmt ist; empfing eine Wurzelunterla-

ge von der Tiefe, daß sie damit der Wuth der fürchterlichsten Stürme viele Jahrhunderte hindurch Trotz bieten kann. Gleiches Verfahren sehen wir im Thierreiche. Alle Thiere haben das ihnen, ihrer Bestimmung, ihrer Lebensart und ihrer Daseynslänge angemessenste Maaß von Kräften; nirgends ist zu wenig, aber nirgend ist auch zu viel. Der Mensch allein wäre ein Wesen wider alle Bauweise der Natur; er wäre die einzige Abweichung davon, und es liesse sich gar kein Grund angeben, warum? Er wäre einer kleinen Kothsassenhütte gleich, zu welcher ein Thurmgrund gelegt worden ist. Was kann uns berechtigen, eine so platte Spötterei der Weisheit ins Gesicht zu sagen, welche in allen andern Einrichtungen der Erde, ja im ganzen Weltall, so weit unsere schwachen Blicke reichen, sichtbar ist?

Nein, das wird nicht seyn; das kann nicht seyn. Der Mensch nahm sein Daseyn und seine Kräfte aus derselben Quelle, aus welcher sie alle übrige Wesen auf Erden empfingen; so empfing und nahm er sie auch nach denselben Gesetzen und Weisen. Seine Kraftanlagen müssen also eben so gehörig ausgebildet, und seine Kräfte selbst eben so gehörig angewendet werden, wie die Kraftanlagen und Kräfte aller andern Erdenwesen. Geschieht dies nun gegenwärtig von vielen

Menschen gar nicht, von den mehresten nur zum Theil, und von keinem einzigen ganz vollkommen: so muß noch ein künftiger Zustand bevorstehen, in welchem es, wie sichs gehört, geschehen wird. Ha, nun weiß ich, warum die Menschheit so ein unbegreifliches Maaß von Kraftanlagen und von Kräften habe. Nun steht das dem Anscheine nach von der so vollkommenen allgemeinen Weseneinrichtung so widrig und grell abweichende Wesen, der Mensch, als die Krone derselben da. Wer noch immer weiser, noch immer besser, noch immer edelthätiger werden kann, der muß es auch werden, und wer es bis ins Unendliche werden kann, der muß es bis ins Unendliche werden. Die Anlagen, welche der Mensch zur Ewigkeit hat, verbürgen ihm die Ewigkeit. Er betrachtet seinen Körper, und schließt aus den Grenzen des Wachsthums und der Kräfte desselben, daß sein Körper zur Zernichtung bestimmt sey; so weide er sich an Betrachtung seiner selbst, an Betrachtung des geistischen Wesens, daß diesen Körper belebt, und schliesse aus dem unermeßlichen Wachsthum, dessen die Kräfte desselben fähig sind, daß der Geist nicht zur Zernichtung bestimmt sey. So richtig jener Schluß war, so richtig muß auch dieser seyn. Der Tod kann für ihn nur Uebergang zu einem zweiten Leben seyn, und gewiß wird er ebenso wohlthätig für ihn seyn, als e[s]

unvermeidlich für ihn war. Es wird ihn einst nicht gereuen, gestorben zu seyn, und auf jeden Fall kann er jetzt schon aus den grossen Anlagen seiner Natur und aus dem, was er damit leistet, nicht nur ein zweites Leben mit Gewißheit erwarten, sondern sich auch vom zweiten Leben weit mehr versprechen, als vom ersten.

Fünfzehnte Betrachtung.

Nochmalige Uebersicht der vorhergehenden.

War es sein innerer Gehalt selbst, der mich diesen Beweisgrund so wichtig finden ließ, oder war es nicht etwa mehr die Stimmung, in der ich mich letzthin befand!

Ich habe nochmals gelesen, was ich darüber niederschrieb, und so gebe ich gern zu, daß der Beweis aus den überschwenglichen Kräften und Kraftanlagen des Menschen vorzüglich geschickt

sey, durch die Redekunst ausgeschmückt zu werden. Es ist mir aber, als wenn mehr, als eine falsche Voraussetzung, dabei zum Grunde lägen. — —

Wahr ist das alles, was von Nichtausbildung der mehresten menschlichen Kraftanlagen und von Nichtanwendung der mehresten menschlichen Kräfte gesagt wird, und es ist nichts Uebertriebenes in der Darstellung davon; aber — das will mir nicht in den Sinn, daß, wenn die jetzt nicht zur Ausbildung kommenden Kraftanlagen nicht noch in einem künftigen Leben ausgebildet, und die jetzt nicht zur Anwendung kommenden Kräfte ebenfalls in einem künftigen Leben nicht noch angewendet würden, gar kein Zweck, oder doch nur ein höchstunverhältnißmässiger Zweck ihres ganzen Vorhandenseyns Statt fände. Ist das nicht in der That zu kühn abgesprochen? Müssen denn die Zwecke allenthalben für uns aufgedeckt liegen? Folgt daraus, wenn Etwas gerade den Zweck nicht hat, den wir uns einzig und allein dabei dachten, und wenn wir also keinen Zweck davon sehen, daß es wirklich keinen Zweck habe? Mich dünkt, in Entdeckung der Zwecke bei den Anstalten der Natur sind die Menschen noch am weitesten zurück.

Und wie, wenn bei näherer Untersuchung doch ein Zweck der unausgebildet bleibenden menschli-

chen Kraftanlagen und der unangewendet bleibenden menschlichen Kräfte in die Augen leuchtete? „Menschliche Kraftanlagen können nur da seyn, um ausgebildet zu werden — menschliche Kräfte können nur da seyn, um angewendet zu werden —; wo also jene nicht ausgebildet, diese nicht angewendet werden, da sind beide umsonst da" sonderbarer Schluß! Kann die Nichtausbildung und die Nichtanwendung nicht dazu dienen sollen, daß auch auf dieser Seite der Menschheit Mannigfaltigkeit entstehe? Und wenn es nun unzählich verschiedene Stufen, der Nichtausbildung sowohl, als der Nichtanwendung, wirklich giebt; wenn beide an Jedem, an dem wir sie erblicken, wirklich verschieden sind: sieht man nicht offenbar, daß durch sie zur höchstmöglichsten Mannigfaltigkeit habe hingewirkt werden sollen?

Mannigfaltigkeit ist der Stempel nicht nur der Welten, die im unendlichen Raume unter dem Namen der Sterne schweben, sondern auch der Wesen in jeder dieser Welten. Mannigfaltigkeit ist der Stempel nicht nur der Wesenarten, sondern auch der einzelnen Wesen jeder Art. So sollte auch Mannigfaltigkeit der Stempel der Menschheit seyn. Wirklich ist er es auch auf allen Seiten bis zur Unglaublichkeit. Auf der Seite nun, von welcher hier die Rede ist, ward offenbar schon der Grund zur höchsten Man-

nigfaltigkeit durch die unendliche Verschiedenheit der Kraftanlagen selbst gelegt. Wenn nämlich diese, wie ich gern zugebe, die Erscheinung, daß es so wenig sehr vollkommene Menschen gebe, auch bei weitem nicht ganz erklärt: so darf man doch nicht sagen, daß derjenige, welcher, um diese Erscheinung zu erklären, sich auf sie beruft, sich nur in einen elenden Schlupfwinkel begebe. Wenn man zugesteht, daß einige Menschen mehr zu Handwerkern, andere mehr zu Künsten, noch andere mehr zu den Wissenschaften geschickt und aufgelegt sind: so gesteht man ja dadurch selbst die Mannigfaltigkeit der Anlagen zu. Auch ists bekannt genug, daß aus vielen Menschen durchaus nichts, oder doch nur blutwenig werde, und wenn sie allen möglichen Unterricht bekommen. In den Kraftanlagen selbst ist also schon Mannigfaltigkeit da; die Mannigfaltigkeit konnte aber noch höher steigen, und auch in der Ausbildung der Kraftanlagen erscheinen. So geschah auch dieß, und es mußten ganz ungebildete Völker seyn, wie sehr ausgebildete; es mußte auch selbst unter gebildeten Völkern bloser Mutterwitz und natürlichen Verstand geben, wie Scharfsinn und erhöhete Vernunft; es mußten Männer in voller Geisteskraft da stehen, Jünglinge mitten im Streben nach geistischer Vollkommenheit ihre Laufbahn schliessen, Kinder sterben, oder gar schon todt zur

Welt kommen, ja noch Ungebohrne schon wieder aufhören zu seyn. Dieß alles mußte seyn, um die Mannigfaltigkeit des Anblicks der Menschheit zu vergrößern. Die Mannigfaltigkeit konnte aber noch höher steigen; sie konnte auch in der Anwendung der ausgebildeten Kräfte sichtbar werden: So geschah auch dieß sogar, und es mußten eben so Menschen auf unrechten Plätzen in der Gesellschaft stehen, wie andere darin auf ihrem rechten Orte stehen; es mußte eben so Manchen unter denen, die am rechten Orte stehen, Alles mislingen, wie Andern Alles wohlgelingt; es mußte eben so Kränkliche geben, die zu arbeiten aufhören, wie Gesunde, die bis ans Ende fortarbeiten; es mußte eben so in der Blüthe ihrer Jahre sterbende Männer geben, an welchen die Welt viel verliehrt, wie es Greise giebt, die ihr ein halbes Jahrhundert hindurch nützlich sind. Auch dieß alles mußte seyn, um die Mannigfaltigkeit so hoch, als möglich, zu treiben. Sehen wir doch sogar, daß die Mannigfaltigkeit noch weiter hinaus beobachtet werde. Man nehme nur das Schicksal vollendeter Arbeiten nach dem Tode ihrer Bewerkstelliger. Hier hat mit Einemmale die beßte gemeinnützigste Anstalt ein Ende, sobald ihr Stifter dahin ist; Niemand will sich darzu hergeben, sie fortzusetzen. Da dauert eine ähnliche fort, und es greifen gleich drei für einen an ihr an; nach hundert Jahren zerstöret sie doch

ein Krieg. Dort erhält sich noch eine andere ähnliche Jahrtausende hindurch, und alle Kriege der Erde können sie nicht zerstören.

Ich sehe also offenbar, daß auch die Nichtausbildung so vieler menschlichen Kraftanlagen und die Nichtanwendung so vieler menschlichen Kräfte wirklich einen Zweck haben, nämlich — höchstmöglichste Mannigfaltigkeit zu bewirken. Ja, ich sehe noch mehr; ich sehe anch, daß dieser Zweck von der Erhabenheit sey, daß er völlig verhältnißmäßig zu den Mitteln sey, die für ihn aufgewendet werden, und daß der Aufwand dieser im geringsten nicht Verschwendung genannt werden dürfe. Beruhet nicht alle Schönheit auf Mannigfaltigkeit? Was sonst, als sie, macht uns den Anblick der Natur so schön? was also auch sonst den Anblick der Menschheit schön, als sie? Wenn alle Menschen einerlei Gestalt, einerlei Wuchs und einerlei äußerliches An- und Aussehen hätten — wäre das ein schöner Anblick? Warlich es würde uns dabei gehen, wie bei dem Anblick eines Tulpenkastens, der lauter gelbe oder rothe Tulpen hat! Nun, nnd ebenso, wenn alle Menschen einerlei Gaben hätten, oder wenn alle, die gewisse Gaben vorzüglich haben, sie gleichweit ausbildeten, und gleichviel anwendeten. Man spricht zwar von einem Gesetze der Sparsamkeit in der Natur; aber das Gesetz der

Mannig-

Mannigfaltigkeit geht ihm vor; und kommen beide Gesetze in Streit, so wird jenes diesem aufgeopfert, und muß ihm aufgeopfert werden, weil die Werke der Natur die höchste Schönheit haben sollen, und diese ohne die höchste Mannigfaltigkeit nicht Statt finden kann.

Eine falsche Voraussetzung hätte ich also meiner Meinung nach in der vorhergehenden Betrachtung aufgedeckt. Es kommt mir nehmlich als falsch vor, daß, wenn kein künftiges Leben wäre, die menschlichen Kraftanlagen, welche doch da waren und nicht ausgebildet wurden, und die menschlichen Kräfte selbst, die doch auch da waren, und nicht angewendet wurden, keinen Zweck hätten. Es ist noch, wie gesagt, ein Zweck da, und zwar ein äuserst erhabener.

Was sollte denn wohl auch aus der menschlichen Gesellschaft werden, wenn alle menschliche Kraftanlagen gehörig ausgebildet würden? Man träumt sich dieß so süß; in der Wirklichkeit aber möchte es ganz unschmackhaft seyn. Brauchen wir nicht untere Stände? Müssen die untersten Stände nicht gerade die zahlreichsten und besetztesten seyn? Tausendmaltausende aber, die jetzt aus Mangel an Ausbildung in ihnen ruhig dahin leben, würden bei gehöriger Ausbildung entweder gar nicht in sie eintreten, oder doch bald wieder aus ihnen heraustreten, kurz nicht in ihnen sein und blei-

ben wollen. Und gleichergestalt, wenn alle ausgebildete Kräfte vollkommen angewendet würden, was sollte auch aus der Welt werden? Glauben wir nicht, das Tausende die Kräfte eines Cäsar, eines Alexander haben mögen? Wie, wenn diese alle die Rolle der Cäsaren und der Alexander spielen sollten! Und ebenso haben Hunderttausende von Unterthanen wohl dieselben Kräfte, welche ihr König hat, u. s. w. Es ist sonach ebenso unrathsam, wie vielleicht unthulich, daß alle menschliche Kraftanlagen gehörig ausgebildet, und alle menschliche Kräfte gehörig angewendet werden. Auch unthulich, sage ich. Wenn z. E. die Gabe zu befehlen, welche so ziemlich allen Menschen eigen ist, von allen angewendet werden sollte, woher kämen dann die Gehorcher? Und wenn alle, die lebendig geboren werden, erwachsen sollten, so müßt's keine schwächliche Väter, keine alberne Kindermuhmen und keine Kinderkrankheiten mehr geben; und wenn jedes noch ungeborne Kind zur Geburt völlig reif werden sollte, so müßten die Mütter alle stark und vernünftig seyn. Wem's gelingt, lebendig in die Welt zu kommen, am Leben zu bleiben, seine Kraftanlagen auszubilden, und seine Kräfte anzuwenden, dem gelingts; es gelingt dieß alles aber immer noch so Vielen, daß die Welt an ihnen genug hat. Vorauszusehen wars nicht, wem's gelingen würde, und so mußten die Kraftanlagen

und die Kräfte selbst im ungeheuersten Ueberflusse da seyn.

Sollte der Zweck der Mannigfaltigkeit bei so vielen unausgebildet bleibenden menschlichen Kraftanlagen und bey so vielen unangewendet bleibenden menschlichen Kräften nicht gelten: so ist nicht einzusehen, wie man die Natur in allen ihren übrigen Anstalten rechtfertigen wolle. Daß behauptet wird, allenthalben, wo wir in der Natur Kräfte erblickten, da sähen wir sie auch nicht nur wirksam zu gewissen Zwecken, sondern auch diese Zwecke befördernd und erreichend, kann ich doch durchaus nicht unterschreiben. Unzählige Erfahrungen, die ich täglich mache, belehren mich, daß allenthalben in der Natur auch eine unermeßliche Menge von Kraftanlagen entweder gar nicht, oder nur zum Theil, ausgebildet, und daß ebenso unermeßlichviel Kräfte entweder gar nicht, oder zum Theil nur, angewendet werden. Das Gesetz der Mannigfaltigkeit aber rechtfertigt in meinen Augen auch hierüber die Natur vollkommen. Sie mußte diesem das Gesetz der Sparsamkeit, welches vielleicht überhaupt nur in den Köpfen einiger Weltweisen da seyn mag, aufopfern, um überall die höchstmöglichste Schönheit hervorzubringen.

Dieß führt mich auf die zweite meiner Meynung nach falsche Voraussetzung in der letzteren Betrachtung, daß nehmlich — in der Natur

um den Menschen her nichts, durchaus nichts verlohren gehe. Wenn dieß nicht heissen soll, daß Alles, was auch weiter nicht den geringsten Zweck hat und befördert, doch den großen Allzweck der Natur, die hochmöglichste Mannigfaltigkeit, befördere, so kann ich, wie gesagt, nicht beistimmen. Wie? kann man im Ernst den Satz, nichts in der Natur geht verlohren, in dem Verstande mir als wahr aufdringen wollen, daß alle Kraftanlagen ausgebildet, alle Kräfte angewendet werden?

Welche zahllose Mengen von Gewürm kommen schon in der Entstehung um! Wird das tausendste von den Eyern, welche unsere Hofhühner legen, auch wohl ausgebrütet? Zerstören wir nicht mit jedem Mutterthiere, daß wir schlachten, die Keime ganzer Nachkommenschaften seiner Art? Wie viel Thiere werden klein von uns und von den Raubthieren verzehrt! Wie viel Fruchtknospen fallen von den Bäumen ab! Setzt unter zehen Kirschblüthen oft mehr, als eine an? Fällt von dem schon angesetzten Obst nicht noch ein großer Theil unreif ab? Geht nicht oft durch einen Sturm die ganze Obsterndte, wie durch Hagelschlag die ganze Getraideerndte verlohren? Welch eine gleichfalls unermeßliche Menge von Saamen aller Art im Pflanzenreiche findet nicht einmal Erde! Das wie vielste Waizenkorn wird wieder ausgesäet? Wie unzähligviel Pflanzen vergehen schon wieder

im ersten Keimen, oder wenn sie kaum aufgegangen sind? Ich habe oft einen angesäeten Fichtenwald darauf angesehen. Wie viel steht davon nach zwanzig, dreissig Jahren noch? Nach und nach überwächset ein kleiner Theil von Fichten die übrigen. Diese sterben ab, und würden doch bey mehrerem Raume zu derselben Höhe gediehen seyn. Sogar von den Steinen gilt dasselbe, und unter Tausendmaltausenden bildet sich kaum einer vollkommen aus, während daß die übrigen, weil sie beim Graben und Ackern aus ihrer natürlichen Lage gerissen werden, so klein bleiben, wie sie sind. Was sollte aber auch wohl aus der Erde und aus uns Menschen auf ihr werden, wenn jeder Stein sich gehörig ausbildete?

Wie es mit der Ausbildung der Kraftanlagen in der Natur steht, so steht es auch um die Anwendung der Kräfte in ihr. Wie viel wunderwohlthätige Quellen mögen seyn, die keinem Menschen etwas helfen, weil Niemand sie weiß! Welch ein unermeßlicher Schatz von Gold und Silber mag in den Bergen umsonst da seyn! Wie viel heilsame Kräuter mögen verblühen, ohne daß sie nützen! Wie viel kommt beim Abmähen des reifen Getraides um! Wie viel Obstbäume leiden dergestalt durch den Frost, daß sie hernach nur elende Früchte tragen! Wie viel Wälder in unbewohnten Ländern werden durch die Zeit umgeworfen, bleiben liegen, vermodern! Wie viel Vorräthe an

Gemüse, Hülsenfrüchten, Obst, Fleisch und Getraide verderben noch sogar unter den Händen der Menschen! Wie viel kommt von dem Ueberflusse der Reichen im eigentlichen Verstande um! Wie viel eßbare Thiere fallen durch Krankheiten in ihren Wüsteneien, und verwesen da! Wie viel Ochsen, Pferde, Kameele und Elephanten laufen auf der Erde wild und müssig umher, die alle auch ziehen, schleppen, tragen und pflügen helfen könnten? Und am Ende — von tausend Affen und Bären lernt oft kaum einer tanzen, von tausend Papageien, Elstern und Staaren kaum einer reden, von tausend Dompfaffen kaum einer singen, von tausend Hunden kaum einer zutragen u. s. w.

Während daß ich dieß alles so hinfragte, hinausrief und hinwarf, war's mir schon oft, als wollte mich mein eigenes dunkles besseres Bewußtseyn widerlegen. Nun, da ich sorgfältiger darüber nachdenke, scheint mir in der That die Sache anders. Alles, was ich erwähnt habe, wenn es auch nicht zum bestimmten Zweck, oder zu diesem und jenem Zweck gebraucht wird, kann doch noch zu andern Zwecken gebraucht werden, und wird auch wirklich dazu gebrancht. Dieß geschieht zum Theil schon von uns Menschen selbst. Essen wir nicht die Hühnereyer, welche wir nicht ausbrüten lassen, die Thiere, welche wir klein schlachten, und die Maulthiere, von welchen die Keime der

Nachwelt noch unbedeutende Theile sind, und die eben darum noch mehr Wohlgeschmack für uns haben, weil sie das Alter noch nicht hart oder welk gemacht hat? Verzehren wir nicht den Waizen als Brod, Semmel und Kuchen, der nicht wieder gesäet wird? Wissen wir nicht das Fallobst zu backen, oder zu Most zu benutzen? Verbrennen wir nicht den Baum wenn er keine gute Frucht mehr trägt, auf unserem Heerde in unserem Ofen? Brauchen wir nicht die kleinen Steine zum Straßenpflaster, den Kies sogar in unseren Gärten? Und — geht denn eine Sache dadurch verlohren, wenn wir sie nur nicht benutzen können? Was für uns verdirbt, wird eben dadurch für Thiere genießbar. Hieher gehören das unreife Obst, die veredorbenen Vorräthe, das Aas eßbarer Thiere. Es ist unaussprechlich, wie vielerlei Thiere und besonders Würmer, die entweder schon vollkommen, oder noch im Uebergange sind, davon leben. Keine Brodkrume, die vom Tische fällt, kommt um; kein Waizenkorn, das beim Einerndten ausfällt; kein anders Gesäme, an dessen Einsammlung wir nicht denken. Alles findet seinen Liebhaber und Verzehrer. Selbst von den Eyern des Gewürms lebt eine ungeheure Menge von Vögeln, die in harten schneereichen Wintern umkommen müsten, wenn die Natur ihnen nicht diesen Reichthum bearbeitet hätte. Auch sogar aus den abgefallenen Blüthen hat die Bie-

ne Honig gesammlet, und das Schaf und das Reh verzehren die von Menschen ungesuchten Kräuter mit Freuden. Und am Ende — alles Uebrige, was weder Menschen noch Thieren unmittelbar nützt, nützt ihnen über kurz oder lang doch mittelbar dadurch, das es der Erde nützt. Das sich auf dem nackten Fels anlegende Moos wird durch seinen Vergang der Schöpfer der ersten Erde auf selbigem; die absterbenden kleinen Bäume aller Art, die vergehenden Pflänzchen, die abfallenden Blüthen, ja sogar die verfrornen Fruchtknospen werden ebenfalls wieder Erde, und machen den Boden durch ihre Rückgabe reicher an gleichartigen Theilen, und dadurch für ähnliche Bäume und Pflanzen fruchtbarer; wird das verhagelte Feld wieder besäet, so ersetzt es die verlohrne Erndte doppelt; und kommt jemals eine Menschenhand über vermoderte oder verbrannte Wälder, und macht da, wie auf Madera, das Land urbar, so wächset ein unermeßlicher Vorrath von Getraide, Obst und edlem Wein. — Die unentdeckten heilsamen Quellen leisten der Erde denselben Nutzen, wie alle übrigen Quellen; die unausgegrabenen Gold- und Silberstufen helfen, wie die übrige Steinmasse der Tiefe, die auf dieser ruhenden Berge tragen; die wilden Thiere, welche mit ihren Kräften nicht für den Menschen arbeiten, arbeiten damit für sich; und daß nicht alle Bären tanzen, alle Hunde zutragen lernen

u. s. w., verdient kaum eine Antwort, da die Quälerei dabei ins Abscheuliche geht, und die Natur bey keinem ihrer Wesen den Zweck haben konnte, daß es von Menschen gequält werden sollte.

Was ergiebt sich aus dieser ganz veränderten Darstellung der Dinge? Dieß, daß in der Natur eine allgemeine Zweckbeziehung angetroffen werde, oder mit andern Worten: daß in der That ausser dem Menschen nichts, durchaus nichts im eigentlichen Verstande verlohren gehe. Und — wenn es auch wäre, darf man denn wohl mit solchen körperlichen Dingen die Kräfte und Kraftanlagen des Menschen vergleichen? Darf man sagen: — wie tausend Dinge in ihrer Geburt erstickt werden, so kann es auch mit dem menschlichen Geiste seyn? wenn nun aber auch sogar das Körperliche in der Natur nicht verloren geht, sollte das Geistische in ihr verlohren gehen? Das geschähe ja aber doch offenbar, wenn der Mensch im Tode aufhörte zu seyn. Sein Körper sogar, er mag völlig erwachsen, oder noch ungebohren seyn, nützt im Tode noch, vermehrt wenigstens die Erde, und düngt sie mit seiner Asche. Weder seine Anlagen zur Denkkraft aber und zu den übrigen Geisteskräften, wenn er früh stirbt, noch seine eingebildete Denkkraft selbst mit allen seinen übrigen Kräften, wenn er alt stirbt, vermögen die Erde auch nur mit einem Stäublein zu vermehren. Sie gehen im allerersten Verstande

völlig verlohren, wenn kein Leben nach dem Tode ist. Kann das wohl geschehen? Und da auch das unvollendetbleibendste Körperliche in der Natur ausser seinem Beitrage, den es zur Mannigfaltigkeit leistet, noch immer zu irgend einem Zweck brauchbar ist, und wenn es auch nur die fruchtbringende Erde um einige Körper vermehrte: so scheint auch das unvollendetbleibende in Menschen, das nicht einmal die Erdenmasse vermehren kann, ausser seinem Beitrage zur Mannigfaltigkeit noch einen andern Zweck haben zu müssen. Daß nun aber die geistigen Kräfte vielleicht bloß Ursachen der körperlichen Gestalten wären, ist mir zu hoch gegeben; auch zweifle ich, daß man sich etwas Deutliches dabey denken möge. Und, daß die vorhergehenden geistigen Kräfte vielleicht Keime der folgenden abgäben, so, daß eine Gattung in ihren spätern Gliedern weiter komme, die Selbstheit der vorigen aber verlohren gehe, hebt nicht nur den ganzen Begrif vom Ich auf, sondern wird auch durch die Geschichte widerlegt, und ist in den Augen des unbefangenen Denkers ein weit bodenloseres Vielleicht, als daß vielleicht ein Leben nach dem Tode sey. Ich nehme also nicht nur die Beschuldigung der zweiten, sondern auch sogar der ersten falschen Voraussetzung in der letztern Betrachtung zurück. Beide sind ein paar Sätze, in welchen etwas liegt, dem ich nicht ganz widerstehen kann; ich müßte mir's

denn vornehmen, ihm widerstehen zu wollen. Und — das lasse ich mir auch nicht nachsagen.

Wie, wenn es nun vollends wahr wäre, daß noch kein einziger Mensch seine Kraftanlagen vollkommen ausgebildet, und seine Kräfte vollkommen angewendet hätte? Und — so ists. Die Darstellung, daß der Weiseste noch immer weiser, der Beßte noch immer besser, der Gemeinnützigste noch immer gemeinnütziger werden könne, und daß gar nicht abzusehen sey, wie weit sie dieß alles noch werden können, ist zu unwiderleglich; ich muß ihr beipflichten. Ich sehe Anlagen zu einem ewigen Wachsthum des menschlichen Geistes. Dergleichen Anlagen sehe ich nirgends weiter. Alle Körper haben ihr höchstes von Größe. Haben sie dieses erreicht, so stehen sie still. So gehts jedem Steine, jedem Baume, jedem Thiere, ja dem menschlichen Körper selbst. Einem jeden ist durch seine innere Anlage ein höchstes Ziel gesetzt, das er nicht überschreiten kann. Dieß beweiset offenbar, daß sie alle zur Vergänglichkeit, und am Ende zur Zernichtung, bestimmt sind; denn so, wie sie nicht mehr steigen und vorwärts können, gehen sie wieder rückwärts und sinken, wovon das Ende nichts Anderes, als völlige Zerstörung seyn muß. Dem Geiste aber sind keine Grenzen in seiner Erkenntniß, in seiner Güte und in seiner Thätigkeit gezeichnet. Ewig kann er wachsen in diesen allen, sobald er nur ewig dauert. Seine

Anlagen zu ewigem Wachsthum scheinen also auch Anlagen zu ewiger Dauer zu seyn. Und wären ausser seinem Triebe nach ewiger Dauer nun auch sogar noch Anlagen zu ewiger Dauer in ihm: so — o was folgte, was folgte?

Was vom Thurmgrunde gesagt wird, ist auffallend. Im ganzen Ernst — wenn kein künftiges Leben ist, so sieht der Mensch mit seinen Kräften und Kraftanlagen ganz so aus, wie ein Kothsassenhaus, das auf einem Thurmgrunde erbauet ward. Am Menschen selbst liegt die Schuld nicht. Er bildete gern aus seinen Kraftanlagen, und wendete gern an seine Kräfte so viel Jahrtausende hindurch, als er sie Jahrzehende hindurch ausgebildet und anwendet; er darf aber nicht. Was soll er denken? Hätte sein Körper noch Kraft zu verdauen, Milchsaft zu bereiten, und das Blut im Umlauf zu erhalten, sein Körper dauerte gewiß noch fort; Er selbst aber hat noch Kraft zu denken, zu wollen und zu wirken, und er sollte nicht noch fortdauern, nicht ewig fortdauern, da er ewig zu denken, zu wollen und zu wirken Kraft hat? Es habe ihm diese Kraft gegeben, wer da wolle, was da wolle; sollte nicht, wie dadurch, daß seinem Körper nur endliche Kräfte gegeben wurden, zu seinem Körper gesprochen wird — du sollst nur auf eine Zeitlang seyn — ebenso dadurch daß dem menschlichen Geiste unendliche Kräfte gegeben wurden,

zum menschlichen Geiste gesprochen werden — du sollst ewig seyn?

Kurz — ich muß nun beinahe anfangen zu glauben, der Mensch sey noch zu einem Leben bestimmt; oder er schiene sich nicht nur mit sich selbst, sondern auch mit der ganzen Natur um sich her, in Widerspruch zu befinden. Als Abweichnng und Ausnahme von der allgemeinen Weseneinrichtung steht er einmahl da, und muß dafür erklärt werden; ists nicht vernünftiger, zu glauben, er sey es auf Seiten seiner Dauer, als auf Seiten des Misverhältnisses seiner Kräfte? Im erstern Falle wäre er ein Denkmal der höchsten Weisheit; was wäre er aber im letzteren?

Sechszehnte Betrachtung.

Fünfter Vernunftgrund.

Ich bleibe nach dreimal wiederholter sorgfältiger Belesung des Letzteren bei dem Schlusse, welchen ich am Ende daraus zog.

Das Einzige, was ich allenfalls noch zu beantworten hätte, wäre etwa die Frage, was aus der menschlichen Gesellschaft werden sollte, wenn alle menschliche Kraftanlagen gehörig ausgebildet, und alle menschliche Kräfte gehörig angewendet würden, und daß also beides so unrathsam, wie vielleicht unthunlich, sey. So sey es, daß es für

die gegenwärtige menschliche Gesellschaft nicht rathsam gewesen wäre; vielleicht geschah es auch darum nicht. Ja, es sey sogar, daß es jetzt nicht thunlich, auch auf immer nicht thunlich, und was jetzt für die menschliche Gesellschaft nicht rathsam ist, auf immer nicht rathsam für sie seyn müsse? Sollte man, wenn man mit der Erhabenheit der menschlichen Kräfte und Kraftanlagen erst vertraut wird, nicht vielmehr das Gegentheil daraus folgern? — nicht folgern, daß es einst noch thunlich seyn müsse, und daß die menschliche Gesellschaft einst noch so eine Gestalt gewinnen müsse, daß es ihr sogar rathsam wäre? Auch ist ja hier gar nicht vom Mißbrauche der Kräfte die Rede, daß man sich auf die Cäsaren und auf die Alexander berufen möge. Die Menschheit wäre auf jeden Fall glücklicher, wenn es nie einen Cäsar, nie einen Alexander gegeben hätte. Und — der Gedanke, wem's gelingt, dem gelingt's, kommt mir heute selbst grell vor. Was vermöge der Kräfte und Kraftanlagen gelingen kann, das, sollte man denken, müste, wenn es etwas Gutes ist, irgend einmal Jedem gelingen, der sie hat. — — Mit gleicher Aufmerksamkeit will ich also den folgenden Beweisgrund für menschliche Fortdauer in Erwägung ziehen.

Mit den herrlichen Anlagen, welche der Mensch hat, verbindet sich auch ein unersättlicher Trieb,

sie noch immer herrlicher auszubilden, und dieser sein Vollkommenheitstrieb gleicht an Stärke seinem Triebe nach Fortdauer. Der Weise kann nicht nur täglich noch weiser werden, der Gute noch besser, sondern beide bestreben sich auch innigst, es zu werden. Es ist ein himmlischer Anblick, sie zu sehen, wie sie sich beeifern, in wissenswürdigen Erkenntnissen und in hoher Herzensgüte unaufhörlich fortzuschreiten. Wenn nun Trieb und Anlage dazu sogar zusammenpassen, wie sollte es möglich seyn, das sie fürchten dürften, durch den Tod einst mitten in ihrer Laufbahn unterbrochen, und samt aller Weisheit und Tugend vernichtet zu werden? Müssen sie nicht vielmehr mit Zuversicht glauben können, daß sie, weil ihre Fortdauer im Tode innere Möglichkeit hat, ebenso, wie sie ewig in Erkenntniß der Wahrheit und in thätiger Güte fortschreiten können und wollen, auch ewig darin fortschreiten werden? In der That, je tiefer man in die Betrachtungen über die Bestimmung des Menschen eindringt, desto vollkommener wird der Einklang seines Wesens, wenn er im Tode fortdauert, und desto widerspruchvoller sein ganzes Wesen, und ein desto unauflößlicheres Räthsel der Mensch selbst, wenn Tod für ihn Zernichtung ist. — —

Das klingt freilich schön; wird aber nicht in dieser Beweisart stillschweigends behauptet, daß der Trieb, die großen Anlagen des menschlichen

Wesens unaufhörlich auszubilden, allgemein sey? Wo ist er dieß? Fürwahr, wer noch nie in der Welt gewesen wäre, und nach dieser Schilderung erst zu ihr käme, der müste glauben, daß er in eine Gesellschaft von lauter unersättlichwißbegierigen und unermüdet für das Gute thätigen Seelen eintreten würde; wie bald aber würde er seine hohen Begriffe von ihr herabzuspannen genöthigt seyn! Für Unzählige haben die höhern Gegenstände des menschlichen Wissens gar keinen Reitz; für Unzählige liegt die Wahrheit, als das unentbehrlichste aller Güter, ganz linker Hand; Unzählige fröhnen blos ihren Lüsten, sind Selbstsüchtler vom ersten Range, und schränken den ganzen Begriff der Tugend blos auf äuserliche Ehrbarkeit ein, bey der sie den Strafen der Gesetze entgehen. Selbst Viele von denen, welche sich den Wissenschaften widmen, treiben blosse Brodsachen, und hören auf, auch in diesen zu wachsen, sobald sie durch sie ihr zureichendes Brod erlangt haben. Und ebenso sind auch viele unter den sogenannten guten Menschen nicht länger gut, als das Gutsein sie lohnt. Jene erhabene Schilderung des Menschen paßt also offenbar nur auf einige Wenige, und der Trieb, unaufhörlich weiser und besser zu werden, wird blos an einem ganz kleinen und unbedeutenden Theile des menschlichen Geschlechts bemerkt. Mit vollem Rechte kann man demnach diesen Trieb, statt ihn unter die

natürlichen zu zählen, unter die erkünstelten rechnen, welchen, wie schon gesagt, keine Befriedigung verheissen ist.

Leider ist diese traurige Schilderung der Menschheit der Wahrheit nicht ganz unangemessen; ich glaube aber doch, daß es der Sache keinen Eintrag thue. Hier ist nicht die Rede davon, was die Menschen im Ganzen sind, sondern davon, was sie im Ganzen seyn könnten und seyn sollten. Die wahren Weisen und Edlen stellen das Bild hiervon in der Wirklichkeit an sich auf, und von ihnen muß das Wesen der Menschheit abgeleitet werden. Auch muß nicht bloß auf der einen, sondern auch auf der andern Seite die Schilderung der Menschheit nicht übertrieben werden. So wenig es wahr ist, daß alle Menschen, weise und gut sind, so wenig ist's auch wahr, daß die Zahl der Weisen und Guten so äußerst klein sey. Jenes behaupten heißt doch nur, eine Unwahrheit sagen: dieses aber behaupten ist Unwahrheit und Ungerechtigkeit zugleich; jenes behaupten ist nur süsse Schwärmerei, übertriebene Menschenliebe; dieses behaupten ist Verläumdung und Menschenfeindschaft. Gottlob, es giebt noch kluge und rechtschaffene Menschen in allen Ständen, die sich ihres Wissens und ihrer Güte freuen, und die eben darum noch immer mehr zu wissen und ihre Güte noch zu erhöhen trachten. Man muß nur den Begriff

der Weisheit nicht zu enge abfassen und den Begriff der Tugend nicht überspannen. Freilich, wenn der grübelnde Weltweise keinem Andern den Namen des Weisen zugestehen will, als nur seinesgleichen, wenn es der Meßkünstler, auch so macht, der Sternkundige auch so: alsdann wäre das Häuflein der Weisen nur klein. Wo steht denn diese Schätzung der Weisheit geschrieben, und wann hat die Menschheit sie für die einzig richtige anerkannt? Man kann ein Weiser seyn, ohne gerade ein Kartesius, ein Euler, ein Ticho de Brahe zu seyn. Richtiges Denken über die ersten Wahrheiten und Gegenstände der Menschheit, das Thun betreffende Kenntnisse und Lebensweisheit sind vielleicht die höchste aller Weisheiten, und gleichergestalt ist auch nicht der bloß ein Tugendhafter, der für die Gesellschaft stirbt, sondern auch jeder, der für sie lebt. Dieser ist's oft durch sein Leben für die Gesellschaft noch weit mehr, als Jener durch seinen Tod für sie. Was hilft ihr z. E. der Tod so vieler Tausenden, welche in nichts entscheidenden Scharmützeln fallen? Auch braucht man, um für die Gesellschaft zu leben, nicht gerade auf einem erhabenen Platze zu stehen, und diesen gehörig auszufüllen, man kann auch in den untersten Ständen ein sehr nützlicher und also auch sehr guter Mann seyn.

Und warum haben die höheren Gegenstände des menschlichen Wissens für Unzählige keinen

Reiz? Warum liegt Unzählichen die Wahrheit linker Hand? Warum fröhnen Unzähliche blos ihren Lüsten u. s. w. Liegt es nicht einzig und allein daran, daß sie keine solche Erziehung empfiengen, welche ihre Vernunft gehörig ausbildete, und daß sie, sich selbst überlassen, auf grobe Sinnlichkeit fielen, die als thierisches Wesen für thierischgebliebene Menschen am beßten sich schickt? Eine zwar etwas bessere, aber doch nicht vollkommene Erziehung erhielten vielleicht die, welche, wenn sie ihr Brodt haben, auch sogar die Brodtwissenschaften liegen lassen, und die nur so lange Gutes thun, als sie sinnlichen Gewinn davon haben. Allerdings muß die Vernunft erst in einem beträchtlichen Grade ausgebildet seyn, ehe der Trieb nach Wahrheit und Tugend erwacht und unersättlich wird; aber dieser Trieb ist deswegen eben so wenig ein erkünstelter Trieb, als der Trieb nach ewigem Seyn, weil er unmittelbar aus der Ausbildung der Vernunft entspringt, und der Mensch zur Ausbildung seiner Vernunft bestimmt ist. Wie sollte ich also so schliessen dürfen — „Weil der Trieb, ewig in Weisheit und Tugend zu wachsen, nicht in allen Menschen da ist, so stellt er auch denen, in welchen er da ist, keine Bürgschaft für ewige Befriedigung desselben"! .. Würde ich nicht vielmehr richtiger also schliessen: — " Weil dieser Trieb unmittelbar aus der Ausbildung der Vernunft folgt, und jeder

Mensch seine Vernunft, um sie auszubilden, bekam, so müßen die, welche jetzt dumm und schlecht bleiben, in einem andern Leben den Weisen und Edeln noch nachkommen "?

Wie aber, wenn der ganze hochgerühmte Vollkommenheitstrieb der Weisen und Edlen weiter nichts wäre, als der Trieb des Menschen überhaupt, in allen Dingen immer vorwärts zu wollen, und wenn beide bloß unterschieden wären, wie Art und Geschlecht? Was ist der unzubefriedigende Stolz anders, als der Trieb nach immer mehr? Was ist die steigende Aufwandssucht anders, als dieser Trieb? Wagt nicht der Wagehals immer mehr? Sucht der Betrüger nicht immer feiner zu betrügen? Sinnt der Straßenräuber nicht immer auf ärgeren Straßenraub? Ueberall derselbe Trieb — Immer vorwärts! nur unter verschiedenen Gestalten, je nachdem die Umstände sind, auf die er gerichtet wird. Der Eine richtet ihn auf Geld und Gut, der Andere auf Ehre, noch ein Anderer auf Schelmereien, und noch ein Anderer auf — Weisheit und Tugend. Wie der Weise nie genug ausgemachte Grundsätze entdecken kann, so kann das alte kundschaftende Weib nie genug Stadtneuigkeiten erfahren. Wie der Menschenfreund nie genug Wohlthaten austheilen kann, so kann der Geitzhals nie genug zusammenscharren. Wie der Be-

benslustige nicht lange genug leben kann, so kann der Lebenshasser sich nicht früh genug entleiben. Wie der Heilige für seine Tugend keine Grenzen weiß, so weiß sie der Bösewicht auch nicht für seine Laster. Willst du nicht etwa auch so schliessen — „weil der Geitzige hier nicht seinen unersättlichen Trieb nach Geld befriedigen kann, so muß ein Leben nach dem Tode seyn, wo er ihn befriedigen wird„ — oder — “weil der Schelm hier seinen Gedanken nach noch immer nicht fein genug betrügt, so muß ein Leben nach dem Tode seyn, wo er bis zur Unsichtbarkeit fein betrügen wird ÷÷÷ “

Welche Zusammenstellungen! Ist es anständig, bei Verhandlung einer so ehrwürdigen Sache, als die Bestimmung des Menschen ist, sich dergleichen zu erlauben ÷ Aber — es sey, Ja sogar die Unersättlichkeit des Geitzes und des Stolzes, sogar die immer höher steigende Betrügsucht des Betrügers bürgen aus dem allgemeinen Grunde, daß sie alle nichts Anderes, als der Trieb Vorwärts, nur verschieden gerichtet und ausgeartet, sind, für die Bestimmung des Menschen zu ewiger Fortdauer ebenso, wie der unersättliche Durst des Weisen nach höherer Weisheit und das unzuermüdende Bestreben des Tugendhaften, nach immer höherer Tugend. Wahr ists, weil der Geitzige seinen Trieb nach Geld hier nicht befriedigen kann, so

muß noch ein Leben nach dem Tode seyn; wahr ists, weil der Betrüger seine Betrügsucht hier nicht befriedigen kann, so muß noch ein Leben nach dem Tode seyn; aber — unanständig ist der Nachsatz, daß in dem Leben nach dem Tode Jener seinen Geitz, und Dieser seine Betrügsucht vollkommen befriedigen werde. Dieß sind falsche, verschraubte Richtungen des erhabenen Menschentriebes, des Triebes nach Vollkommenheit; das Verlangen nach immer mehr Weisheit aber und die Begierde nach immer mehr Tugend sind die wahren, wesentlich-menschlichen Richtungen desselben, und nur in diesen darf der Vollkommenheitstrieb auf volle Befriedigung rechnen; denn er kann dem Menschen unmöglich gegeben seyn, um seine Unvollkommenheit vollkommen zu machen. Und — denke einmal, welche Mühe kostet's, um weise, — welche Ueberwindung kostet's, um gut zu werden.

„O — welche Mühe kostet's auch, um reich, welche Anstrengung, um vornehm zu werden!“

Ja, es giebt doch aber auch schon reichgeborne und vornehmgeborne; hast du schon gehört, daß es Weise von Mutterleibe an und Tugendhelden von der Wiege an gab?

„Hast du schon gehört, daß es Kartousche von Mutterleibe an und Sibariten von

der Wiege an gab? Es ist nicht leichter, ein Bösewicht als ein Heiliger zu werden; es ist so schwer, den vollkommenen Narren zu machen, als ein Weltweiser zu seyn."

Das ist in der That doch nur auf einzelne besondere Fälle anwendbar. Den vollkommenen Narren zu machen, als berufener Hofnarr z. E., oder auf der Schaubühne, mag schwer seyn; aber ein vollkommener Narr überhaupt zu seyn ist das Leichteste von der Welt. Man darf nur gar nichts lernen, so ist man's gewiß. Und ebenso mag es auch wohl schwer seyn, ein Taschenspieler zu werden; aber um ein unnützer und schlechter Mensch überall zu seyn, braucht man weiter nichts, als sich nur seinen sinnlichen Trieben zu überlassen. Am Ende beruhet dann doch wohl auch die Ehre bei der Mühe, welche man sich giebt, darauf, daß die Mühe auf einen würdigen Gegenstand verwendet werde. Je mehr Mühe und Fleis man auf unnütze Dinge und Narrenkünste wendet, desto verächtlicher macht man sich dadurch, und je schwerer die Bosheit ist, desto abscheulicher ist das Herz, das sie verüben kann. Weisheit und Tugend nützen also nur — Weisheit und Tugend ehren auch nur.

Nun betrachte den Weisen, den Wissenschaftlichen, den Forscher nach Wahrheit — wie emsig, wie unermüdet lebt er dem Nachdenken gewidmet!

Auf wie viel gesellschaftliche Vergnügungen thut er, um in seinem Streben nach Erkenntniß nicht gestört zu werden, gutwillig Verzicht! Wie viele Nächte durchwacht er, um von einzelnen Wahrheiten endlich zu einem zusammenhandenden Ganzen von Wahrheit zu gelangen! Es ist doch wohl unmöglich, glauben zu sollen, daß unermüdet nachdenken nicht schwerer sey, als unermüdet spielen. Es ist unmöglich, glauben zu sollen, daß es, um aus einer Gesellschaft in die andere zu laufen, mehr brauche, als zwei gesunde Füße zu haben, und das schlafen nicht leichter sey, als auch bei Licht noch aufsitzen und unermüdet nachdenken. — Betrachtet eben so den Rechtschaffenen, den Unermüdetthätigen, den Mann, der sich für Recht und Unschuld aufopfert — kostet's ihm nichts, seinen Grundsätzen treu zu bleiben? Kostet's ihm nichts, seinen Eigennutz, den er mit leichter Mühe befriedigen könnte, zu verleugnen, und eine Leidenschaft nach der andern, von welcher Tausende sich überwinden und zu Knechten machen lassen, zu besiegen, und als Besiegte zur Schau aufzuführen?

„Wer heißt's ihnen so zu thun? Wenn es schwerer ist, ein Weltweiser, als kein Weltweiser, ein Heiliger, als kein Heiliger zu seyn, so bleibet zurück von Weisheit und Tugend; oder fordert keinen Ersatz für die Mühe, welche euch die eine, und für die Anstrengung, welche euch die andere kostet.“

Hier glaub ich, nähere sich die Sache ihrem eigentlichen Entscheidungspunkte. Es beruhet nun Alles auf die Frage -- Ist der Mensch bestimmt, weise und gut zu werden, oder nicht? ich bin es mir schuldig, diese Frage ausführlicher noch, als seither, zu untersuchen.

Siebenzehnte Betrachtung.

Fortsetzung.

Freilich, wenn der Mensch etwas über oder gar wider seine Bestimmung unternähme; so strafte er sich selbst, und dürfte Keinem die Schuld seiner daher entstehenden Unglückseligkeit geben, als blos sich selbst. Wer soll aber entscheiden über seine Bestimmung? Wer hat das Recht, darüber den Ausspruch zu thun, so zu thun, daß wir nichts dagegen einwenden dürfen? Diogenes etwa, oder Rousseau, oder sonst ein Ketzer in der Lehre vom Menschen, der uns gern zu Feuerländern, oder doch zu Otaheitern machen möchte? Von wem hat er die Vollmacht dazu erhalten?

Nein, über die Bestimmung des Menschen kann nur die Natur des Menschen selbst, seine Beschaffenheit und Einrichtung und seine ganze Lage entscheiden. Eine unübersehbare Welt voll

Stoffs zur Erkenntniß für ihn ist um ihn her da; er hat das Vermögen, diesen Stof zu sammeln, und noch dazu Er allein. Völlig umsonst wäre aller dieser Stof da, wenn Er ihn ungesammelt ließe. Die Waizenkörner würden zwar aufgesucht werden; aber die Sterne am Himmel nicht. Kaum hat er sein unteres Erkenntnißvermögen eine Zeitlang geübt, so erwacht auch sein oberes. Er bildet sich allgemeine Begriffe, macht sie sich deutlich, bestimmt nach ihnen die offen vor ihm liegenden Verhältnisse der Dinge, entdeckt durch sie verborgene Verhältnisse, schließt, reihet Ketten von Schlüssen an einander, und erhebt sich dadurch zur eigentlichen Wissenschaft. Nun erst ist er im Stande, Ueberblicke der ihn umgebenden Dinge im Ganzen zu thun; nun erst entdeckt sich ihm die Ordnung, Vollkommenheit und Schönheit der Welt. Wie diese gänzlich unbemerkt, unbewundert blieben, wenn Er sie nicht bemerkte, bewundetre, so kann er sie auch noch immer unaufhörlich mehr bewundern. Von der Welt ruft ihn sein Selbstgefühl zu gewissen Zeiten wieder ab, und zu sich zurück. Er lernt sich deutlich von andern Dingen unterscheiden, gelangt zum Begriff seines Ich, findet es wichtig, die Verhältnisse aufzusuchen, in welchen die Aussenwelt mit ihm stehe, sinnt darauf, sie sich immer nützlicher zu machen, und muß solchergestalt immer tiefer in die Gegenstände selbst, in

ihre Kräfte und Verbindungen eindringen. Folglich ist er zur Erkenntniß bestimmt, und Weisheit ist sein Beruf.

Weisheit aber nicht allein, sondern auch Tugend. Kaum ist er ein Bewunderer der Vollkommenheit der Welt geworden, so fühlt er, daß er der Welt an Vollkommenheit nicht nachbleiben müsse. Er fühlt, daß in seinen Gesinnungen und Handlungen dieselbe lobenswerthe Uebereinstimmung seyn müsse, welche er in den Wirkungen des Ganzen um sich her antrift. Er fühlt, daß er durch Ausbildung seines sittlichen Wesens der Schönheit der gesammten Natur erst die Krone aufsetzen müße. Die Erkenntniß der Verhältnisse der Aussenwelt zu ihm zeigt ihm auf der Stelle seine Pflichten gegen sie, und so muß er es sich selbst als Theil des Ganzen zum Gesetz machen, diese auf das heiligste zu erfüllen.

Ich lese den hier geführten Beweis, daß der Mensch zur Weisheit und Tugend bestimmt sey, noch einmal durch, um zu sehen, ob es ihm auch nicht an Zusammenhange fehle; aber ich finde darin den vollkommensten Zusammenhang. Und da dies ist, so taugt er nicht nur, sondern taugt auch um so mehr, weil — ihn Jeder fassen kann.

Auf die Frage also — wer heißts dem Menschen weise und gut zu werden, wenn Weisheit so viele Mühe macht, und Tugend so viel Aufopferungen kostet? dient zur Antwort — seine Natur. Nun ist's aber offenbar, daß jedes Wesen außer ihm den Winken seiner Natur folge, ohne einmal zu wissen, was es thue; und Er, der Einzigvernünftige unter ihnen, sollte den Winken der seinigen nicht folgen sollen? Was für ein sich selbst widersprechendes Geschöpf wäre er abermals? Nun nimm aber an, der Mensch höre im Tode auf zu seyn, wozu ist er weise und gut geworden? Wozu hat er so einen Schatz von edlen Kenntnissen und Gesinnungen gesammlet? Was ist der ganze Zweck der Ausbildung seines vernünftigen und sittlichen Wesens gewesen? Also — er hat sich ausbilden müßen, um — vernichtet zu werden?

„Aber — geht es denn in der ganzen Körperwelt anders her? Bildet sich nicht Alles aus, um am Ende vernichtet zu werden?“

Hier kann mit Recht geantwortet werden, — die ganze Körperwelt kann einmal kein anderes Schicksal haben, sie hat innere Unmöglichkeit einer immerwährenden Fortdauer. Der Geist des Menschen aber kann ein anderes Schicksal haben, und es ist möglich, daß er beim Vergange seines Körpers fortdaure; warum soll er also nicht den

Glauben an seine Fortdauer mit Zuversicht ergreifen? Und dann — was ist die Vernichtung in der Körperwelt? Doch wohl nichts weiter, als Zernichtung der Gestalten; die Masse bleibt, und wird wieder zu andern Gestalten gebraucht. Die Erkenntniß und Sittlichkeit des Menschen aber wird im eigentlichen Verstande vernichtet, wenn er im Tode aufhört zu seyn; denn seinem modernden Fleische bleibt die Erkenntniß nicht eigen, und an seinen Knochen bleibt seine Sittlichkeit nicht kleben. Beide, wenn sie zerstäubt sind, gehen wieder in andere Körper über; und helfen sie hernach wieder einen menschlichen Körper ausmachen, so muß der Geist, der diesen wieder bewohnt, sich eben so wieder erst Erkenntniß und Sittlichkeit sammlen. Wozu also bei jedem Sterbenden der gesammlete Vorrath an großen Vorstellungen und edlen Gesinnungen? Alles Andere, was der Mensch an Vorräthen sammelt, kommt doch nach seinem Tode noch Andern zu Gute. Sein Vorrath von Erde sogar, den er im Körper gesammelt hat, kommt der Erde wieder zu Gute. Wem sollen aber seine Wissenschaften und seine Tugendfertigkeiten nach seinem Tode zu Gute kommen, wenn sie ihm nicht selbst alsdann noch zu Gute kommen? Soll etwa auch jede seiner allgemeinen Vorstellungen zu den einzelnen Dingen zurückkehren, von welchen er sie abgezogen hat? und jeder

seiner sittlichen Schlußsätze zu den Vordersätzen, aus welchen er ihn bildete? Kein Anderer, als Er, kann von seiner Weisheit und Tugend Gebrauch machen; kein Anderer, als Er, kann sie sich auch nur im geringsten zueignen. Ihm, nur ihm können sie eigen bleiben; d. h. er selbst muß bleiben.

„Hat denn aber der Weise nicht seine Weisheit, der Rechtschaffene nicht seine Rechtschaffenheit gebraucht und benutzt, so lang er lebte? Haben sie ihnen nicht Vortheil und Segen auf allen Seiten gestiftet? So müßen sie genug hieran haben. Sie haben sich glücklich durch sie gefühlt, so lange sie waren, und so ist der Zweck beider erreicht.“

Wahr ist's, dem Weisen gewähren der Besitz seiner Kenntnisse, das Fortschreiten darin und die Anwendung davon viel Freude; er lebt und webt in seinen Vorstellungen. Und eben so genießt er durch das Bewußtseyn, an seiner Sittlichkeit den großen Haufen zu übertreffen, und durch das Vollbringen edler Handlungen die entzückendste Seligkeit. Aber eben daher entsteht auch in ihm das sehnlichste Verlangen, jene Freuden der Weisheit und diese Seligkeiten der Tugend noch länger zu genießen, ewig zu genießen. In seiner Natur liegt kein innerer Widerspruch gegen dieses Verlangen; vielmehr ist innere Mög-

lichkeit da, daß es befriedigt werde. Sollte er, der so wacker denkt, seine herrlichen Anlagen noch ewig fortausbilden zu wollen, nicht die Befriedigung mit Recht ewarten dürfen? Sollte er das Recht seiner Erwartung nicht auf Uebereinstimmung seines Wesens gründen können, die doch seyn muß, weil für alle übrige Dinge Uebereinstimmung in ihrem Wesen ist?

Und dann — ist der Besitz seiner Weisheit und Tugend wirklich so ungestört, sind die Freudengenüsse, welche er aus ihnen schöpft, wirklich so rein, daß sie Lohns genug für die Treue und für den Eifer sind, womit er sie sich erwarb? — Lohns genug für so viel tausend Selbstverleugnungen, welche er ihrentwegen seit seines Lebens ausübt? Wie oft ermüdet er unwillkührlich in den Untersuchungen der Wahrheit, und muß sie abbrechen! Wie oft macht ihn körperliches Leiden weniger dazu geschickt, ein trauriger Gemüthszustand weniger dazu aufgelegt! Wie oft stören ihn heftige sinnliche Eindrücke, denen er sich wider seinen Willen Preis geben muß, darin! Seine Aufmerksamkeit wird getheilt; er läßt den Faden seiner Gedanken fallen, oder verliert doch den richtigen Ueberblick der Gedankenfolge; ein unerwiesener Gedanke schleicht sich zwischenein, und er verschließt sich in seinen Schlüssen, die er nur mit einem Vordersatze macht, wie sich der

Rechenmeister in seinen Brüchen verrechnet. Und ist dies alles nicht, ist er stark, heiter und ungestört genug, seine Betrachtungeu zu verfolgen; so kommt er zu seinem größten Leiden bald hier, bald da, an die Grenzen des Lichts und der Gewißheit. Da steht er und seufzt. Versucht er's und wagt sich über diese Grenze, so tritt er in die Gefilde der bloßen Wahrscheinlichkeit ein, und muß sich an dieser genügen lassen, oder er geräth gar in das Land der Wagmeinungen, wo ihn Irrlichter täuschen. So ist's! Zur Erkenntniß der Wahrheit berufen sich fühlend, strebt er nach Wahrheit, und wenn er mitten im Streben nach ihr ist, so läßt's nicht anders, als triebe die Spötterin nur ihr Spiel mit ihm, als lockte sie ihn erst an sich, und verspräche, sich ihm zu enthüllen, und als entfernte sie sich hernach wieder in dem Maaße von ihm, in welchem er sich ihr nähert, um zuletzt ganz aus seinen Augen zu verschwinden. Sollte nicht in jenem offenbaren Berufe des Menschen zur Wahrheit auf der einen Seite, und in dieser Unmöglichkeit, ganz zur Wahrheit zn gelangen, auf der andern, eine stille Verheissung für ihn liegen, daß er in einem künftigen höhern Zustande noch gewiß einst zu ihr gelangen werde? Sollte er nicht, da diese Verheißung die größte Aufforderung für ihn, weiter zu forschen, und sein einziges Labsal ist, wenn

er mit allem seinem Forschen nicht ans Ziel kommt, ihre Erfüllung mit Zuversicht hoffen dürfen?

Eben so — wie oft trübet dem Rechtschaffenen den Genuß seiner Güte das Bewußtseyn ihm immer noch anklebender Schwächen! Wie oft überrascht ihn eine kecke Begierde, die das für unerschütterlich von ihm gehaltene Gleichgewicht seines Herzens aufhebt! Wie oft stören ihn andere Menschen, bald Feinde, bald Freunde sogar, wenigstens in der Fülle des Genußes seiner selbst! Wie so gewöhnlich verstößt er in der Welt mit seinen biderſten Meinungen, Urtheilen und Rathgebungen! Wie oft unterbricht Unbehagen seines Körpers seine Geistesheiterkeit! Wie selten gelingen ihm seine edelsten Handlungen! Bald passen die Umstände dazu nicht; bald trift er damit einen unwürdigen Gegenstand, der ihm den Beitrag, den er als Empfänger noch dazu leisten müßte, versagt; bald vereitelt sie ihm ein Bösewicht, dem er damit in den Weg tritt; bald stiften sie den Nutzen nicht, den er sich davon versprach; bald setzen sie ihn wohl gar durch Schaden, den sie durch ein Ohngefehr anrichten, in Schrecken. So ist's! Ja, so ist's! Sollte nicht ebenfalls in dem offenbaren Berufe des Menschen zur Tugend auf der einen Seite, und in der Unmöglichkeit auf der andern, die Tugend vollkommen zu besitzen, zu genießen und anzuwenden,

die stille Verheißung für ihn liegen, daß er in einem künftigen höhern Zustande noch gewiß einst hierzu gelangen werde? Sollte er nicht, da diese Verheißung das stärkste Beförderungsmittel seines ausharrenden Tugendfleißes, und die einzige Beruhigung für ihn ist, wenn seine besten Handlungen ihm mißlingen, ihre Erfüllung ohne den geringsten Zweifel erwarten dürfen?

Wäre dies nicht, so könnte die Frage aufgeworfen werden, ob der Mensch weise daran thue, daß er weise zu werden suche, und ob er gut dadurch handle, daß er gut zu werden sich bemühe. Ist er denn etwa blos zur Weisheit und Tugend; oder nicht auch, wie alle andere Wesen, zur Glückseligkeit bestimmt? Nur ist aber bei ihm die Ausnahme gemacht, daß er einer doppelten Glückseligkeit fähig ist, einer innerlichen und einer äußerlichen. Wenn er nun die erstere doch nie vollkommen erreichte, wenn ihn das unnütze Streben nach ihr sogar noch häufig um die letztere brächte, auf was für Maaßregeln müßte er gerathen? Um die äußerliche Glückseligkeit zu erlangen, braucht er gar nicht sehr weise, noch weniger sehr gut zu seyn. Ein ganz geringer Grad von Vernunft, den er sich ohne viel Mühe, und blos durch das Leben in der Gesellschaft von Kindheit auf, erwürbe, reichte hierzu hin, und Her-

zensgüte brauchte er nur zu heucheln, wie es alle unsere Pfarisäer machen, die unter dem Mantel der Tugend alle Freuden des Lebens an sich reißen, und dabei doch den äußerlichen Segen der Tugend genießen. Spielen diese nicht in der That die einträglichste Rolle?

Einleuchtend muß es ja wahrlich Jedem seyn, der über Leben und Lebensgenuß nachdenkt, und dies war es eben auch, was mich so sehr antrieb, die große Sache von Bestimmung des Menschen mit mir selbst auf's Reine zu bringen; damit ich den rechten Entwurf für mein kurzes flüchtiges Erdenleben machte. Wenn ich so unsre sinnlichen Gesellschaftsglieder betrachte, wie sie, unbekümmert um all e höhere Erkenntniß, ihr Leben heiter und froh genießen, die Natur nicht einmal weiterer Betrachtung würdigen, als in so fern sie gut Wetter von ihr begehren, oder ihre mannigfaltigen Erndten sich zu Gemüthe führen, mit ihren Pflichten sich nicht viel befassen, sie höchstens nur obenhin verrichten, oder gar sich Leute halten, die sie an ihrer Statt verrichten müssen, dafür aber auf allen möglichen Uebergenuß sinnen, dabei sich meisterlich auf Abwechselung verstehen, bald essen, bald trinken, bald schlafen, bald spielen, bald tanzen, bald jagen — und wie sie das alles so ein Jahrzehend hindurch nach dem andern, und bis ans Ende ihres Lebens thun — — sind es

nicht die klügsten Menschen, wenn im Tode alles für sie aus ist? Wenn man doch einmal nicht mehr seyn kann, handelt der nicht am zweckmäßigsten, der das, was ist, so in aller Fülle genießt, als möglich? Giebt man nicht dem Armen den Rath, das Wenige, was er hat, nur recht herzlich zu genießen, um es dadurch für sich in Reichthum zu verwandeln? Es hilft alles nichts, wenn man dagegen einwendet, der Mensch sey nicht blos ein sinnliches, sondern auch ein sittliches Wesen, und so sey es ihm Pflicht, auch, wenn er im Tode vernichtet würde, seine sittliche Natur so viel, als möglich auszubilden, weil jedes andere Wesen außer ihm, sobald es Zeit dazu hat, sich auch so vollkommen ausbilde, als möglich. Der Mensch ist doch auch einmal so gut, wie alle andere Wesen berechtigt, auf Glückseligkeit Anspruch zu machen; wenn ihm nun die Ausbildung seiner sittlichen Natur keine vollkommene Glückseligkeit verschaft, und ihm sogar noch die sinnliche raubt, die er in vollem Maaße haben könnte, wer mag ihm selbige zur Pflicht machen? Ich sollte aber eher glauben, daß eben aus seiner sittlichen Natur die stärkste Vermuthung für seine Fortdauer im Tode entspränge. Wie? ein Wesen, das die ewigen Gesetze der Natur einsieht, dem sie gleichsam wesentlich eingeprägt sind, und das im Stande ist, ihnen nachzuahmen, sollte

nicht so unzerstörbar, so ewig seyn, wie diese Gesetze selbst? — — —

Ist aber noch ein Leben nach dem Tode, ja — dann handeln jene sinnlichlebenden Menschen höchst verkehrt und höchst unzweckmäßig. Sie bilden alsdann gerade diejenige Natur an sich aus, die der Zerstörung unterworfen ist, und vernachläßigen die ganz, welche vorzüglich nur ewig dauern wird. Wie freue ich mich deshalb, daß ich mich in diese Untersuchungen eingelassen habe! Bald, bald wird mein Lebensplan entworfen seyn. Ich halte es jetzt schon fast für unmöglich, daß ich mich nun jemals zu jenen bloß sinnlichlebenden Menschen gesellen werde. Es ist mir nun schon viel wahrscheinlicher, daß ich im Tode fortdaure, als daß ich nicht fortdaure. Der eben jetzt untersuchte neue Beweisgrund läßt ebenfalls wieder den stärksten Eindruck auf mich zurück. Was ist wohl eher anzunehmen, — — daß ein Wesen, welches ewig in Weisheit und Tugend fortschreiten kann, das innere und äuserliche Möglichkeit dazu hat, das sich bestrebt, täglich in Weisheit und Tugend fortzuschreiten, daß sich nach ewigen Fortschreiten darin sehnt und sehnen muß — daß dieß Wesen mitten in seiner Laufbahn, oder wenn es gar kaum einige kleine Strecken erst davon zurückgelegt hat, grausam und plötzlich aufgehalten, und gleichsam zur Strafe dafür, daß es weise und gut da seyn wollte, um alles Dasein

gebracht werden werde — oder — daß es seinen Anlagen und Wünschen gemäß hier nur die ersten Anfangsgründe der Weisheit lernen, die ersten Versuche der Tugend machen, und dann zum Lohne dafür, daß es dieß that, in einen erhabeneren Zustand versetzt werden werde, wo es seinen Durst nach Weisheit stillen, sein Verlangen, ganz heilig zu seyn, befriedigen, und einen Wirkungskreis für sich geöfnet sehen wird, in welchem es auf das höchste thätig seyn, seine Thätigkeit mit vollem Glück betreiben, und in den unübersehbaren guten Folgen seiner Thätigkeit sich unaussprechlich selig fühlen kann? Noch einmal — was ist wohl eher anzunehmen, das Letztere, oder das Erstere? Bei meiner Vernunft — ich schwöre, das Letztere!

Mit diesem Gedanken will ich zum Vatergrabe hin. Der Abend ist so still, so heiter — mein Herz so heiter, so still, wie der Abend — o Wonne, o Wonne in und ausser mir für mich!

Elpizon,

am Grabe seines Vaters.

Ach Vater, mein Vater, wie ist mir! Noch nie war ich zur ruhigen Freude bei deiner Gruft so

gestimmt, als heute. Unvergeßlich warst du mir zwar immer, und würdest mir es auch geblieben seyn bis an meinen letzten Hauch. Mit einer Art von Seligkeit dachte ich stets an die Tage zurück, wo ich dich noch hatte, wo ich erst als Kind in deinem Schosse, und dann als Jüngling in deinen Armen lag. Ach, wie wohl, wie wohl war mir da! So oft ich seither daran zurückdachte, ward mir auch wieder wohl, aber doch nicht ganz so. Nun aber, wenn es möglich wäre, daß ich dich einst wieder hätte, daß ich als ausgebildeter Mann dich wieder umarmte — ach, der bloße Gedanke hieran macht, daß mir nicht nur ganz wieder so wohl, sondern noch dreimal mehr wohl wird, als einst.

Vater, Vater, lebst du wirklich fort? Fort in höheren Gegenden — in Gegenden des Lichts und der Vollendung? O ist dieß, so erscheine mir in dieser dämmernden Abendstille hier, hier an dem mir so heiligen Orte, wo deine Gebeine stauben! Erscheine mir nur auf einen Augenblick, und reiche mir den Thatbeweis für den Glauben an menschliche Fortdauer! Der edle Nazarener sprach zwar einst, daß, wer Mose und die Propheten nicht hörte, auch nicht hören würde, wenn Jemand von den Todten ihm erschiene. Aber da war die Rede von Bussethun, und nicht vom Glauben an das künftige Leben; denn man könn-

te sich todthören an Mose und an den Propheten, und hörte doch kein Wort davon. Auch höre ich Mose und die Propheten im eigentlichen Verstande; ich höre die Vernunft, die Mose und die Propheten, wenn sie sprachen, einzig und allein des Angehörtwerdens werth machen konnte. Sie, sie hat mich dadurch, daß ich auf sie hörte, so weit gebracht, daß meine Fortdauer im Tode Wahrscheinlichkeit für mich hat; dein Erscheinen, Vater, würde mich also zur Gewißheit darüber bringen.

Doch — was begehr' ich von dir? Du kannst mir nicht erscheinen, wenn du auch fortlebest. Du bist alsdann nicht mehr auf meinem Stern. Der Abfall deines Erdgewandes bewirkte deinen Aufschwung von der Erde; um zu ihr zurückzusinken, müßtest du erst wieder ein grobes Erdgewand anlegen können. Und — würde, wenn du mir wirklich auch jetzt erschienest, und ich dadurch jetzt in diesem Augenblick, den höchsten Beweis für meine Fortdauer erhalten zu haben glaubte, dieser morgen in meinen Augen bey kälterem Nachdenken als Beweis noch gelten? Würde ich dein Erscheinen nicht für eine bloße Wirkung meiner Einbildungskraft ansehen, und ansehen müssen? Wollte ich sagen, daß, weil die Zeit doch zuträfe, und du mir gerade in dem Augenblick erschienest, da ich dich gerufen hätte, dein Erscheinen

etwas **Wirkliches** gewesen seyn müsse: so würde das Zutreffen der Zeit gerade am stärksten darthun, daß ebenda, als meine Einbildungskraft aufs höchste thätig war, auch ihre höchste Wirkung, die Wirkung, daß ich dich zu sehen glaubte, erfolgen mußte.

Nun wohlan, Vater, kannst du mir nicht erscheinen, lebst du aber fort, so **wirke** wenigstens aus deiner Welt her zur meinigen auf mich! Wenn ich z. B. weiter über die Vernunftgründe für meine Fortdauer nachdenke, so mache, daß ich ihre Stärke gehörig empfinde!

Doch **auch dieß** kannst du nicht. So wenig man aus einer Welt in die andere kommen kann, so wenig und noch weniger kann man von einer Welt zur andern wirken. Du erfährst's nicht einmal, daß ich jetzt solch Begehren an dich thue.

Wozu gieng ich also zu deinem Grabe her? Was suche ich — was erwarte ich hier? Nichts weiter, als daß der Gedanke an dich, der du ein so weiser und guter Mann warst, und der du es aus Glauben an deine Fortdauer wardst, — dieser Gedanke, der mich nirgends in so hoher Lebhaftigkeit ergreifen kann, als hier, wo deine irdischen Ueberbleibsel ruhen, die Ueberbleibsel jener lieben Arme, die mich immer so väterlich umschlossen, — daß dieser Gedanke an dich mich mit neuem

Eifer beseele, in meinen weiteren Betrachtungen unermüdet fortzufahren. Thue ich dieß, so wird die Vernunft, welche allein entscheiden muß, meinen Glauben gewiß ohne dein Erscheinen und Mitwirken aufs Reine bringen, und alle ihre weiteren Beweisgründe werden die Eindrücke auf mich machen, die sie machen können und machen sollen.

Du giengst einen andern Weg, Vater, als ich. Ich verließ sogar den deinigen, auf den du mich schon geführt hattest. Verzeihe mir; es war nicht meine Schuld. Vielleicht aber treffen beide Wege am Ende zusammen, und dann wird in deinen Augen dein Sohn mehr Ehre von seinem Glauben haben, als du von dem deinigen. Ich bin von dem Ziele deines Glaubens nicht mehr weit entfernt; vielleicht ergreif ichs in wenig Tagen. Dann, dann soll, wie dir Christus, so mir Weisheit und Tugend mein Leben Sterben, mein Gewinn seyn, Dann will ich mich auf das würdigste zum großen Weltenwechsel bereiten; auf das würdigste will ich mich bereiten, dir einst nachzueilen, zu dir zu kommen und ewig mit dir als dein wackerer Sohn zu leben. O wenn das so wäre — wenn das so wäre — ach Vater — ach Vater! (breitet seine Arme über das Grab her zum Himmel aus.)

„Wie? was war das? Vater, Vater, warst du's — warst du's wirklich?

Schöpferin Einbildungskraft, du schufst auch jetzt das Bild, verriethest dich aber auch selbst gleich als Schöpferin. Das war ja sein letztes Bild, das er mir reichte, das Bild, das die tiefsten Eindrücke auf dich zurückließ, sein Bild, wie er im Sarge lag. Nein, Vater, so siehst du jetzt nicht aus!

Achtzehnte Betrachtung.

Sechster Vernunftgrund.

Ja, nun sehe ich das deutlich ein, was ich gestern schon klar einsah, daß ich jede Erscheinung meines Vaters, die ich an seinem Grabe gehabt hätte, heute für nichts mehr und für nichts weniger, als für ein blosses Spiel meiner Einbildung halten müßte. Das, was mir zuletzt geschah, war in der That nichts weiter. — Ich setze also lieber meine ruhigen Untersuchungen über die Sache meiner Fortdauer fort.

Daß der Mensch zur Tugend berufen sey, ist zwar schon erwiesen; allein es lässet sich auch

noch ein anderweitiger Beweis dafür führen. Der Mensch lebt in immerwährender Gesellschaft von seines gleichen. Wenn er auch hierauf nicht fiele, um sich als Mensch auszubilden, welches sonst nicht geschehen könnte: so würden ihn doch die wilden Thiere dazu zwingen. Wir, die wir seit Jahrhunderten und Jahrtausenden schon in Gesellschaft leben, haben freilich keinen Begriff mehr vom Thierzwange zur Gesellschaft; Allen aber, die ein seither unbewohntes Land erst zu bewohnen anfangen, wird die Sache sehr versinnlicht. Sie sind verlohren, wenn sie sich nicht vereinigen. Und — wenn uns nun auch die wilden Thiere nicht mehr zwingen, immerwährend in Gesellschaft zu leben, wie könnte die Fortpflanzung unsers Geschlechts bestehen ohne sie! Es ist ja mit den Menschen nicht, wie mit den Raupen, die die Sonne ausbrütet, oder wie mit den Küchen, die auf der Stelle die Grütze aufheben, sobald man nur mit dem Finger aufpickt, oder wie mit den Kanarienvögeln, die nach einigen Wochen sich selbst äsen, oder wie mit allen übrigen Thieren, die nach Verlauf eines Jahres ihrer Eltern nicht mehr bedürfen. O wie unweit länger sind menschliche Kinder ihrer Eltern bedürftig! Also — häusliche Gesellschaft folgt auf der Stelle auf die Gesellschaft der Menschen aus Thierzwang. In dieser kleinen Gesellschaft entstehen nun schon mannigfaltige Verhältnisse,

deren Gleichgewicht einzig und allein das Glück derer ausmacht, welche in ihr leben. Die Kinder verhalten sich zu den Eltern, wie Hülfsbedürftige zu Helfern, und so umgekehrt. Wenn die Eltern den Kindern nicht helfen, so sind die Kinder verloren, und wenn die Kinder sich von den Eltern nicht helfen lassen, d. h., ihnen gehorchen, so sind Eltern und Kinder verloren. Hier sind also schon kleingesellschaftliche, d. h. häusliche Pflichten, und auf ihrer gegenseitigen Erfüllung beruhet alle häusliche Glückseligkeit. Die sich vermehrenden kleineren häuslichen Gesellschaften kommen aber bald einander näher, und bilden eine grössere bürgerliche Gesellschaft. Jedes Hauswesen ist ein Staat im Kleinen, und jeder Staat ein Hauswesen im Grossen. Nun entstehen neue Verhältnisse, deren Gleichgewicht ebenfalls alles Glück der bürgerlichen Gesellschaft ausmacht. Wird diesen Verhältnissen nicht gemäß gehandelt, so ist der ganze Staat elend; und so entstehen großgesellschaftliche, d. h. bürgerliche Pflichten, auf deren gegenseitiger Erfüllung alle bürgerliche Wohlfahrt beruhet.

Die Erfüllung aller dieser klein- und großgesellschaftlichen, aller dieser häuslichen und bürgerlichen Pflichten heißt — Tugend. Wird der Mensch erst durch Thiere zur immerwährenden Gesellschaft von seines gleichen, wird er hernach

durch Fortpflanzungstrieb zur häuslichen, und durch natürlich sich ereignende Umstände zur bürgerlichen Gesellschaft gezwungen — wie kann man noch zweiflen, daß sein Beruf der Beruf zur Tugend sey? Was sollte wohl aus der häuslichen, was sollte aus der bürgerlichen Gesellschaft werden, wenn die Glieder derselben nicht ihren Verhältnissen gegen einander gemäß handelten, d. h. ihre Pflichten erfüllten?

Viele von diesen Pflichten werden nun zwar durch die Natur, durch selbstbestimmtes Wohlwollen, durch Liebe und Freundschaft, und durch begünstigende Umstände leicht gemacht; es gibt aber auch andere, bei denen die Natur nicht hilft, für die Liebe und Freundschaft nichts sind, und deren Uebertretung sogar die Umstände anrathen. Wodurch soll da der Mensch bestimmt werden, sie dennoch zu erfüllen? Als vernünftiges Wesen sieht er ein, daß das ganze gesellschaftliche Leben ein stillschweigender Vertrag ist. Jeder Vertrag setzt gegenseitige Pflichten voraus. Warum soll er die seinigen erfüllen, wenn die Erfüllung der gegenseitigen nicht Statt findet? Auf jeden Fall ist es alsdann erträglicher für ihn, seine Pflichten auch zu verletzen. Was soll ihn davon abhalten, wenn er an das Ewige nicht glauben darf? Was?

„Der Gedanke, daß er ein sittliches Wesen sey, daß er seiner sittlichen Natur immer gemäß handeln, und in dem Bewußtseyn, dies gethan zu haben, seinen Lohn und seinen Ersatz für alle daraus entspringende Verluste finden müsse; der Gedanke, daß er seine Handlungsweise nicht nach den wahrscheinlichen Folgen seiner Handlungen, sondern nach seiner innern Verbindlichkeit zu ihnen, bestimmen müsse; der Gedanke, daß er das Gute thun müsse, weil es gut ist, ohne zu berechnen, ob es auch für ihn gut sey, oder nicht."

Das klingt heldenmässigschön — fürwahr! Begehrt man aber nicht von dem grössesten Theile der Menschen übermässig zu viel, wenn man verlangt, daß er sich auch nur zu dergleichen Gedanken erheben solle? Hierzu wird ein sehr ausgebildeter Verstand und ein überaus feines sittliches Gefühl erfordert; welche beide nur Folgen einer vollkommenen Erziehung sind. Wie wird denn aber der grosse Haufe erzogen? Wird an ihm viel mehr ausgebildet, als die gröbeste Sinnlichkeit? Lernt er seinen Verstand weiter anwenden, als allenfalls auf die Dinge um sich her, die zu seinem künftigen äusserst engen Wirkungskreise und zu seiner künftigen äusserst niedrigen Lebensart

gehören? Und — wie ist der sittliche Unterricht beschaffen, den er empfängt? Er erwächset unter Menschen, die sich den gröbesten Leidenschaften überlassen; die erste bleibendste Bildung, die Bildung durch Beispiele, welche er erhält, ist schrecklich. Kaum ist sein erstes Jahrzehend verflossen, so ist er so ungesittet, wie die, von denen er entstand. Wie soll der mündliche Unterricht der Lehrer hernach dem Herzen die Richtungen wieder nehmen, die der weit vollkommnere Unterricht durch Thaten ihm schon gegeben hat? Und was für einen Unterricht bekommt der grosse Haufe auch von seinen Lehrern? Wird der Sittenlehre viel dabei gedacht? Man bläuet ihm unfruchtbare Glaubenssätze ein, die er blos auswendig lernt; man verdammt die guten Werke, giebt ihm allenfalls die zehen Gebote, sagt ihm aber dazu, daß er sie nicht erfüllen könne, und tröstet ihn deshalb mit dem vollgültigen Verdienst Christi, der an seiner Statt das Gesetz erfüllt habe. Werden nicht unzählige noch bis auf den heutigen Tag so erzogen? Wie kann man von diesen allen verlangen, daß sie in Vorstellungen, für die sie gar keinen Sinn haben, in Vorstellungen von ihrer sittlichen Natur und von innerer Verbindlichkeit zum Guten auch nur den geringsten, geschweige denn den stärksten Antrieb zum Guten finden sollen?

Ja, noch mehr! Alle die Tausendmaltausende, welche auf solche Art erzogen werden, treten hernach in Stände und Lebensarten ein, wo sie sich vom Morgen bis zum Abend, und das einen Tag und alle Tage, mit körperlichen, größtentheils schweren Arbeiten beschäftigen müssen, um nur ihr kümmerliches Brod zu verdienen. Dadurch wird ihr Geist noch obendrauf niedergeschlagen, und verliert erst die Kraft, und dann sogar die Lust, sich zu Betrachtungen über seine höhere Natur zu erheben. Nicht einmal Zeit haben sie dazu. Ihre beschwerlichen Beschäftigungen stumpfen auch vollends noch alles übriggebliebene sittliche Gefühl ab, und ihre Weltlage, die so äusserst arm an Genüssen ist, wird ihrer Sinnlichkeit auch nicht sonderlich beförderlich. Der Anblick derer, welche übermäßig zu viel haben, während daß sie zu wenig haben, und kaum das Leben erhalten können, macht sie unzufrieden, neidisch, betrügerisch, und es kommt kein Gedanke an Gutesthun in ihre Seele, wenn sie nicht baar dafür bezahlt werden. Diejenigen, welche ja ohnedieß vor andern noch gut sind, sind es blos darum, weil die Hoffnung eines besseren Lebens, wo sie für ihre Tugend belohnt werden würden, sie aufrechthält; und die sehr Bösen werden von der höchsten Bosheit blos durch die Furcht vor den Strafen jener Welt noch zurückgehalten. Lohn und Strafe von aussen

her sind die einzigen Triebfedern, welche sie zu ihren Handlungen bestimmen.

Fiele also der Glaube an das künftige Leben weg, so hätten Unzählige zum Guten, das nicht belohnt wird, keinen Antrieb mehr, und vom Bösen, das nicht bestraft wird, keinen Abhalt mehr. Was sollte dann vollends aus der menschlichen Gesellschaft werden? Alle diese Menschen würden alsdann, wenn weiter nichts für sie zu hoffen und zu fürchten wäre, durch Recht und Unrecht sich so viel sinnliche Freuden und eine so äuserstglückliche Lage zu verschaffen suchen, als möglich. Alle bürgerlichen Verhältnisse würden dadurch zerstört werden; eine allgemeine Unordnung würde entstehen, und der Menschennichtkenner, welcher diese durch Wegnahme des Glaubens ans Ewige gestiftet hätte, würde wahrlich durch all sein erhabenes Reden über die Würde der menschlichen Natur und über die innere Verbindlichkeit des Menschen zur Tugend die Ordnung nicht wieder herzustellen vermögen. Ein Satz also, auf dem offenbar das ganze Wohl der menschlichen Gesellschaft beruhet, muß wahr seyn; oder es entstände hier abermals eine ungeheure Uebereinstimmung in der Sache des Menschen. Er wäre offenbar zur Gesellschaft bestimmt, und fände in der Gesellschaft sein Verderben.

Liegt in diesem Beweisgrunde auch wirklich so viel, als man darin anzutreffen glaubt? Wird

ein Satz dadurch an sich wahr, weil Tausendmaltausende blos darum, daß sie so schlecht erzogen werden, und hernach in so elenden Lagen sich befinden, seiner bedürfen, um gut zu seyn? Freilich, wenn man für ihre edlere Erziehung nicht sorgen, ihre Weltlage nicht verbessern will, so muß man ihnen allerdings so eine Lehre predigen, um sie im Zaum zu halten; und wenn sie sie dann aufs Wort glauben, so ists gut. Man erziehe sie aber besser, man beglücke ihre Weltlage mehr, so werden sie des Lehrsatzes vom künftigen Leben nicht bedürfen, sondern das Gute aus Vernunftgesetz, aus Pflichtgefühl und aus lebendiger Ueberzeugung von ihrer inneren Verbindlichkeit dazu thun.

Dieser Vorschlag hat etwas Grosses gegen sich, nemlich, daß er — unausführbar ist. Wohin denken die, welche ihn thun! Das ist Wahrheit, beweinenswürdige Wahrheit, daß für die Erziehung in den untern Ständen noch zu wenig geschieht, und daß mit leichter Mühe diesen Mängeln derselben abgeholfen werden könnte. Leider erstreckte sich der ganze Einfluß der in diesem Jahrhundert verbesserten Erziehungskunde nur immer noch auf die höheren und mittleren Stände. Heil deshalb, und Ehre und ewiger Nachruhm dem Fürsten, der auch für bessere Volkserziehung in seinem Lande sorgt! Aber — den Leuten in den unter-

sten Ständen eine solche Erziehung zu geben, bey der sie sich zu einem so feinen und richtigen sittlichen Gefühl erheben sollten, als dazu nöthig ist, wenn sie das Gute blos aus innerer Verbindlichkeit dazu und aus Vernunftgesetz thun sollen, ist platterdings unmöglich.

Wie sollte diese Erziehung veranstaltet werden? — Verbesserte Volksschulen thun viel; aber so viel können sie in Ewigkeit nicht leisten, als hierzu erfordert würde. Ehe die Kinder zur Schule kommen, sind sie in dem Hause ihrer Eltern schon ungesittet geworden, und wenn hernach der Lehrer noch so guten sittlichen Samen in der Schule ausstreuet, so wird doch gleich nach der Schule der gute Same durch das Unkraut böser Beispiele, die ihnen die Eltern von neuem geben, gleich wieder im Keim erstickt. Es müsten also solche öffentliche Erziehungshäuser seyn, wo die Kinder nicht nur Schulunterricht, sondern auch immerwährenden Aufenthalt hätten, solche Erziehungshäuser, wohin sie nicht erst mit den Schuljahren, sondern sogleich, wie sie gebohren wären, gebracht würden. Kurz, alle Verbindung der Kinder mit den Eltern müßte von Geburt an aufhören. Ist dieß in bevölkerten Staaten ausführbar? Ja, wäre es, wenn es auch ausführbar wäre, nicht gegen alle Menschlichkeit? Also — das jetzige Geschlecht

muß an der Erziehung des kommenden in den untersten Ständen Antheil behalten, und sobald dieß ist, ist eine allgemeinvollkommene Volkserziehung nicht zu denken. Man müßte ja das gegenwärtige Geschlecht erst umschaffen, wenn es ein besseres erziehen sollte; und wie soll denn nun diese Umschaffung wieder bewirkt werden? Was mögen doch unsere Weltweisen also bei solchen Vorschlägen denken? Es ist platterdings unmöglich, die Menschheit im Ganzen so zu erheben, daß sie zu einem solchen verfeinerten Sinn für das Sittlichgute gelange, der seyn müßte, wenn er allgemeine Tugend einzig und allein befördern sollte.

Und gesetzt, alle Menschen könnten dazu erhoben werdeen; was würde der natürliche Erfolg davon seyn? Eine gänzliche Zerstörung der Gesellschaft! Würden Menschen, die so verfeinert wären, wohl Lust haben, in den untersten Ständen zu leben? Wie verträgt sich feines sittliches Gefühl mit groben, wohl gar schmutzigen körperlichen Arbeiten? Diese müssen aber doch verrichtet werden, und es giebt der groben Arbeiten, wenn die Gesellschaft bestehen soll, weit mehr, als der leichten. Untere Stände müssen also nicht nur seyn, sondern sie müssen auch die Besetztesten unter allen sein. Zwänge man n n aber den solchergestalt verfeinerten großen Haufen am

Ende in die untern Stände, oder begäbe er sich selbst aus Noth in sie: so würde sein feineres Gefühl bald wieder darin verlohren gehen. Ist es denn aber genug, daß es in ihm Platz fasse, oder muß er nicht auch Platz in ihm behalten; Wahr ist's immer freilich auch, daß zur Verbesserung der elenden Lage der untern Stände mehr geschehen könnte. Die Menschheit in selbigen trägt viel Leiden ohne Noth; und Heil und Preis und ewiger Nachruhm ebenfalls dem Fürsten, welcher für Mäßigung des Volksdrucks in seinem Lande sorgt! Aber — den Leuten in den untersten Ständen so eine Lage zu verschaffen, daß sie ihr feines sittliches Gefühl ebenso beibehalten, wie unsere Weltweisen es zu haben vorgeben, und wie es auch in der That da seyn müste, wenn es Antriebs genug zum Guten seyn soll, ist ebenfalls wieder platterdings unmöglich; oder man müste die untern Stände auch in obere verwandeln.

Es liegt also wohl nicht an einem Ohngefehr, oder blos an solchen Umständen, die abgeändert werden könnten, sondern es liegt an der Natur der Sache, am Wesen der bürgerlichen Gesellschaften selbst, daß nur bey weitem der kleinste Theil der Menschen sich zu einem so hohen Pflichtgefühl erhebt, welches alle andern Antriebe zum Guten unnöthig machen soll. Wenn dieß nun erwiesene Wahrheit ist, und wenn auf der einen

Seite die Menschen zur Gesellschaft bestimmt sind, und in Gesellschaft nur durch Tugend glücklich werden können, wenn aber auf der andern der größte Haufe nicht tugendhaft seyn würde, falls kein Leben nach dem Tode wäre: so liegt doch viel in diesem Beweisgrunde, und es bringt, wenn es zu den vorigen Beweisen hinzugefügt wird, die Wahrscheinlichkeit der menschlichen Fortdauer im Tode allerdings noch auf eine höhere Stufe.

Neunzehnte Betrachtung.

Fernere Erwägung dieses Beweises.

Es fragt sich aber ferner auch mit Recht, ob das Pflichtgefühl in irgend einer menschlichen Seele jemals schon so ausgebildet worden sey, oder ausgebildet werden könne, daß es hinreichend sey, den Menschen in allen Lagen des Lebens gut zu erhalten.

Man verstößt freilich mit dieser Frage bei den Männern, welche solches behaupten; denn indem

sie die Zulänglichkeit des Pflichtgefühls zum Guten behaupten, sagen sie auch zugleich, daß es ihnen selbst zulänglich dazu sey. Wäre das nicht, so wäre es sonderbar, daß sie von andern Menschen etwas verlangten, was sie selbst nicht aufzuweisen hätten. Also — sie behauptens stillschweigend damit von sich. Mithin verstößt man allerdings durch die ihnen unerwartete Frage gegen sie; das schadet aber nicht. Der Mensch hat zwar nicht nöthig, sich schlechter zu machen, als er ist; er hat aber auch nicht nöthig, eine Schande in etwas zu setzen, worin keine Schande ist.

Die Frage — was wird mir dafür? — wenn man eine beschwerliche Pflicht leisten soll, ist allen Menschen wesentlicheigen, und man braucht den Weltweisen, die es übel nehmen, wenn man sie auch in Verdacht dieser menschlichen Frage hat, nicht eben ins Herz sehen zu können; man darf ihnen nur bei Gelegenheit auf die Finger sehen, um sich zu überzeugen, daß diese Frage zu seiner Zeit von ihnen auch gethan werde. Die Frage ist auch einem ehrlichen Manne gar nicht übel zu nehmen; nahm sie doch der Weise von Nazareth seinen Jüngern nicht übel, sondern fand's für billig, sie zu beantworten, und beantwortete sie sehr genugthuend. Ja, er selbst, der große Mann, dessen Pflichtgefühl doch wohl recht ausgebildet war, hatte auch seine Stunden, wo

er wohl bei sich selbst fragte — was wird mir dafür? Außer dem Gedanken — auf daß ich thue, wie mir der Vater geboten hat — war auch der Gedanke in seiner Seele — ich habe dich verklärt, Vater; so verkläre du mich nun auch! Und dieser letztere Gedanke war es eigentlich, der ihn in den letzten schrecklichsten Lagen aufrecht erhielt, als die unzuverleugnenden sinnlich-schmerzhaftesten Empfindungen den erstern nicht mehr kraftvoll genug seyn ließen. In seinem Gebete z. B., wodurch er sich zu seinem Hingange einweihete, sprach er viel von der Herrlichkeit mit sich selbst, die ihn jenseits für seinen Märtirertod erwarte; wie viel mehr mag er in der Stunde des Märtirertodes selbst davon mit sich gesprochen haben! Wenn ihm da jemand gesagt hätte — „deine Tugend gewinnt also durch deinen Tod nichts; du stirbst nur gesetzmäßig, aber nicht gut; denn du hast mit Hoffnung zu thun, und das ist eine Triebfeder, durch welche nie etwas Tugendhaftes gewirkt werden kann" — so dürfte er wohl geantwortet haben — Gehe erst hin und leide desgleichen, du Forderer übermenschlicher Menschen! Wenn du dann so leidest, wie ich, so wirst du deine erhabenklingende Unterscheidung eben so als bloßes heldenmüthigklingendes Schwatzwerk finden, wie ich. Sey versichert, ich habe die höchste menschliche Höhe

erreicht; höher hinauf kann der Mensch nicht.

Es leuchtet sonach wohl in die Augen, daß es gewisse Lagen des Lebens gebe, wo das Pflichtgefühl, und wenn es das möglichst ausgebildete wäre, nicht hinreichend ist, den Menschen gut, so gut zu erhalten, daß er gar nicht nachlassen sollte. Wenn z. B. Jemand bei seinen edelsten Handlungen immer verkannt wird, wenn die, welche sie von ihm erhalten, ihm immer mit größerm Undank lohnen — sollte das nicht den Eindruck auf ihn machen, daß er sich endlich zurückzöge? Wenn Jemand, den seine Feinde unaufhörlich verfolgen, so, daß er seit zwanzig, dreißig Jahren keinen ruhigen Augenblick hatte, und auch in seiner ganzen übrigen Zukunft keinen hoffen darf, unerwartet Gelegenheit bekommt, eine solche Rache an ihnen zu nehmen, wodurch er auf Lebenszeit seine Ruhe gründen und sichern kann — sollte er nicht diese Gelegenheit als ein ihm vom Schicksal selbst dargebotenes Rettungsmittel ansehen zu müßen, glauben? Wenn Jemand, der aus zarter Gewissenhaftigkeit den Unterschleif nicht machte, den tausend Andere machen, die ihn unter die erlaubten zählen, und sich dabei wohl befinden, sich und die Seinigen dadurch in die äußerste Dürftigkeit versetzt sieht — sollte er nicht mit der Zeit auf andere Gedanken kommen?

Doch, dies ist noch alles nichts gegen die Fälle des wirklichen Märtirerthums, welche im im häuslichen und im bürgerlichen Leben, wie ehemals, in der Kirche, vorkommen. Der Vater, der sich für seine Familie todtarbeiten muß — der Mann, den sein Weib todtärgert — der Bürger, an dem gerichtlicher Meuchelmord verübt wird — der Soldat, der für's Vaterland fallen muß — — wie? diese alle sollten die Frage nicht thun dürfen — was wird uns dafür?

Man sage nicht, das gehe nun einmal durch die ganze Natur so, daß Theile für das Ganze aufgeopfert werden, und so müßte bei diesen auch dieselbe Frage geschehen. Mit Recht wird hierauf geantwortet — es ist ein großer Unterschied, ob ein Wesen, daß für das Ganze aufgeopfert wird, diese Frage selbst thun könne oder nicht. Alle jene leblosen, oder zwar lebendigen, aber doch vernunftlosen Wesen, welche zum Besten des Ganzen sterben oder vergehen, können sie nicht thun; sie haben keine Vorstellung von ihrer Aufopferung, und sterben oder vergehen müssen sie doch einmal. Der Mensch aber kann diese Frage thun; er weiß es deutlich, daß er aufgeopfert werde, und so folgt aus dieser Wissenschaft für ihn das Recht zur Frage — wie komme ich gerade dazu, und was wird mir dafür? Da nun in allen hier erwähnten Fällen gar nicht

auf die Frage geantwortet werden kann, wenn kein Leben nach dem Tode ist: so folgt wohl daraus, daß der Mensch das Ewige hoffen müsse, weil er sonst keinen Antrieb zu solchen in hohem Grade guten Handlungen, geschweige gar zur Ausharrung in selbigen hätte. Er fände sich ganz verlassen und ohne alle Unterstützung; was müßte er thun? Nichts Anders, als das Zeitliche wenigstens retten, wenn das Ewige nicht zu erwarten ist! Nichts Anders, als sich jeder solcher Pflichten entziehen, die sogar sein Daseyn kosteten.

Weltweise, welche dennoch behaupten, daß auch in solchen Lagen das bloße Pflichtgefühl aufrechthalten müße, sind ja in dergleichen noch nicht gewesen, und so müßen sie es uns Andern nicht verdenken, wenn wir es wenigstens erst erwarten wollen, wie sie, wenn sie jemals noch in selbige kämen, sich darin machen würden. Auch ist immer noch zu untersuchen, ob nicht bei denen, welche es ganz aufrichtig damit meinen, wenn sie sagen, daß ihr bloßes Pflichtgefühl sie stark genug machen würde, für die gute Sache zu leiden und zu sterben, dennoch ein dunkles Ahnungsgefühl der Ewigkeit mitwirke. Es kann dies geschehen, ohne daß sie sich dessen deutlich bewußt sind; denn wir schreiben oft diese oder jene unsrer Gemüthsstimmungen diesem oder jenem Antriebe zu,

da sie doch aus einem ganz andern entstand. Ja, es kann ja doch auch seyn, daß wenigstens ehemals in solchen Weltweisen der Glaube an die Ewigkeit ihr Pflichtgefühl gegründet, oder doch gestärkt habe, und daß sie es nun entweder gar nicht, oder doch nicht in so hohem Maaße haben würden, wenn jener nicht gewesen wäre. Wer kennt die Ursprünge aller seiner Vorstellungen? Wenn wir bis auf die letzte gekommen sind, vergessen wir oft die ersten, und üben wohl eine Art von Undank gegen diese aus, den wir uns auch aus Pflichtgefühl nicht zu Schulden kommen lassen sollten. Es ist ja doch nicht zu leugnen, daß wir Alle von Jugend auf die Lehre von einem künftigen Leben lernen, und daß sie uns beim Religionsunterricht recht ausdrücklich und ausführlich beigebracht werde; welcher Weltweise kann denn nun wohl bestimmen, wie viel oder wie wenig Einfluß sie ehemals auf die Bildung seines Pflichtgefühls gehabt habe? Wenn dieses nun auch jetzt feststände, ohne jene, folgt daraus, daß es ohne sie zum Feststehen gelangt seyn würde? Ja, wenn das Pflichtgefühl sich vor allem empfangenen Religionsunterricht schon völlig ausbildete! So aber ist es Thatsache, die keines Beweises weiter bedarf, daß es sich in uns Allen erst nachher ausgebildet hat, und so ist keiner von uns im Stande, zu berechnen, in wie fern nicht nur überhaupt die Religion, sondern auch

jede ihrer Lehren besonders dabei mitgewirkt haben möge.

Man stellt sich die Sache doch auch nur so ungezogen vor, daß der Mensch von seinen guten Handlungrn Nutzen verlange, in der That ist sie es gar nicht. Wer so rechtschaffen denkt, daß er nicht anders glücklich seyn will, als durch eifriges Befördern fremder Glückseligkeit: dem darf's nicht als Ungebühr ausgelegt werden, daß er am Ende selbst nicht leer dabei ausgehen wolle.

Und dann — soll denn der gute Mensch in seiner Uneigennützigkeit etwa auch so weit gehen, daß er sogar der Freude über seine guten Handlungen den Zugang zu seinem Herzen verschließe? Nein, antwortet man; eben in dieser Freude, die aus dem Bewußtseyn, seiner sittlichen Natur gemäß gehandelt zu haben, entspringt, finde er den Lohn für seine Tugend und — habe daran genug.

Nun, das wäre doch etwas! So wird doch wenigstens dem armen Menschen das Recht, nicht ganz unbelohnt Gutes thun zu sollen, zugestanden. Er darf sich also freuen über sein Gutes; darf sich schon freuen vorher, ehe er es thut, darf sich freuen mitten im Thun, darf sich freuen nachher, wenn er es gethan hat — nicht wahr?

„Zugestanden! Vor allen Dingen ist die Freude nachher sein schönster Lohn; denn vor dem Thun weiß er noch nicht, ob es ihm auch nur zum Theil gelingen werde, und im Thun selbst weiß er noch nicht untrüglich, ob es ihm ganz gelingen werde. Aber — o wie thut es dem Herzen nach Jahren erst wohl, seinem ärgsten Feinde einst Ehre oder Leben gerettet zu haben, sich durch Verhinderung großer Bosheit große Verfolgung zugezogen zu haben, für das gemeine Beste sich an die gefährlichste Spitze gestellt, und große unverdiente Leiden unerschütterlich getragen zu haben!“

Gut; wie steht es nun aber um diese Freude über sein Gutes. Wenn sogar Märtirertod gestorben seyn muß÷÷? Vorher kann die Vorstellung der damit verbundenen fürchterlichen Schmerzen wohl eben keinen andern Eindruck machen, als den — meine Seele ist betrübt bis in den Tod. In den Augenblicken des Märtirertodes können die Schmerzen selbst auch wohl keine Freude machen; man denke nur an das — mich dürstet. Und — nachher÷ Wo ist denn ein Nachher beim Märtirertode, wenn keine Fortdauer im Tode ist÷ Liegt es also nicht am Tage, daß bei denen, die sich selbst zum Märtirertode durch das bloße Pflichtgefühl für stark genug halten, ein dunkles Ab=

nungsgefühl ihrer Unsterblichkeit ohn all ihr Wissen mitwirke? Es wäre ja auch sonderbar, wenn der Mensch bey geringeren edelmüthigen Handlungen vorher die reinste Vorfreude, mitten in ihrer Ausübung den höchsten wirklichen Freudengenuß, und Reihen von Jahren nachher noch die süßen Freuden der Rückerinnerung genießen, von seiner höchsten edelmüthigen Handlung aber, vom Märtyrertode, weder Freuden vorher, noch Freuden auf der Stelle, und am allerwenigsten Freuden nachher haben sollte. Wo bliebe hier abermals die Uebereinstimmung in seinem Wesen?

Und — gesteht man dem Menschen das Recht zu, Nutzen von seiner Tugend insofern zu schöpfen, daß durch sie seine innere Glückseligkeit vermehrt werde; so ist nicht einzusehen, warum er nicht fordern dürfe, daß auch seine äuserliche Glückseligkeit durch sie vermehrt werde; Er bedarf auch dieser; ja, wenn ihm diese ganz fehlt, so hilft ihm die innere wenig oder nichts, und er wird auf das äuserste in ihrem Genuß gestört. Sollte auch dieß nicht gesagt werden dürfen, so muß dem Menschen erst die Kunst gelehrt werden. seine menschliche Natur auszuziehen, nnd dessen ungeachtet doch Mensch zu bleiben. Möchte uns doch nur Einer von denen, welche dieß fordern, solches erst einmal vormachen, damit wir nur sähen, wie er

es anfienge, und wie es ihm liefe! So etwas forderte doch der weise Stifter des Christenthums nicht einmal, so strenge er auch zuweilen in seinen sittlichen Forderungen war. Das sagte er wohl, daß der Mensch nicht von Brod allein lebe; aber er gestand dem Menschen doch dazu, das er Recht habe, wenn er spreche — ich will doch auch leben, und da gab er ihm nicht den Rath, von der Luft, oder von Mondschein, zu leben, sondern von andern Worten, die aus dem Munde Gottes giengen. Daß es Gottesgelehrte gegeben hat, die hierunter verstanden, der Mensch müsse vom Bibellesen leben können, schadet nichts: jeder weiß jetzt, daß ein Wort, das aus dem Munde Gottes geht, auf deutsch etwas von Gott Geschaffenes und für den Menschen Eßbares bedeute. Und da giebts dann freilich mehr eßbare Dinge, als blos Brod. Kartoffeln z. B. sind so ein Wort Gottes, wovon jetzt Tausendmaltausende in Deutschland leben.

Es hat aber auch nichts zu sagen; unsere Weltweisen zeigen sich, wenn's zur Sache kommt, daß sie Folter ausstehen sollen, es sey nun die eigentliche oder die Hungerfolter, oder die Schimpffolter, oder die Gichtfolter, oder sonst eine andere Folter, ganz so als Menschen, wie die übrigen, und bestätigen dadurch den Grundsatz, daß

es dem Menschen Pflicht sey, nicht nur seine sittliche, sondern auch seine sinnliche Natur zu besorgen, und daß er also das Recht habe, durch seine guten Handlungen nicht nur seine innere, sondern auch seine äuserliche Glückseligkeit zu befördern. soll er diese ganz aufs Spiel setzen, so muß er dieß schlechterdings seinem Wesen ungemäß finden; und die innere einzig und allein, wenn er weiter nichts haben soll, als sie, schaft ihm alsdann nur in seinen Augen Ersatz afür, wenn er eine Ewigkeit hoffen kann, wo auch seine äuserliche Glückseligkeit in der Maße vollkommen seyn wird, in welcher er sich hier durch gute Handlungen verlohr. Eine andere Sittenlehre, als diese, schickt sich wohl für Bäume und Steine, aber nicht — für Menschen.

Ists denn aber aus der bloßen Naturbetrachtung auch wohl ausgemacht, daß man im künftigen Leben besser fahre, wenn man sich hier durch Tugendgesetze einzwänge, als wenn man hier blos seinen Trieben folgt? — Welch eine Frage! Da der Mensch auf der einen Seite vorzugsweise vor allen übrigen Wesen zur Weisheit und Tugend, und auf der andern mit allen übrigen Wesen zur Glückseligkeit bestimmt ist: so bedarf es keiner Antwort weiter darauf.

Doch — zum Schlusse dieser Betrachtung! — Und wenn es der beste Mensch ist, wenn es ein

Mensch ist, der wirklich aus bloßem Pflichtgefühl das Gute, es koste ihm, was es wolle, schon gern thut, wird er das Gute nicht noch weit lieber thun, sobald noch ein Leben nach dem Tode ist? Und wäre es auch blos in der Hinsicht, daß seine innere Glückseligkeit dadurch noch dauerhafter würde, und daß er die Freude über seine guten Handlungen noch länger, ja ewig genießen könnte, muß ihn nicht dieser einzige Gedanke noch stärker zum Guten antreiben? Dieß ableugnen wollen, wäre offenbar Vorsatz, nur gegen die Wahrheit seyn zu wollen. Nun ist es aber vermöge unserer sittlichen Natur auch Pflicht für uns, jeden Gedanken, der uns in Ausübung unserer Pflichten wesentlich stärken kann, festzuhalten. Die Hofnung auf unsere Fortdauer im Tode stärkt uns offenbar in allen unsern Pflichten, besonders in den allerschwerersten derselben — wir können sie haben; denn es ist möglich, daß wir fortdauern, — so müssen wir diese Hoffnung fest halten, und es ist Pflicht für uns, an unsere Fortdauer im Tode zu glauben. Dieß gehört auch zur sittlichen Ordnung, die ja eben darum, weil der Mensch durch seine Natur zur Tugend bestimmt ist, kein leerer Traum seyn kann ———

Ich gestehe es, der jetzt betrachtete Beweisgrund wirkt am Ende stärker auf mich, als ich

selbst anfangs glaubte. Wohl mir, ach dreimal wohl mir! Nun, nun werde ich bald ganz im Lichte wandeln, ich, der ich erst nichts, als Schatten des Todes vor mir sah.

Zwanzigste Betrachtung.

Siebenter Vernunftgrund.

Auf und weiter! — Nun will ich nicht eher wieder zurücksehen, bis ich ans Ende meiner Untersuchungen gekommen bin. Wie freue ich mich schon im voraus auf die Wirkung, welche sie zuletzt alle zusammen auf mich machen werden! Doch soll mich dies nicht abhalten, fernerhin genau alles zu wägen, und nichts schwerer zu finden, als es ist, aber auch — nicht leichter. — —

Eine der ersten Entdeckungen, welche unser Verstand an der Aussenwelt macht, und die sich uns hernach zeitlebens allenthalben, wohin wir nur blicken, wieder aufdringt, ist diese, daß Alles, was um uns her da ist, oder sich ereignet, im Verhältniß der Ursachen und Wirkungen gegen einander stehe. Kaum haben wir diese Wahrnehmung gemacht, so bemerken wir auch bald, daß

dieses Verhältniß auf ewigen Gesetzen beruhe, und daß es ein Hauptgesetz dabey sei, daß einerlei Ursachen immer einerlei Wirkungen hervorbringen. Hierdurch werden wir, sobald wir fleißige Beobachter sind, in den Stand gesetzt, vieles, was geschehen wird, vorherzusagen, und man könnte diese Anstalt die Gerechtigkeitspflege in der Sinnenwelt nennen.

Bedarf es nun wohl erst noch eines Beweises, daß auch der Mensch dieser Einrichtung der Natur, und zwar nach denselben Gesetzen, unterworfen seyn müsse? er, der auch von der einen Seite zur Sinnenwelt gehört, und dessen Körper aus denselben Grundstoffen zusammengesetzt ist, wie alles Andere? er, der so viel Kräfte in sich vereinigt, die alle Ursachen von Wirkungen, und oft von den größesten Wirkungen, werden können? In welch einer Lage wäre er, wenn bey ihm das große Naturgesetz nicht gälte, daß einerlei Ursachen einerlei Wirkungen hervorbringen! Was sollte er thun, um dieß oder jenes zu bewirken, wenn er nicht wüßte, daß diese oder jene Anwendung seiner Thätigkeit und der Gebrauch dieser oder jener Mittel dazu den abgezweckten Erfolg hätte? Wenn dann immer etwas anderes, oder gar das Gegentheil davon herausspränge: so wäre er ja recht dazu verdammt, das verwirrteste unter allen Wesen zu werden; sein Le-

ben wäre ein wahres Blindekuhspiel, und er ergriffe das beste Theil, wenn er nach neun und neunzig solcher Erfahrungen zur hundertsten weiter keine Lust bezeigte, sondern die Hände in den Schooß legte, völlig unwirksam würde und gar nichts mehr thäte. Aber — so ist es nicht. Wenn er gräbt, wird wirklich ein Loch, wie er dachte; wenn er aufbauet, so entsteht wirklich eine Erhöhung; wenn er einem Ziele entgegen geht, so kommt er ihm wirklich näher, und nicht ferner; wenn er die Thüre aufmacht, öfnet sie sich ihm wirklich, und geht nicht noch fester zu; wenn er ißt, wird er wirklich satt, und nicht noch hungriger; wenn er Waizen säet, so erntet er wirklich Waizen, und nicht Wickfutter, und wenn er Wickfutter säet, erndtet er wirklich Wickfutter und nicht Waizen, u. s. w. Bis hieher findet in der That dieselbe Gerechtigkeitspflege für ihn Statt, wie in der übrigen Sinnenwelt, und das allgemeine Naturgesetz gilt auch bei ihm, daß einerlei Ursachen einerlei Wirkungen hervorbringen.

Seine sittlichen Handlungen sind von noch weit höherem Werthe, als die übrigen, folglich muß auf dieser Seite auch dieselbe Gerechtigkeitspflege für ihn seyn. Gute Handlungen müssen immer gute Folgen, böse Handlungen böse Folgen haben. Jene heißen Lohn, diese Strafe. Tugend muß ihn also jederzeit glücklich, Laster

jederzeit unglücklich machen: denn einerlei Ursachen müssen einerlei Wirkungen hervorbringen, und Handlungen verhalten sich zu Schicksalen, wie Ursachen zu Wirkungen. Der treue Arbeiter muß also immer fortzuarbeiten haben, der Gewissenlose alle Kundschaft verliehren; der Mäßige muß die dauerhafteste Gesundheit genießen und das höchste Alter erreichen, der Unmäßige kränkeln und früh sterben; der Sparsame muß reich werden, der Verschwender arm; der Gemeinnützige muß geehrt werden, der Selbstsüchtige verachtet; der Verträgliche muß Ruhe haben, der Zänker Streit; der Menschenfreund muß Schutz bekommen, der Menschenfeind Verfolgung; der Brauchbare muß befördert, der Taugenichts zurückgesetzt werden, u. s. w.

Aber — hilf Himmel! wie unaussprechlichoft sehen wir von diesem allen das Gegentheil! Die höchste Ungerechtigkeit waltet zwischen den Handlungen der Menschen und ihren Schicksalen ob. Der größte Theil des Reichthums befindet sich in den Händen unwürdiger Menschen, die ihn schon ererbten, und die ärgste Verschwendung damit treiben: dahingegen Tausendmaltausende wackerer Arbeiter in theuren Zeiten oft nicht Brod genug haben. Treue und Biedersinn haben selten das Glück, Freunde zu finden; Falschheit aber und Heuchelei und Liebedienerei finden sie am ersten. Die Schwelger von guter Leibesbeschaffenheit wer=

den oft die ältesten; die mäßiglebenden Menschen, kränkeln oft aus angeerbter Schwäche unaufhörlich, und sinken früh ins Grab. Nichtswisser sobald sie aus vornehmen Häusern abstammen, Gönner haben, oder sich zu niederträchtigen Bedingungen hergeben, kommen schnell zu Ehren, und steigen von einer Ehrenstelle zur andern, während daß die geschicktesten Menschen unaufhörlich zurückgesetzt werden, und es zuletzt kaum noch wagen, um die geringste Bedienung anzuhalten. Macht ist in den Händen derer, die sie mißbrauchen; der Menschenfreund seufzt über Mangel an Kraft. Unverschämte Taugenichtse schmücken sich, wie die Krähe in der Fabel, mit fremden Federn, und werden bewundert; das bescheidene wahre Verdienst bleibt unerkannt. Je strenger Jemand in seinen Grundsätzen ist, desto mehr Widerspruch findet er; wer aber Alles billigt, zu Allem Ja sagt, sich zu allem gebrauchen läßt, der hat allenthalben Ruhe, Zutritt und Mitgenuß. Und bringts der Rechtschaffene endlich so weit, daß er eben den Lohn seiner Tugend schon ergreifen will, so springt im letzten Augenblick ein frecher Bösewicht noch dazwischen, und windet ihm den Lohn aus der Hand.

So ist die Lage der Welt! Es bleibt weit mehr Gutes unbelohnt, als belohnt wird; es bleibt viel mehr Böses ungestraft, als gestraft wird. Es

sind

sind mehr Lasterhafte glücklich, als Tugendhafte; mehr Tugendhafte unglücklich, als Lasterhafte. Der gemeine Mann, wenn er fehlt, wird gestraft; der Vornehme geht frei aus, oder kauft sich mit Gelde los; die Fürsten thun, was sie wollen, dünken sich über die Gesetze erhaben, und strafen den Unterthan, wenn er sündigt, wie sie. Der unschuldige Verführte wird auf der ersten That ertappt und gezüchtigt; der Meister in der Bosheit aber übt seine Laster unter dem Mantel der Tugend aus, und entschlüpft den Augen der Richter, oder treibt Spott mit den Gesetzen. Vielen geht alles für frei aus; je ärger sie es treiben, desto besser haben sie's; sie leben dabei im Ueberfluß, in Geräusch und abwechselnden Vergnügungen; mit ihrem Gewissen sind sie fertig; nicht nur Jahre lang gelingt's ihnen, sondern wohl unaufhörlich, und am Ende wird ihnen auch noch die letzte Wohlthat, die Wohlthat eines plötzlichen Todes zu Theile, so, daß sie vorher gar nicht leiden, weder an Schmerzen des Körpers, noch an Vorwürfen des erwachenden Gewissens. Andere hingegen, die die besten Menschen sind, und sich nicht die geringste Uebertretung ihrer Pflichten verstatten, sind lebenslang arm, bis ans Ende verachtet und verfolgt, schleichen siech zum Grabe hin, und haben weiter keinen Trost, als den Tod, der wenigstens alle ihre Leiden endet. Ja,

Schelmen und Diebe werden sogar an den Füßen der Altäre noch begraben, und mancher Unschuldige kommt auf den Schindanger.

Dennoch ist der Mensch zur Tugend bestimmt; dennoch wird Gerechtigkeit in der ganzen Sinnenwelt gepflegt. Es muß also noch ein Zustand kommen, in welchem auch strenge Gerechtigkeit für die sittliche Welt Statt hat; es muß noch ein Leben bevorstehen, wo eine vollkommenere Ordnung der Dinge es verstatten wird, daß der Tugendhafte den Lohn nachbekommt, der ihm hier vorenthalten ward, und der Lasterhafte die Strafe nachempfängt, der er hier auszuweichen wußte. Kurz, es muß jenseits des Grabes noch alle die Vergeltung Statt finden, die diesseits nicht Statt fand. Und wenn kein Gott wäre, Gerechtigkeit müßte seyn; denn sie folgt unmittelbar aus dem Wesen der Dinge. — — Denke doch nur an die Unzähligen, welche als die unschuldigsten Menschen auf Schlachtfeldern sich verbluten und fallen — ist es möglich, daß sie unbelohnt dafür bleiben sollen? Denke an die, welche durch gerichtlichen Meuchelmord umkommen — ist es möglich, daß sie keinen Ersatz dafür genießen sollen? Wo aber sollen diese Ersatz, wo sollen jene Lohn bekommen, wenn mit ihrem Tode nicht ein neues Leben für sie alle anhebt? — —

Dieser Beweis fällt allerdings stark auf; nur erblicke ich in der Ausführung desselben, wie sie hier geschah, Licht und Schatten zugleich.

Es steht offenbar gleich anfangs um seine Grundlage nicht richtig. Der Satz, daß einerlei Ursachen einerlei Wirkungen hervorbringen, ist nur unter der Bedingung wahr, wenn nichts dazwischen kommt, das die Wirkung hemmt, und die Ursache einer andern Wirkung wird. Jeder vernünftige Mensch hält daher auch mit seinen Weissagungen an sich, oder bringt sie doch nur bedingungsweise an den Mann. In der ganzen Natur um uns her sind Beispiele gehemmter, vereitelter, verkehrter Wirkungen, und die gerühmte Gerechtigkeitspflege in ihr ist eine bloße Einbildung. Mein Eichenwald z. B., der im vorigen Jahre herrlich ansetzte, und eine Mast für Tausende von Schweinen brachte, setzte in diesem Jahre eben so herrlich wieder an; ein ungeheures Heer von Käfern aber überfiel ihn, und ließ auch nicht so viel Eicheln zurück, daß sich ein Schwein davon satt fressen konnte. Meine Pfirsichbäume, welche im vorigen Frühling trefflich blühten, und im Herbst eine treffliche Erndte brachten, blühten in diesem Frühjahr eben so trefflich; sie verdarben aber insgesammt durch einen späten Maifrost. Ein Gewitter kommt mit vollem Winde nach uns herauf=

gezogen; eine Stunde von uns aber trifft es einen Fluß an, nnd zieht sich an selbigem seitwärts weg. So ist's im Sinnlichen um uns her; so ist's im Sinnlichen mit uns selbst. Machen wir ein Loch im lockern Sande, so fällt das Loch immer wieder zu. Bauen wir mitten im Morast, so entsteht nimmermehr eine Erhöhung. Werfen wir die Kugel noch so gerade ab, und sie stößt unterwegs sich an etwas, so verfehlen wir das Ziel. Wollen wir einen Stein, für den wir Kraft genug haben, wegwälzen, und es setzte sich Jemand drauf, so kriegen wir ihn nicht von der Stelle. Und haben wir unser Feld noch so gut bestellt, am Tage vor der Erndte verdirbt oft ein Hagelschlag unsere ganze Hoffnung. Der eine säet und erndtet nicht; der Andere erndtet, wo er nicht gesäet hat. Schlechte Witterung macht die vollkommenste Bestellung uneinträglich, außerordentlich gute die elendeste ergiebig. Ist's nun in der sinnlichen Welt so, wie soll's in der sittlichen anders seyn. Dazwischen kommende Umstände können das Verhältniß zwischen den Handlungen der Menschen und ihren Schicksalen eben so verdrehen und verkehren, wie allenthalben das Verhältniß zwischen Ursachen und Wirkungen. Die Tugend bleibt aus eben dem Grunde unbelohnt und das Laster ungestraft, aus welchem Mancher säet und nicht erndtet, und Mancher erndtet, wo er nicht gesäet hat. Die Erndte ver-

dirbt der Hagel, den Lohn der Tugend raubt ein Bösewicht. Ein Wind bringt Samen in den Garten, der aufgeht und Früchte trägt, und ein Gönner befördert den Taugenichts, und bringt ihn zu Brod und Ehre. Was in dem einen Falle Wind und Wetter thun, thun in dem andern Menschen: das ist der ganze Unterschied; beides aber sind dazwischenkommende Dinge, die die Wirkungen der Ursachen hemmen, und an deren Statt ihre eigenen hineinschieben. Alles geht natürlich und nach einerley Gesetzen zu. Wie es in dem Wesen der Dinge liegt, daß einerley Ursachen, wenn sie ungestört fortwirken, einerlei Wirkungen hervorbringen: so liegt's auch in dem Wesen dazwischenkommender Dinge, daß einerley Ursachen, weil sie nicht ungestört fortwirken, nicht einerley Wirkungen hervorbringen. — — Stehts aber um die Grundlage des Beweises so unrichtig, wie will's um den Beweis selbst anders stehen?

Ich mag das, was ich jetzt geschrieben habe, belesen und wieder belesen, so oft ich will, so bleibt's eine Wahrheit, daß das Gesetz von einerley Ursachen und Wirkungen nur unter der angeführten Bedingung gelte. Ich muß also an der Allgemeinheit der Gerechtigkeitspflege in der sinnlichen Welt zweifeln, ohne dazu erst durch die spielende Frage bestimmt zu wer-

ßen, ob es etwa auch ein Recht der Steine und Moose oder eine Gerechtigkeitspflege der Wellen und Feuerflammen gebe. Allerdings gilt bei Steinen und Moosen, bei Wellen und Feuerflammen dasselbe Gesetz von einerley Ursachen und Wirkungen unter jener Bedingung. Und so folgt aus dem, was ich jetzt zugebe, daß dazwischenkommende Umstände den Tugendhaften unglücklich, und den Lasterhaften glücklich machen können. Vermag sich aber ein sittliches Wesen wohl dabei zu beruhigen, daß es in seiner Welt auch so verkehrt hergehe, wie in der Sinnenwelt, daß zwischentretende Umstände dem Ansehen und Erfolg nach die edelsten Handlungen in unedle, die unedelsten in edle, Tugend in Laster, Laster in Tugend, Recht in Unrecht, Unrecht in Recht verwandeln können? Das Gerechtigkeitsgefühl liegt zu tief in der menschlichen Seele, und entwickelt sich zugleich mit der ersten Entwickelung der Vernunft; es ist also, wie die Vernunft, dem Menschen wesentlich eigen. Der ungerechtesthandelnde Mensch sieht's doch durch, und gesteht sich's selbst, daß er seiner Natur gemäßer handeln würde, wenn er gerecht handelte; der Gewinn der Ungerechtigkeit verblendet ihn nur. Ja, was noch mehr ist, er, der heute im Stande ist, die gröbste Ungerechtigkeit auszuüben, verlangt morgen Gerechtigkeit, wenn ihm das geringste Unrecht geschieht, und beklagt

sich sehr darüber, wenn ihm die Gerechtigkeit versagt wird, und ein Ungerechter hält sich über den andern auf. Was sollte auch aus der menschlichen Gesellschaft werden, wenn das Gerechtigkeitsgefühl sie verließe? Wie kann es aber im Menschen erhalten werden, wenn das Schicksal selbst mit Beispielen aller Arten von Ungerechtigkeit ihm vorgeht? Wird ihm nicht dadurch ein Wink gegeben, das Verfahren des Schicksals zur Richtschnur s e i n e s Verfahrens zu machen? Welch eine Forderung an ihn, daß er gerecht seyn solle, wenn seine Bestimmung selbst ein Gewebe von Ungerechtigkeiten ist, die an ihm, wie von einer unsichtbaren Hand, begangen werden! Soll er seiner sittlichen Natur gemäß handeln, so muß der Ausfall seiner Handlungen auch seiner sittlichen Natur gemäß seyn. Sein Gefühl für Gerechtigkeit verbürgt ihm also auch Gerechtigkeit für ihn selbst. Wenn diese nun jetzt nicht immer für ihn erfolgt, weil sie jetzt nicht immer für ihn erfolgen kann, und wenn es zugleich möglich ist, daß er im Tode fortdaure: wird er, wenn er besonders alle vorige Beweisgründe für seine Fortdauer noch dazu nimmt, nicht innern Zwang seines Wesens zum Glauben an ein Leben nach dem Tode fühlen? Sobald er dies annimmt, steht seine sittliche Natur mit einem Male wieder in voller Eintracht mit seiner Bestimmung da. Die Folgen seiner Handlungen sind nun nicht vernich-

tet und verloren; sie werden nur aufgehalten durch dazwischenkommende Umstände dieser Welt, die mit seinem Tode aufhören, und dann den aufgehaltenen Folgen seiner Handlungen wieder freien Lauf lassen. Es wäre doch auch in der That zu viel Spott mit dem Berufe des Menschen zur Tugend getrieben, wenn der, welcher darauf ausgelernt hatte, Tugend zu erheucheln, und im Herzen der böseste Mensch war, sterbend noch die leichtgläubige Welt auslachen, und nie als ein vermummt gewesener Bösewicht aufgedeckt werden sollte. Traun, wer es mit der Tugend gut meint, der pflichtet dieser Meinung bei.

Ist es aber nicht offenbar übertrieben, wenn gesagt wird, daß mehr Lasterhafte als Tugendhafte glücklich, und mehr Tugendhafte als Lasterhafte unglückiich wären? Man kann sich am Schicksal so gut versündigen, als an der Menschheit, und eine solche Behauptung ist in meinen Augen eine wahre Sünde gegen das Schicksal. Nein, so arg ist's nicht. Ich gluube, daß diese Behauptung entweder eine Art von Zwergfellkrankheit sey, oder daß sie einem Menschen nur in solchen Augenblicken erfahren könne, wenn er für sich selbst eine große Ungerechtigkeit vom Himmel erfährt, oder doch zu erfahren meint. Der Trieb, das schlecht zu finden, was schlecht ist, kann auch Leidenschaft werden, und man

kann am Ende alles schlecht finden. Ich glaube übrigens zur Ehre der Menschheit, daß alle andere Quellen der übertriebenen Meinung von Ungerechtigkeit des Schicksals blos in irrigen Vorstellungen liegen. Diese will ich aufsuchen.

Ein und zwanzigste Betrachtung.

(Fortsetzung der vorigen.)

Ich bin das, was ich mir vorgenommen habe zu thun, wirklich der Welt und dem Schicksale schuldig. Die irrigen Vorstellungen liegen auch gleich so aufgedeckt da, daß man sie bald finden kann. Bei dem empörenden Satze — „Es sind mehr Tugendhafte unglücklich, als Lasterhafte; mehr Lasterhafte glücklich, als Tugendhafte" — kommt alles darauf an, daß die Begriffe der Hauptwörter sowohl, als der Beiwörter, richtiger bestimmt werden. Ein Anderes ist es, wahrhaftigtugendhaft und wahrhaftiglasterhaft seyn, oder es nur zu seyn scheinen; und ebenso ein Anderes, wahrhaftigglücklich und wahrhaftigunglücklich seyn, oder es nur zu seyn scheinen.

Daß in dem ganzen Beweise nur Rücksicht auf äusserliches Glück und Unglück genommen werde, fällt zu sehr in die Augen. Ich will aber auch einmal annehmen, daß äusserliches Glück das wahre Glück sey, und daß es also dem Tugendhaften auch vorzugsweise vor dem Lasterhaften zukomme: so entsteht doch die Frage, ob man nicht bei Schätzung der Menschen in Ansehung ihrer Tugendhaftigkeit und Lasterhaftigkeit unaussprechlichoft fehlen möge. Die Juden schlossen einst so — „Wer reich ist, wer wie die Gesundheit selbst aussiehet, wer lange lebt u. s. w., den liebt Gott. Wie würde er ihm sonst Reichthum, Gesundheit, langes Leben u. s. w. geben? Wen aber Gott liebt, der muß ein Gerechter seyn. Und so im entgegengesetzten Falle.“ Wir schliessen auf eine andere Weise oft ebenso falsch, und sehen ebenso Menschen für gut an, die es nicht sind, und Andere für böse, die es auch nicht sind. Mangel an Menschenkenntniß überhaupt, an Beobachtungsgeist und an Gelegenheit, diesen oder jenen näher zu betrachten, Zufriedenheit mit dem äusserlichen Scheine, vorgefaßte Meinung für oder wider den Gegenstand, machen, daß wir oft ein ganz falsches Urtheil über Andere fällen. Mancher kann sich ein recht frommes Ansehen geben, hütet sich vor öffentlichen Verstoß gegen bürgerliche Pflichten, spricht immer in tugendhaften Redens-

arten, prangt in Gesellschaften mit seinen Kenntnissen, und ist im allgemeinen Gerede seiner Gutherzigkeit, Dienstfertigkeit und Menschenliebe. Wenn wir ihn dann nicht äusserlich glücklich sehen, so reden wir von Gewalt und Ungerechtigkeit des Schicksals, und rechnen ihn unter die unbelohnten Tugendhaften. Kennten wir ihn näher, wir würden ihm diese Ehre nicht widerfahren lassen. Wir würden alsdann einen Menschen an ihm erblicken, der hinter der frommen Aussenseite ein Erzschalk ist; der sich für den öffentlichen Zurückhalt und für die Genauigkeit, in Gesellschaften nicht gegen die gute Sitte zu verstossen, in der Einsamkeit schadlos hält, wo er, von den Augen aller Beobachter entfernt, seinen Leidenschaften den Zügel schiessen lässet; der sich darüber kitzelt, wenn er durch schönklingende Worte seine Mitbürger für sich eingenommen hat, der das Wenige, was er gelernt hat, bei jeder Gelegenheit aufzutragen weiß, und der sich sogar Leute darauf hält, daß sie das kleinste Gute, das er ausübt, allenthalben bekanntmachen müssen. Kurz, wir würden alsdann, statt ihn für unbelohnt zu halten, sagen, daß er noch mehr habe, als er verdiene.

Eben so läßt auch mancher schlechter und unwürdiger, als er ist. Er verstößt etwa oft gegen das Uebliche, oder hat die Gabe nicht, was er

weiß, von sich zu geben, oder ist in Gesellschaften nicht vorlaut, oder läßt nichts Geräusch- und Aufsehenmachendes von sich hören, oder denkt nicht genug darauf, gewisse Schwachheiten, die er an sich hat, zu verbergen, oder hat in seinem Leben einmal einen thörichten Streich begangen, den Andere immer von neuem zu erzählen sich zur Pflicht machen, u. s. w. Wenn wir ihn nun äußerlich glücklich sehen, so beschuldigen wir das Schicksal der Partenlichkeit, und zählen ihn unter die ungestraften Lasterhaften. Eine genauere Kenntniß seiner Person und seiner eigentlichen Denkart würde uns über unser Urtheil schamroth machen. Wir würden alsdann sehen, daß er seinen begangenen thörichten Streich schon zehnmal wieder gutgemacht habe, oder daß er neben der einen menschlichen Schwachheit, die er an sich hat, äußerst viel gute Seiten zeige, oder daß er den Mangel der Genauigkeit in unbedeutenden Dingen durch Strenge in den eigentlichen Pflichten ersetze, oder daß er bescheiden schweige, oder daß er sein Gutes im Stillen thue, daß er viel dergleichen thue, ohne sich damit breit und groß zu machen, u. s. w. Kurz, wir würden alsdann, statt ihn unter die ungestraften Lasterhaften und belohnten Unwürdigen zu zählen, vielmehr den Ausspruch thun, daß er mit Recht verdiene, was ihm das Schicksal gegeben hat.

Könnten wir so Alle und Jede der Wahrheit gemäß beurtheilen, unsere Schätzung würde gewiß mehr zu Ehren der Gerechtigkeit des Schicksals ausfallen. Aber — wir kennen uns selbst oft nicht recht, geschweige Andere. Wie es Schwermüthige giebt, die sich aller Sünden schuldig geben, von denen sie keine einzige begiengen, so gibt's auch eingebildete Heilige, die grobe Sünder sind, ihren Lastern nur feinere Namen geben, und immer Vorwänder bei der Hand haben, mit welchen sie jede abermalige Ausübung derselben beschönigen. Die Hand auf's Herz! ihr Ankläger des Schicksais, — wie mancher von euch, der sich ein Märtirer dünkt, würde ausrufen müssen: „mir ist gerade Recht geschehen!" In Ansehung unserer Nebenmenschen bauen wir nur gar zu oft unser Urtheil blos auf das Urtheil Anderer über sie. Da hat denn nun aber jeder Mensch seine Freunde und Feinde, die ihn aus Vorurtheil und Leidenschaft bald besser, bald schlechter schildern, als er wirklich ist. Genug, es leuchtet in die Augen, daß Rechtschaffenheit noch immer der Weg sey, auf welchem der Mensch sein Glück am sichersten macht. Auch fehlt's dem besten Menschen oft an der nöthigen Lebensklugheit, wodurch er sich selbst um allen Segen seiner Tugend bringt; dahingegen der Lasterhafte oft blos durch diese Klugheit den Mangel seiner Rechtschaffenheit für sich zu ersetzen weiß. Man muß aber

nicht blos gut, sondern auch klug seyn. Viele unserer ehrlichen Nebenmenschen haben das Herz auf der Zunge, und verrathen selbst ihre Absichten und Vorhaben, daß diese ihnen hernach immer vereitelt werden und fehlschlagen, und daß Andere erndten, was sie säen; Viele wissen nicht Zeit und Ort gehörig zu würdigen, und verderben dadurch Alles; Viele urtheilen unberufen über Andere und zu laut, und machen sich dadurch auf Lebenszeit die unversöhnlichsten Feinde; Viele sind bei ihrer Wärme für das Gute zu durchsetzend, zu ungestümm, und empören dadurch den großen Haufen gegen sich: Viele sind in der Wahl ihrer Mittel zu übertrieben zärtlich, wollen durchaus keinen Fürsprecher haben, können sich nicht dazu entschließen, einem mächtigern Gegner nur einmal auch blos zum Scheine nachzugeben, u. s. w. Lehrt denn dies Alles nicht die Erfahrung? Du, der du dieses nicht zugibst, nimm nur's wenigstens nicht übel, wenn ich das Schicksal gegen dich in Schutz nehme. Entweder du trittst erst in die Welt, und so urtheile noch nicht mit; oder du warst schon lange in ihr, und willst nicht sehen, was Jeder sieht, und so gilt dein Urtheil bei uns Uebrigen nichts.

Wie die Hauptwörter, so müßen auch die Beiwörter in dem Satze, daß mehr Tugendhafte unglücklich als glücklich, mehr Lasterhafte glücklich

als unglücklich wären, berichtigt werden. Angenommen noch einmal, äußerliche Güter machten das Glück des Lebens aus, müssen sie denn nun in sehr großer Fülle da seyn, wo sie glücklich machen sollen? Müssen sie alle beisammen da seyn? Ich dächte, Genüge wäre auch Lohn für die Tugend; muß es gerade Ueberfluß seyn? Wozu hilft dieser? Schadet er nicht oft mehr dem, der ihn hat? Schadet er nicht besonders leicht seiner Tugend, und hat man nicht Beyspiele genug, daß anfangs gute Menschen, sobald sie zu großen Reichthümern und Ehren, zu Macht und Gewalt gelangten, schlecht wurden? Eben so dächte ich auch, daß ein Gut den Mangel des andern ersetzte, sobald man nur ein dankbares Gemüth gegen das Schicksal hat. Man muß nehmen, was man erhält, ohne darüber zu murren, wenn es das gerade nicht ist, was man haben wollte; man muß den Werth desselben sich recht vorstellen; man muß es genießen und darauf sinnen, seinen Besitz und Genuß für sich noch immer mehr zu erhöhen.

Wir halten also gewiß viel Tugendhafte für unglücklich, die es gar nicht sind. Wir bedauren Manchen deshalb, daß er nicht mehr Aufsehen macht, nicht mehr hervorgezogen wird, und er befindet sich in seiner Verborgenheit so wohl, daß er gar nicht darnach verlangt, eine große Rolle

in der Welt zu spielen. Wir beklagen es, daß Mancher kein Tonnenmann ist, der es doch vor Andern zu seyn verdiente, und er will gar nicht von uns bedauert seyn; denn er hat hinreichend für sich und die Seinigen, und ist damit zufrieden. Wir bemitleiden Manchen darüber, daß er nicht in allen glänzenden Gesellschaften erscheinen kann, und er lächelt im Schooße seines Hauses und in den Armen einiger Freunde, die sich dazu gesellen und ihn wie ihre Seele lieben, über alle große Zusammenkünfte mit und ohne Pauken. Der wackere Arbeiter, der blos zur Miethe wohnt, findet in seiner blühenden Gesundheit mehr, als eigenes Haus und Hof, und in der bemoßten Hütte leben oft Mann, Frau und Kinder, die die Welt für elend hält, durch Eintracht von allen Seiten äußerstglücklich.

Ebenso halten wir gewiß auch viele Lasterhafte für glücklicher, als sie in ihren eigenen Augen sind. Da sitzt der einsame reiche Bösewicht und wird seines Guts nicht froh. Entweder er wird bey aller Vorsicht doch zuweilen betrogen, und möchte sich aus Verzweiflung darüber schier erhenken, oder er zittert vor jeder neuen Nacht, weil er ungebetenen Besuch erwartet; oder leidet an der Gicht, und gäbe gern, wenn der Schmerz recht ansetzt, sein ganzes Vermögen dafür hin, von ihm befreit zu werden. Welcher gesunde Arme tauschte mit ihm? Die erhabenste Palläste

sind oft von aussen nur schön; wenn man hinein kommt, trift man nichts, als glänzendes Elend an. Eifersucht, Mangel an Seeleneinigung, Zank, Zwietracht, Rotten, Haß, schier auch Mord, herrschen darin. Mann und Frau leben von einander getrennt; Söhne und Töchter schlagen aus der Art. Welcher glückliche Ehegatte, welcher glückliche Vater in den untersten Ständen gäbe gegen so einen täuschenden Pallast seine kleine friedliche Hütte hin? Es ist fürwahr nicht Alles Gold, was gleißt, und es steht nicht jedem Glücklichgepriesenen an der Stirn geschrieben, welches geheime Elend ihn drücke. Der kluge verbirgt sein Leiden der Welt.

Sollte es nicht, wenn man dieß alles zusammennimmt, als sonnenklare Wahrheit in die Augen leuchten, daß das Gerede von so vielen unbelohnten und unglücklichen Tugendhaften und von so vielen ungestraften und glücklichen Lasterhaften äußerstübertrieben sey? Kommt nun vollends dazu, das der Begriff des Glücks offenbar zu enge sey, wenn man darunter blos äußerliche Glückseligkeit versteht, daß die innere auch dazu gehöre, und daß diese eigentlich das wahre Glück des Menschen sey: so wird die Gerechtigkeitspflege des Schicksals noch mehr ehrengerettet. Die Menschen können sich's nur gar nicht abgewöhnen, bey dem Worte Glück immer zuerst

und auch wohl gar noch zuletzt an Reichthum, Ansehen, Macht, Gewalt u. s. w. zu denken, und sie sollten doch aus Achtung für sich selbst anders darüber denken lernen. Wirft sich der Mensch nicht weg, wenn er der Welt außer sich und ihren vergänglichen Gütern die Gewalt zugesteht, ihn glücklich machen zu sollen? Müßte er nicht fest darauf bestehen, daß ihn nur sein eigenes Herz beglücken könne?

Nun, und zu dieser innern Glückseligkeit, die die wesentlichste ist, gelangt durchaus kein Lasterhafter; sie ist das ausschließliche Eigenthum der Tugend und ihrer Verehrer. Zu äußerlichem Glück giebt es allerdings krumme Wege, Schleifwege, die das Laster betreten kann; doch ist der Weg der Tugend auch zu ihm der gerade und ehrenvollere. Zum innern Glück aber giebt es nur einen einzigen Weg, und das ist der, den die Tugend zeigt. Ist das nicht auszeichnender Vorzug genug für den Tugendhaften? Ist das nicht die glänzendste Gerechtigkeitspflege, die ausgeübt wird? Solchergestalt bleibt kein einziger Tugendhafter unbelohnt; jeder empfängt das wahre, das innere Glück; und kein einziger Lasterhafter bleibt ungestraft; ihnen allen wird das wahre Glück versagt. Die Zufriedenheit mit sich selbst, der stille Beifall des eigenen Herzens, das Bewußtsein seines Werths, seiner Güte und Nützlichkeit halten schad=

los für allen Abgang äußerlicher Güter, und der welche diese hat, ohne ein gutes Gewissen dabei zu haben, hat so viel, wie Nichts. Armer, Verachteter, von den Freuden der Welt Ausgeschlossener, wünsche nicht, tauschen zu können mit dem vergoldeten Manne, der dort im glänzenden Staatswagen, mit vier Rappen bespannt, zum feierlichen Tanze fährt! An seinem Herzen nagt der Wurm, der nicht stirbt; in seinem Busen brennt ein Feuer, das nie verlöscht.

Wahr ist dieß alles; aber es beweiset doch nur, daß nicht so viel Ungerechtigkeit des Schicksals auf Erden herrsche, als man Klage führt, keineswegs aber, daß vollkommene Gerechtigkeit, Gerechtigkeit, wie sie seyn müßte, vom Schicksal ausgeübt werde. Der Unterschied zwischen wahren und vermeinten Tugendhaften und Lasterhaften mag seine vollkommenste Richtigkeit haben; es bleiben aber doch immer viel Wahrhaftigtugendhafte unbelohnt, und viel Wahrhaftiglasterhafte unbestraft. Und will man auf inneren Lohn und innere Strafe verweisen, so ist bereits gesagt worden, daß großes äußerliches Unglück auch sogar den Genuß des inneren Glücks störe. Der Mensch wäre nicht Mensch, wenn sichs so nicht verhielte. Anhaltende heftige Körperschmerzen z. B. müssen kleinmüthig und verzagt machen, der gute Leidende mag sich noch so

sehr des Guten dabei bewußt seyn; im Druck grosser Armuth, auf der Flucht vor rasenden Verfolgern muß der beste Mensch bey der Frage — warum geschieht mir so? — innere Traurigkeit empfinden; und wer immer verkannt, immer zurückgesetzt wird, fängt endlich an, selbst an seinem Werthe zu zweifeln. Auf der andern Seite ist es auch Wahrheit, daß es äußerlich glückliche Lasterhafte gebe, die ihr inneres Unglück gar nicht unglücklich macht. Es giebt Betrüger und Blutsauger, die durch eine lange Reihe von Unmenschlichkeiten reich wurden, und von keinem Wurme etwas fühlen der an ihrem Herzen nage. Es giebt Wollüstlinge, die froh sind, daß das Feuer in ihrem Busen nicht erlöscht, weil sie solchergestalt immer Hitze abzukühlen haben, welches ihnen gerade recht ist. Ist es denn auch genug, den Rechtschaffenen blos mit innerer Glückseligkeit abzufinden, falls er sie auch wirklich ungestört genöße? Soll auf Erden Wohlleben nur für Nichtswürdige und Bösewichter da seyn? Wer hat mehr Anspruch darauf, als der Tugendhafte, der das Wohlleben Anderer unaufhörlich befördert? Schlägt sein Herz nicht auch für sinnliche Freuden? Muß es ihm nicht durch die Seele gehen, wenn er sieht, daß gerade seine Tugend es sei, wodurch er um sie gebracht wird?

So sehe ich denn mehr als zu gut ein, daß, ungeachtet alles dessen, was sich zur Rechtfertigung

des Schicksels sagen läßt, der Beweis aus seiner mangelhaften Gerechtigkeitspflege unter den Beweisen für ein künftiges Leben seinen Rang behaupte. Gerechtigkeit muß in der sittlichen Welt seyn, oder die ganze sittliche Welt wäre ein Unding. Hier ist sie nicht, wie sie seyn sollte: so muß noch ein Zustand kommen, wo sie so seyn wird wie sie seyn muß. Damit will ich nicht sagen, daß der Tugendhafte dort die äußerliche Glückseligkeit nachbekommen werde, welche ihm hier mangelte; es wird doch in der künftigen Welt auch genug äußerliche Glückseligkeit seyn, und diese muß dann der gute Mensch in dem Maße besitzen, in welchem ihm jene hier mangelte, und vorzugsweise dort vor dem Bösewicht, wie dieser sie hier vor ihm hatte. Und diese seine vollkommene äußerliche Glückseligkeit muß den guten Menschen einst in den Stand setzen, auch seine innere ganz ungestört zu genießen, und der Mangel an äußerlicher Glückseligkeit dort muß die Bösen dahin bringen, daß sie ihre innere Unglückseligkeit, die sie hier gar nicht empfanden, in ihrem ganzen Umfange empfinden. Ist dieß, so sey es darum, daß der Lasterhafte hier die irdischen Güter in noch so großem Maaße empfieng; er empfieng gerade das Geringere, und etwas mußte er doch empfangen, damit auch Gerechtigkeit gegen ihn geübt würde, weil auch

der schlechteste Mensch noch immer einiges Gutes thut, das doch auch belohnt werden mußte.

Komme ich vollends auf die Vorstellung jener Tausenden, an welchen die menschliche Rechtspflege Meuchelmord verübte, und auf die Vorstellung jener Tausendmaltausende, die von Jahrtausend zu Jahrtausend auf Schlachtfeldern fielen— — ja! ja! ruft mein Herz aus, es muß ein Leben nach dem Tode seyn! Wahrlich ein entsetzenerregender Gedanke, ein Gedanke, der hinreichend wäre, das sittliche Gefühl in der ganzen Menschheit zu ersticken und zu zernichten, wenn diese durch das Schicksal litten und stürben, ohne vom Schicksal je dafür Ersatz und Lohn zu erhalten! Auf die übrigen Märtyrer in der Natur, welche als leblose, oder doch als unvernünftige Wesen für das Ganze aufgeopfert werden, darf man sich hierbei, wie schon gesagt, nicht berufen; ein Anderes ist es mit vernünftigen Wesen, die als Märtyrer wissen, daß sie Märtyrer sind. Diese müssen auch wissen sollen, daß sie für ihr Märtyrerthum Schadloshaltung bekommen: oder sie wären Thoren im höchsten Verstande, wenn sie sich aufopfern ließen. Durch das Wissen des Märtyrerthums bekämen sie ja vor leblosen und unvernünftigen Wesen eben einen Wink, sich ihm aus aller Macht zu entziehen.

Freudig schließe ich diese Betrachtung, und schreibe es aus dem Innersten meiner Seele

nieder, daß sie mich in meinen Hoffnungen auf ein künftiges Leben gar sehr gestärkt habe.

Zwei und Zwanzigste Betrachtung.

Achter Vernunftgrund.

Nun komme ich auf den letzten Beweisgrund für meine Fortdauer im Tode. Hoch aufgestimmt zur Wonne will ich auch diesen noch in Erwägung ziehen; doch will ich aber dabei auf meiner Hut seyn, daß mich nicht zuletzt etwa noch mein Herz in die Irre führe. — —

„„Der Mensch ist der letzte Zweck der ganzen Erdenwelt; als solcher kann er nicht Vernichtung fürchten dürfen, und wenn er durch tausend Tode gehen müßte.““

Vor allen Dingen muß ich mir hier erst auf die Frage antworten — Liegt nicht, sobald man von Zwecken spricht, der Gedanke an ein vernünftiges Wesen dabei zum Grunde, das diese Zwecke sich vorsetzt — folglich hier der Gedanke an die Gottheit? Ist dieß, so muß ich

den ganzen Beweis auf die Seite schieben; denn der Gedanke an die Gottheit soll sich in die erste Reihe meiner Betrachtungen wenigstens noch nicht einmischen. Ich will darüber nachdenken. — —

Rund um mich her in der Natur ist alles in Bewegung; alle Kräfte arbeiten. Auf die eine Arbeit folgt eine andere, auf diese wieder eine andere, u. s. f. Endlich steht nach vielen Arbeiten etwas Vollendetes da. Dieß würde nicht da stehen, wenn die Arbeiten nicht vorhergegangen wären, und jede dieser Arbeiten würde nicht haben Statt finden können, wenn die vorhergehenden nicht Statt gefunden hätten. Ist es nun einerlei, ob ich sage — die zweite Arbeit konnte nicht geschehen, wenn die erste nicht geschah, die dritte nicht, wenn die zwei vorhergehenden nicht geschahen, u. s. f.; und das Vollendete konnte nicht dastehen, wenn nicht alle diese Arbeiten vorhergiengen — oder ob ich sage — die erste Arbeit geschah, damit die zweite geschehen könne, die zweite, damit die dritte geschehen könne, u. s. f., und alle Arbeiten zusammen geschahen, damit am Ende das jetzt da stehende Vollendete da stände? Ist es nicht Einerlei, ob ich spreche, aus der ersten Arbeit sprang die zweite hervor, aus der zweiten die dritte, u. s. f., und aus allen Arbeiten zusammen sprang

zu-

zuletzt das vollendete Etwas hervor, — oder ob ich spreche — der Zweck der ersten Arbeit war die zweite, der Zweck der zweiten die dritte, u. s. f., und der Zweck aller Arbeiten, der Zweck aller dieser Zwecke, der Hauptzweck, der letzte Zweck war das da stehende Vollendete? Kann ich nicht um so viel mehr auf die letztere Art sprechen, wenn ich dieselben Arbeiten tausendmal auf derselben Weise einander folgen sehe, und am Ende immer dasselbe Hervorgesprungene erblicke? Ich kann also von Zwecken, von Anfangszwecken, von mittleren Zwecken nnd von letzten Zwecken der um mich her wirkenden Kräfte und aller der Anstalten, welche in der Natur getroffen werden, reden, ohne dadnrch in einen gegründeten Verdacht zu kommen, als trüge ich den Begriff eines Zwecks blos in die Natur hinein. Ich kann davon reden, ohne dabei schlechterdings an ein vernünftiges Wesen, oder gar an ein höchstes Urwesen denken zu müssen, daß diese Zwecke sich ausdächte, entwürfe und festhielte. Und so gehört der Beweisgrund vom Menschen, als dem letzten Zweck der ganzen Erdenwelt, allerdings in die Reihe meiner gegenwärtigen Betrachtungen.

Muß denn aber nicht Jeder, wer bescheiden und ohne Anmaßung einhergehen will, zugestehen, daß die Naturzwecke vor unsern Augen nichts weniger als aufgedeckt da liegen, daß deshalb von

jeher ihrentwegen unzählige falsche Schlüsse ge=macht worden, die Andere wieder berichtigen woll=ten, deren Berichtigung wieder von Andern be=richtigt ward, und daß die Menschen noch in nichts so sehr zurück sind, als in der Lehre von den Zwecken der Dinge und Anstalten um sich her? Wie soll es nun vollends uns einfallen können, über den letzten Zweck eines ganzen Sterns und alles dessen, was auf ihm vorgeht, zu urtheilen? Ist diß nicht für so eingeschränkte Wesen, als wir sind, die ärgste Anmaßung? Wird es nicht vollends lächerlich, wenn am Ende der kühne Mensch, welcher über den letzten Zweck der ganzen Erden=welt absprechen will, sich selbst als diesen letz=ten Zweck hinstellt?

Wer wird in Abrede seyn, daß wir von unzäh=ligvielen Naturanstalten die einzelnen besondern Zwecke noch nicht anzugeben wissen? Folgt aber daraus, daß wir noch von keiner derselben den Zweck mit Gewißheit sollen angeben können? Wenn wir doch unzähligoft gesehen haben, daß gewisse Anstalten der Natur immer in derselben ununterbrochenen Reihe auf einander folgen, und daß immer dasselbe am Ende die Wirkung davon sey: müssen wir nicht mit lebendiger Ueberzeugung sagen können — dieß oder das ist der Zweck die=ser oder jener Anstalten? Das Waizenkorn z. B. hat einen Keim, der sich entwickelt, sobald er

in die feuchte Erde gelegt wird; auf die Entwickelung folgt der Trieb; der Trieb giebt einen Halm, der Halm eine Aehre, die Aehre Blüthe, die Blüthe Körneransatz, der Körneransatz reife Körner; so sagen wir mit einer Wahrheit, die nichts zu bestreiten vermag; der Zweck des Keims im Waizenkorne sey Entwickelung, der Zweck der Entwickelung Trieb, der Zweck des Triebes der Halm, der Zweck des Halms die Aehre, der Zweck der Aehre die Blüthe, der Zweck der Blüthe der Körneransatz, der Zweck des Körneransatzes reifer neuer Waizen, und — der letzte Zweck des Keims im Waizenkorne sey, daß es viel andere ähnliche Körner bringen solle.

Daß wir in tausend andern Fällen die Naturzwecke nicht so genau angeben können, schadet nichts. Man spricht z. B. — Jede Erscheinung ist schon hinreichend in ihrer Naturursache gegründet; warum ruft ihr noch obendrein die Zwecke zu Hülfe? — Du rufst sie ja selbst zu Hülfe, der du so sprichst. Wenn die Erscheinung in ihrer Natursache gegründet ist, so sagst du ja damit, daß jene der Zweck dieser sey. Warum soll denn nun nicht in dem, was erscheint, wieder etwas Folgendes gegründet seyn, oder warum soll es nicht auch wieder einen Zweck haben? Lieber, suche diesen auf mit mir! Darin besteht ja der fort-

dauernde Wachsthum in Erkenntniß, wozu die Menschheit bestimmt ist, daß sie immer nach und nach auf mehrern Seiten in die Zwecke der Natur bei ihren Anstalten eindringe. Das führt endlich eben zur vollkommenen Erkenntniß, daß erst ganz falsche Schlüsse über diesen und jenen Naturzweck gemacht werden, daß nach einem Jahrhundert die Falschheit dieser Schlüsse berichtigt, und wieder nach einem Jahrhundert die Berichtigung wieder berichtigt werde u. s. f. Endlich muß doch überall der rechte Fleck getroffen werden, und wir Menschen können ihn suchen; so müssen wir ihn suchen. Auch folgt daraus, daß wir von einzelnen besondern Naturanstalten die Zwecke noch nicht einsehen können, gar nicht, daß es mithin die ärgste aller menschlichen Anmaaßungen sey, den letzten Zweck aller Anstalten der Natur und der ganzen Erdenwelt angeben zu wollen. Es könnte ja wohl seyn, daß dieser zum ersten ins Auge fiele, wie es denn auch wohl natürlich so seyn muß, und wenn dann nun der Mensch diesen letzten Zweck gerade in sich selbst fände, weil er ihn in sich selbst nur finden könnte, finden müßte — was wär's weiter? Sobald es doch Wahrheit ist, warum soll ihm die Erkenntniß der Wahrheit zu unleidlichem Stolze angerechnet werden? So wär's auch wohl Stolz von ihm, wenn er erkennte, daß er das einzige unter

allen Erdenwesen sey, welches nach Zweck bei den Erdenanstalten fragen, und ihn aufsuchen könne?

„Muß denn aber gerade ein letzter Zweck von allen Naturanstalten und von der ganzen Erdenwelt seyn? Ist nicht vielleicht die ganze Vorstellung davon eine leere Einbildung? Tragen wir sie nicht etwa durch einen Aehnlichkeitsschluß von uns in die Natur, und von unserer Handlungsweise in die ihrige erst über?“

Wie? eine ganz unübersehbare Reihenfolge von Zwecken, deren einer immer wieder den andern begründet, sollte sich nicht zuletzt in einen Allzweck vereinigen? Es sollte in diesem unermeßlichen Kreise nicht auch ein Mittelpunkt seyn, auf welchen sich alle Linien hinzögen? Der Mensch sollte bei allen seinen Anstalten einen letzten Zweck haben, — seine Glückseligkeit — und die Anstalten der Natur, die die seinigen an zweckmässiger Vollkommenheit unendlich übertreffen, sollten keinen letzten Zweck haben?

„Nun, so ist jedes Ding, das vollendet da ist, der letzte Zweck, wozu es da ist, selbst alle mittleren Zwecke führten zur Vollendung seines Wesens; so, wie sein Wesen vollendet ist, ist der letzte Zweck erreicht, — es ist glücklich. Die höchstmöglichste Vielheit aller Arten von Wesen sollte da seyn; die höchstmöglichste Vielheit aller

Arten von Glückseligkeit sollte genossen werden. Wer also nicht am letzten Zweck für jedes besondere Wesen, an der einzelnen Glückseligkeit desselben, genug hat, der nehme dieses als den letzten Zweck aller an. Jedes Wesen ist aber im Grunde für sich selbst da. Daß es hernach auch für Andere da zu seyn scheint, ist zufällig, ereignet sich nur nebenher, und geschieht mißbrauchsweise (abusive)."

Hier scheint mir eine Ungereimtheit auf die andere gehäuft zu werden. Wie? jedes Wesen wäre für sich selbst da? So wäre ja jedes Wesen für sich eine Welt! Eine Welt aber besteht aus unzähligen Wesen, die eben dadurch, daß sie für einander da sind, erst eine Welt ausmachen. Und es ist auch offenbar falsch, daß jedes Wesen für sich selbst da wäre. Wie sind die Steine für sich selbst da? wie die Pflanzen? Ist es möglich, hiermit einen vernünftigen Begrif zu verbinden? Ein Wesen, das für sich selbst da seyn soll, muß wenigstens Empfindung haben; oder sein Daseyn für sich selbst ist ein Gedanke ohne Sinn. Was für eine Art von Glückseligkeit gnösse denn wohl der Kiesel oder der Fels, der Kohlkopf oder die Eiche, daß diese für sie selbst der letzte Zweck seyn könnte, und daß diese einzelnen undenkbaren Zwecke am Ende den letzten Zweck der ganzen Erdenwelt, die höchst-

möglichste Vielheit aller Arten von Glückseligkeit hervorbringen helfen sollten? — Und, daß die Dinge zugleich für andere da sind, geschähe nur nebenzu, zufälliger Weise, abusive? Wovon sollten denn unzählige Thierarten leben und glücklich seyn, wenn sie die Pflanzenwelt nicht hätten? wovon ebenfalls eine grosse Menge von Thierarten, wenn sie mit andern Thierarten sich nicht äseten? Wenn nun jene durchaus nicht ohne Pflanzen, diese schlechterdings nicht ohne kleinere, schwächere und dünnere Thiere fortdauern können — und fortdauern sollen sie doch wohl? — nehmen sie ihre Fortdauermittel abusive von ihnen? Sind sie nicht vielmehr ausdrücklich an diese gewiesen? Und heißt dies etwas Anderes, als — diese sind für sie da?

„Wohlan, so sey immer Eins für das Andere da! Die letzten Zwecke der einzelnen Dinge durchkreuzen sich also, ohne sich irgendwo in einen allerletzten Allzweck zu vereinigen. Es ist hier an keinen Mittelpunkt zu denken; es ist ein ewiger Umlauf, von dem man nicht sagen kann, wo er anfange, oder wo er aufhöre.“

Ja der Meinung bin ich selbst, daß zunächst jedes empfindende Wesen für sich selbst da sey, daß aber auch alle empfindende Wesen, wie alle empfindungslose Wesen, zu-

gleich für andere Wesen da sind. Allein — erreichte die Vollkommenheit der Einrichtung der Erdenwelt nicht alsdann ihre höchste Höhe, wenn es am Ende auch eine Wesenart gäbe, für die Alles, nachdem es erst blos für Andere, oder erst für sich und dann für Andere da gewesen ist, in Masse da wäre, und zu deren Glückseligkeit Alles, Alles, unmittelbar und unmittelbar, Beitrag leisten müßte? Und ist dies nicht auf den ersten Anblick gleich der Mensch?

„Der Mensch wäre dies??? Trift die Natur nicht die fürchterlichsten Anstalten wider ihn, und offenbar zu seinem Untergange? O Erdbeben! O Pest! Und wie viel Wesen sind dem Menschen offenbar schädlich! Wie viel giftige unter den Pflanzen giebt es! Wie viel giftige unter den Thieren! Statt daß alles Andere sich in dem Mittelpunkte vereinigen sollte, für den Menschen am Ende da zu seyn, könnte man vielmehr behaupten, daß sich am Ende alles in dem Mittelpunkte vereinigte, sein Verderben zu stiften; denn es ist Nichts, Nichts, was ihm nicht den Tod zuführen kann.“

So fürchterlich dies klingt, so lässet sich doch auf das beruhigendste darauf antworten. Erdbeben, Pest u. d. m. sind nicht Anstalten, die die Natur zum Verderben des Menschen trift, son-

dern nur Ereignisse, die aus den für den Menschen getroffenen allerwohlthätigsten Anstalten nothwendig folgen müssen. Sollten sie den Menschen nicht treffen, so hätten diese allerwohlthätigsten Anstalten nicht getroffen werden können. Diese wurden aber getroffen für die ganze Menschheit, und unter jenen Ereignissen leidet nur ein Theil der Menschheit. Erdbeben gäbe es allerdings nicht, wenn die Erde in ihrem Innern nicht so eingerichtet wäre, wie sie eingerichtet ist; wäre sie aber nicht so eingerichtet, wie sie ist, so könnte sie von Menschen gar nicht bewohnt werden. Und ebenso gäbe es auch gewiß keine Pest, wenn es keine Sonne gäbe; was wären aber die Menschen ohne Sonne? Hieraus folgt aber nichts. Man rede nur nicht von fürchterlichen Anstalten, die die Natur zum Verderben des Menschen treffe; man rede von den allerheilsamsten Anstalten der Natur für die Menschheit im Ganzen, aus welchen hernach unumgänglichnothwendiger Weise verderbliche Ereignisse für Theile der Menschheit entspringen.

Was die Wesen betrift, welche dem Menschen schädlich sind, so muß man ebenfalls nur genauer darüber nachdenken, um ein richtigeres Urtheil zu fällen. Die Zwecke, zu welchen die Gifte durch die ganze Natur verbreitet sind, gehören allerdings in denjenigen Abschnitt der Abhandlung von den

Naturzwecken, in welchem die Menschen noch nicht gehörig bewandert sind; allein wir können doch auch schon genug zu unserer Beruhigung darüber sagen. Die Natur selbst hat auch Gegengifte bereitet. Unter den giftigen Pflanzen giebt es auch viele, die durch leichte Mittel ihres Gifts beraubt, und zum gesunden Nahrungsmittel für Menschen umgeschaffen werden können. Andere dienen Thieren zur Nahrung, welche der Mensch ohne Schaden genießt, oder die von andern Thieren verzehrt werden, welche hernach der Mensch ohne Schaden für seinen Tisch benutzt. Ist das Gift durch verschiedene Umwandlungen gegangen, so hört es auf, dem Menschen Gift zu seyn. Kennt der Mensch das Gift erst, so kann er es gebrauchen, um schädliche Thiere damit auf die Seite zu schaffen. Der Nutzen der giftigen Thiere ist gewiß auch für uns viel grösser, als wir denken. Vielleicht stehen sie deshalb um uns her, um durch Einsaugung des Gifts aus der Luft, den wir sonst einschlucken müßten, erst Giftableiter, und dann für uns unschädliche Giftbehälter, zu werden. Und welchen andern mannigfaltigen Vortheil haben nicht Gifte für uns, sobald wir sie nur nicht an die Nase, oder gar in den Mund bringen! Besteht denn aller Nutzen, den die Dinge für uns haben, blos darin, daß wir sie essen und trinken, und daß sie unsere Gedärme durch-

wandeln? Man frage den Handwerker, den Kaufmann, den Künstler, den Farbenmacher, um hierauf gehörig zu antworten! — Was aber vollends den Satz betrifft, daß sich Alles um den Menschen her gleichsam aufbiete und vereinige, ihn zu zerstören, und daß ihm Alles den Tod bringen könne, so gebe ich gern zu, daß nichts zu denken sey, woran nicht schon ein Mensch starb; aber — dazu hat der Mensch seine Vernunft, daß er nicht daran sterben solle, und wenn er diese gehörig ausbildet und anwendet, so kann ihn nichts, nichts zerstören, als — seine eigene Zerstörbarkeit, und es giebt weiter keinen giftigen Zahn für ihn, als — den Zahn der Zeit, der freilich am Ende alles zernagt.

Hier ist mir, als träte Jemand auf und spräche — Am Ende darf der Mensch auch wohl behaupten, Sonne, Mond und Sterne wären für ihn da? Die Großsprecherei, daß er der letzte Zweck der ganzen Erdenwelt sey, gründet sich doch nur auf die Herrschaft, welche er über Alles an sich zu reißen gewußt hat, und auf die Gewaltthätigkeiten, welche er überall ausübt. Spricht er doch wohl gar, die Vögel sängen für ihn, da doch offenbar ist, daß sie für ihre Weiblein singen. Spricht er doch, die Wiesenblumen blüheten für ihn, da doch jeder sieht, daß die Bienen erst Honig aus ihnen sammeln, und die Rinder sie hernach abweiden.

Immerhin mögen die Bienen aus den Wiesenblumen den Honig sammeln, und die Rinder sie abweiden; die Bienen sammlen den Honig für uns, und die Rinder fressen sich für uns davon fleischicht und fett; und zum bloßen Honigbehälter und Rinderfraß brauchten die Wiesenblumen doch so schön nicht geschmückt zu seyn. Immerhin schlage die Nachtigal für das Weibchen, und jeder Vogelhahn singe für seine Sie, um ihr zur Brütezeit die Langeweile zu vertreiben; über die größere oder geringere Vortreflichkeit seines Gesangs urtheilt doch nur der vernünftige Mensch. Und wäre die Erde der einzige Wandelstern, den die Sonne erleuchtete, so könnte der Mensch, für den die ganze Erdenwelt da ist, mit Recht auch sagen, er sey auch der letzte Zweck des Sonnenscheins, die Herrschaft aber, welche der Mensch, über Alles ausübt, ist und bleibt, sobald er sie nur menschlich ausübt, d. h., nichts ohne Noth quält, und nichts zerstört, um nur zu zerstören, ein Beweis dafür, daß für ihn zuletzt alles Andere da sey. Wie kann eine solche Herrschaft als Etwas betrachtet werden, das er abusive habe, und widerrechtlich an sich reiße? Folgt sie nicht unmittelbar aus seiner höheren Natur, aus seiner Vernunft? Wenn der Stein nicht abusive wächset; wenn die Pflanze nicht abusive ihre Nahrung aus Luft und Erde an sich zieht; wenn das Thier nicht abusive

sich äset; so ist's auch nicht einzusehen, wie der Mensch abusive handle, wenn er Alles, was er in seinen Nutzen verwandeln kann, wirklich in seinen Nutzen verwandelt. Wer dieß thun kann, der hat auch Beruf, es zu thun, und er handelt alsdann nicht abusive, wenn er es thut. Kann nun der Mensch die ganze Erdenwelt in seinen Nutzen verwandeln, so ist auch die ganze Erdenwelt für ihn da, und ist die ganze Erdenwelt für ihn da, so ist er auch der letzte Zweck der ganzen Erdenwelt. — —

Jedoch es giebt noch eine Vorstellung, die diesen Satz außer allen Zweifel setzt. Diese will ich auf meiner Lieblingsanhöhe anstellen.

Drei und Zwanzigste Betrachtung.

Beschluß des Vorigen.

O wie himmlisch ist es heute hier auf dieser Höhe! Welch ein Anblick die große weitausgedehnte Landschaft umher mit ihren Saatfeldern und Wiesen, mit ihren Höhen nnd Tiefen, mit ihren Feldwassern, Schmerlenbächen und Flüssen, und mit ihrem schönen blauen Waldkranze, der sie ringsunten am Rande des Gesichtskreises umfließt!

Und wenn Alles, was da unten einzeln da ist, auch blos für sich selbst zuerst, und dann für sich unter einander, da wäre, für wen ist wohl der Ueberblick des Ganzen da? Und ach, reizende Natur! umsonst wärest du so herrlich geschmückt, wenn dein Mensch nicht wäre, der dich in deinen Reitzen bewunderte! Mag doch Alles, was da ist, für sich selbst da seyn, schön ist nichts für sich selbst da. Mag doch Alles, was da ist, für sich unter einander da seyn; schön ist doch einzig und allein Alles nur für den Menschen da. Der letzte Zweck des Schönen auf und an der ganzen Erdenwelt ist offenbar der Mensch. Wer außer ihm hat Empfänglichkeit dafür?

Auch ist's nicht genug, daß da unten die höchstmöglichste Vielheit aller Arten von Wesen da sey; nicht genug, daß da unten die höchstmöglichste Vielheit von Glückseligkeit aller Art genossen werde: alle da unten sich befindende Wesen wissen nichts davon, daß sie in höchstmöglichster Artenvielheit da sind; alle da unten glückliche Wesen wissen nicht, daß auf der Erden die höchstmöglichste Vielheit von Glückseligkeit aller Art genossen werde. Das Wissen hiervon ist nur dem Menschen eigen, und so vereinigen sich alle diese wohlthätigen Anstalten der Natur in der Anstalt für ihn, aus den Freuden, die Alle genießen, noch eine ganz besondere Freude zu schöpfen, die

Freude, Alles um sich her freudig zu sehen. O wie ist der Mensch ihr letzter Zweck!

Durch den allgemeinen Ueberblick des schönen Ganzen wird der Mensch angereitzt, die Schönheit des Ganzen zu zergliedern, einzelne Theile desselben, ihre Verbindung unter einander, und ihre Verhältnisse gegen einander und gegen das Ganze zu betrachten; und — wie staunt er da erst die Herrlichkeit der Natur an! Bißher bezaubertr ihn nur ihre sinnliche Schönheit und höchstens ein dunkles Gefühl ihrer Ordnung und Vollkommenheit; nun dringt er in diese Ordnung und Vollkommenheit selbst und tief und immer tiefer ein, und je mehr er dieß thut, desto mehr wird er zur Entzückung über das Große, Erhabene und Zweckmäßige, welches er in allen Anstalten der Natur antrift, hingerissen. Dieß war das Letzte, was auf jedem Stern geschehen mußte, dieß war die Vollendung jedes Sterns, daß auf jedem Stern eine Art von Wesen stände, die ihn mit tiefem Gefühl der Größe aller Anstalten auf ihm bewunderte. Diese Wesenart steht dadurch an der Spitze des ganzen übrigen Wesenheers auf ihm, und ist sein letzter Zweck. Auf der Erde ist dieß ausschließlich der Mensch. Noch ist kein anderes Wesen außer ihm entdeckt, und wird auch keines entdeckt werden, das den Sinn, wie für Schönheit überhaupt, so besonders für geistl-

sche Schönheit, mit ihm theilte. So ist und bleibt der Mensch der letzte Zweck der ganzen Erdenwelt. Wer allein im Stande ist, die Zwecke der Wesen und Anstalten auf Erden zu suchen und zu finden, der muß selbst der Hauptzweck der Erde seyn. Was ließe sich auch weiter hinaus noch für ein Zweck aller Ordnung, Vollkommenheit und Schönheit der Erdenwelt denken, als der: daß, wenn dadurch die möglichste Glückseligkeit aller möglichen Arten von Wesen bewirkt worden ist, eine höhere Art von Wesen, eine Geisterart, durch Betrachtung dieser Ordnung, Vollkommenheit und Schönheit noch zur Weisheit und Tugend erzogen werde? Gewiß, gewiß, der weise und gute Mensch, der erst die großen Anstalten der Natur groß findet, und dann im Kleinen nachahmt, und nach dem Muster derselben mitten in der großen Welt wieder sein eigenes Weltlein bauet, muß der letzte Zweck der Erde und aller Anstalten und Wesen auf ihr seyn.

Folgt nun aber auch hieraus, daß der Mensch also auch keine Vernichtung fürchten dürfe, und wenn er durch tausend Tode gehen müßte? Hierauf kommt nun noch Alles an, und darum will ich auch noch meine ganze Aufmerksamkeit darauf richten — —

Ueber Vergänglichkeit und wirklichen Vergang aller andern Dinge um uns her werden wir bald

mit Denken fertig. Da sie blos untergeordnete Zwecke sind, so betrachten wir sie auch nur als Mittel, welche die Erreichung des Hauptzwecks, die Bildung des Menschen zur Weisheit und Tugend, befördern sollen. Alle Mittel aber kommen auf die Seite, sobald sie ihre Dienste geleistet haben, und an ihrer Statt werden wieder andere hervorgesucht. So ist selbst unser Körper das Mittel aller Mittel, Weisheit und Tugend aus Betrachtung der Erdenwelt zu sammlen, und so sind wir auch über Vergänglichkeit und Vergang des Körpers sogar beruhigt, und finden darin nichts Widersprechendes, sobald wir wissen, daß der Tod nur Körpertausch sey. Sollte sich aber die menschliche Vergänglichkeit weiter erstrecken; sollte auch der weise- und gutgewordene Geist des Menschen im Tode aufhören zu seyn — — wozu wären denn nun alle die unbeschreiblichgroßen, bewunderungs- und erstaunenswürdigen Anstalten, um ihn weise und gut zu bilden, in der Natur getroffen worden? Wozu wäre am Ende die Erde selbst da? Ist es vernünftig, zu glauben, daß zuletzt nach allem Wesen und Gewirr, das auf ihm getrieben ward, ein ganzer Stern umsonst da sey? Und ist er dieß nicht, sobald auch sogar sein Hauptzweck verlohren geht?

Doch — verleitet mich nicht etwa blos der grelle Ausdruck — verloren gehen? Wie

kann man sagen, der Hauptzweck der Erde geht verlohren, wenn der Mensch in der That weise und gut auf ihr geworden ist? War es denn dieß nicht, wozu alle die großen bewunderungswürdigen Anstalten der Erdenwelt getroffen wurden? Geschieht es nun, so ist ja der Hauptzweck derselben erreicht. Was soll denn weiter geschehen?

Hierauf könnte ich erstlich erwiedern, was schon ausführlich gesagt ist, daß nur wenig Menschen so weit kommen, daß sie weise und gut werden. An den übrigen allen geht also der Hauptzweck der Erde im eigentlichen Verstande verlohren und bleibt unerreicht. Und wie, wenn es wahr ist, daß kein einziger Mensch so weise und gut wird, als er bei längerem Leben hätte werden können? so gienge ja der Hauptzweck der Erde überall und bei der ganzen Menschheit verlohren. Doch — ich will mich hierbei nicht aufhalten; mich winkt noch ein ganz anderer Gedanke an sich hin. Gesetzt nun auch, nicht blos hier und da ein einzelner Mensch, sondern die ganze Menschheit, bildete sich zur Weisheit und Tugend aus; gesetzt, alle Menschen würden so weise und gut, als sie nur werden könne; wozu wären denn alle Menschen so möglichstweise und möglichstgut geworden, wenn der Tod Vernichtung für sie würde? Auf diese Frage mögen doch die ersten Weltweisen aller Zeitalter antworten; ich bin begierig, ihre Antwort zu hören.

Der Hauptzweck eines ganzen Sterns muß etwas Dauerndes, etwas Ewigdauerndes und Unvergängliches seyn; oder es ist nicht einzusehen, wozu er hätte erreicht werden sollen. Ist nun über den weise- und gutgewordenen Menschen hinaus weiter nichts von höherem Zweck der Erde zu denken — was ist das für ein Einfall, zu sagen, der Mensch ist hier weise und gut und durch Weisheit und Tugend glücklich geworden; Folglich ist der Hauptzweck der Erde erreicht-! Wozu ist er es denn nun geworden, wenn er es hernach nicht mehr seyn soll-? Was hilfts denn in aller Welt weiter, was ists denn weiter, wenn eine gewisse Wesenart vor allen übrigen Wesenarten vorzüglich glücklich gewesen ist-? Also — gewesen, gewesen! Nun, das ist etwas Rechts. Wahrlich, lachen aus Unwillen möchte man schier darüber! Wie klängen die Fragen — hast du nicht Lust, Xerxes, Alexander, Cäsar gewesen zu seyn-? Doch weg mit diesen Geisseln und Knuten der Menschheit! Also lieber — hast du nicht Lust, Homer, Anakreon, Pindar — Plato, Aristoteles, Euklides — Thucidides, Xenophon, Polibius — Sokrates, Jesus, Epiktet gewesen zu seyn-? Gewesen ist vorbei, und ob das, was gewesen ist, gewesen wäre, oder nicht. Ist der Mensch im Tode wieder das, was er vor seiner Entstehung war, — d. h. Nichts -- so hätte

er lieber in seinem Nichts gelassen werden mögen. Wozu hat er den Rundgang aus nichts in Wiedernichts gemacht? Antwort — Zu Nichts und zu Wiedernichts!!! O der unerträglichen, mit aller Vernunft unvereinbaren Antwort! Je mehr ich hierüber nachdenke, desto schwindelnder wird mir zu Muthe. So wäre also Alles, Alles eine bloße vorübergehende Erscheinung, und das Leben des Menschen und die Erdenwelt mit allen ihren Anstalten wäre Schattenspiel an der Wand.

Aber — was fällt mir ein? Der Hauptzweck der Erde sind ja nicht die einzelnen Menschen, sondern die Menschenart, die Menschheit — stirbt denn diese aus? Wird diese nicht vielmehr in der That von Zeit zu Zeit immer weiser und besser? Wie kann man sagen, daß durch Vernichtung des Menschen im Tode der Hauptzweck der Erde verloren gehe? Durch Aussterben der Menschenart, der Menschheit, gienge er erst verloren. So aber wird er immer mehr und mehr erreicht. Jedes neuankommende Geschlecht kann nun den Nachlaß von Weisheit und Tugend der Vorwelt zur Grundlage machen, und darauf weiter fortbauen; das künftige wieder, und so fort, bis in alle ewige Ewigkeiten.

Auch hierbei kann ich mich nicht beruhigen. So müßte doch endlich einmal ein Geschlecht erscheinen, das am höchsten Ziele aller Erdenweisheit und aller Erdentugend stände. Mit diesem also gienge Stillstand an. Soll es nun das letzte Geschlecht seyn, oder nicht? Ist es das letzte, so ist es doch dem Tode unterworfen, wie alle vorhergehenden. Was sollte selbigem vom großen Gesetze des Todes eine Ausnahme schaffen? Wozu sind aber alsdann, wenn es auch gestorben ist, noch Anstalten auf Erden für die Menschheit da? Soll die Erde selbst etwa auch dann vergehen? Wozu ist nun die Erde da gewesen??? Ist nun aber das Menschengeschlecht, welches am Ziele aller Erdenweisheit und aller Erdentugend steht, nicht das letzte: was sollen die kommenden Geschlechter beginnen! Stillstehen am Ziele doch wohl nicht? Gehen müssen sie. Vorwärts können sie nicht mehr gehen; also — rückwärts? Entsetzliche Bestimmung der Menschheit! Also so durch tausend Geschlechtsfolgen bis ans höchste Ziel der Menschheit vorwärts gehen, und dann, wenn es erreicht ist, durch tausend Geschlechtsfolgen wieder zurück bis zur Thierheit gehen; und dann wieder eben so vorwärts, und wieder eben so zurück, nnd das in alle ewige Ewigkeiten — o! Wem zu Ehren würde denn dies Schauspiel aufgeführt?

Gott etwa zu Ehren? — Noch soll der Gedanke an ihn sich nicht in meine Betrachtungen mischen. Ich dachte aber auch, so ein Allweiser sähe sich bald an dem ganzen menschlichen Wesen und Wirren auf Erden satt, und hätte genug daran, wenn er solches nur einmal gesehen hätte.

Auch steht es um den Nachlaß menschlicher Weisheit und Tugend gar nicht so, wie vorgegeben wird. Die Meinung vom immerwährenden Fortschreiten der Menschheit in Erkenntniß und Sittlichkeit wird durch die ganze Weltgeschichte widerlegt. Nicht nur einzelne Künste und Wissenschaften sind wirklich wieder verloren gegangen, sondern die Menschheit ist auch zuverläßig schon oft so weit, und vielleicht noch weiter gewesen, als jetzt. Geisteskultur und Menschlichkeit wandern von Himmelsstrich zu Himmelsstrich, die Religion selbst macht die Wanderung mit. Ja, es hat allgemeine Erschütterungen und Verheerungen des Erdbodens gegeben, die die lebenden Weisen und die Bücher der todten zugleich zerstörten, und den kleinen überbleibenden Theil der Menschen um alle Weisheit der Vorwelt brachten. Und — wer kennt nicht die verderblichen Einflüße der Kriege auf menschliche Sittlichkeit? Ein einziger allgemeiner Krieg hat den ganzen gesitteteren Theil der Menschheit in der Tugend unaussprech-

lich wieder zurückgebracht. Erst müssen die Kriege aufhören, ehe an immerwährendes Steigen der Menschheit in Tugend zu denken ist! wann aber werden diese aufhören? Erst müssen die Erdbeben aufhören, ehe der ewige Wachsthum der Menschheit an Weisheit mehr, als ein süßer Traum seyn wird; nie aber werden diese aufhören. Eine Wesenart, die solche Staatserschütterungen leidet, kann sich nie zur höchsten sittlichen Höhe emporheben. Ein Stern, der solchen Naturerschütterungen ausgesetzt ist, kann nie der Wohnplatz für Vollkommenweise werden. Die Menschheit steigt bald, bald sinkt sie; bald geht sie vorwärts, bald rückwärts. Ist also die Ausbildung der Menschheit im Ganzen, die Ausbildung der Menschenart, der Hauptzweck der Erdenwelt, so fällt es in die Augen, daß durch die Sterblichkeit ihrer einzelnen Glieder der Hauptzweck der Erdenwelt verloren gehe, wenn die Sterblichkeit Vernichtung für diese ist. Nur dann bleibt der Hauptzweck der Erde unverloren, wenn nicht nur die Wesenart, Menschheit genannt, nicht ausstirbt, sondern wenn auch die Einzelnen, welche sie ausmachen, bei aller ihrer Sterblichkeit doch unsterblich sind. Und so folgt daraus, daß der Mensch der letzte Zweck der ganzen Erdenwelt ist, allerdings, daß der Mensch im Tode fortdauern müsse. So, nur

so empfängt das menschliche Leben einigen Werth; so, nur so erhält der Anblick der ganzen Erdenwelt erst Würde. Die Erdenwelt selbst wäre sonst ein bloßer Guckkasten. Ist aber der Geist des Menschen unsterblich: so hat die Erde einen erhabenen und wesentlichen Zweck; so empfangen alle bewundernswürdigen Anstalten auf ihr erst wahre Bewundernswürdigkeit; und so können wir uns darüber beruhigen, daß die Menschheit hier ihre Vollendung nicht erhält, sondern im Ganzen nur immer bald vorwärts, bald rückwärts geht. Die Erde war nur die erste Welt für den Menschen; das erste Mittel, wodurch er zur Weisheit und Tugend gelangen sollte. Er selbst, der Mensch, als ihr letzter Zweck, dauert fort; und verläßt er sie einst, so hört sie zwar auf, Mittel für ihn zu seyn; er selbst aber, ihr Zweck, bleibt und bekommt ein anderes Mittel, d. h. er schwingt sich zu einem andern Stern auf, wo noch höhere Anstalten ihm zu noch höherer Weisheit und Tugend behülflich seyn werden.

Dies ist nicht die allerkühnste und unerweislichste Metaphysik, wovon die Natur selbst nicht ein Wort sagt, sondern die Sprache des allerkunstlosesten, allerschlichtesten Menschenverstandes, wie sie die Natur von Wort zu Wort eingiebt. Aber freilich — wer einmal nichts

für hörwürdig hält, als was in sein Lehrgebäude eintönt, bei dem predigt auch sogar die Natur tauben Ohren.

— — —

Nun sind meine Betrachtungen über die Vernunftgründe für meine Fortdauer, in so fern sich der Gedanke an die Gottheit noch nicht einmischte, vollendet, und der letzte Beweis hat in meinen Augen allen vorhergehenden die Krone aufgesetzt. Entweder, es ist Alles, Alles was da ist, und was geschieht, bloße leidige Erscheinnug, Traum, Seifenblase, oder — ich muß im Tode fortfahren zu seyn. Mein Glaube hieran steht nun fest, und ich will ihn durch Zusammenstellung aller acht Vernunftgründe noch unerschütterlicher zu machen suchen. — Große feierliche Handlung für mich! Ich will sie nicht lange aufschieben.. Die Tage sind noch so schön; der nächste Morgen sey dazu bestimmt! Und wo könnte ich diese heilige Handlung anständiger verrichten, als wieder auf dieser Höhe? — Du paradisisches Gefilde um mich her, schmücke dich durch erquickenden Thau auf morgen für mich mit neuer Pracht!

Vier und zwanzigste Betrachtung.

Zusammengedrängte Wiederholung aller Vernunftgründe für menschliche Fortdauer.

In dieser stillen Frühe, wo Alles allgemach sich aus dem Schatten wieder loswindet, wieder sichtbar wird, wo Alles, was Leben hat, in's Leben wieder erwacht, wieder rege wird — — wie hocherbaulich steht sich's hier auf der Höhe! Ist's doch, als feierte die ganze Natur mit mir die heiligste Unternehmung meines Lebens, welche ich hier vorhabe! dort, wo es in Osten schon röthelt, dort wird das große Tagesgestirn heraufsteigen; ich will unterdessen hinter den Fels hier treten, und mich der Allkraft sämtlicher Vernunftbeweise für meine Fortdauer überlassen. — — —

„Der Begriff Körper erschöpft den Begriff Mensch nicht, und es ist nicht schlechterdings nothwendig, daß Ich vergehe, wenn mein Körper vergeht, sondern es ist möglich, daß ich im Tode fortdauern könne.“ Von diesen Vorstellungen, die ich mir erwiesen habe, gieng ich aus, und nun — — —.

Wahr ist's, daß es kein menschliches Leiden gebe, wofür nicht auch Trost da wäre; sollte denn für das höchste Seelenleiden, für den Gedanken an den Tod — und das ist er wirklich; weg mit meiner hochtrabenden Gleichgültigkeit dagegen! sie hat mich getäuscht — sollte dafür einzig und allein kein Trost seyn? Nichts aber, nichts in der Welt ist im Stande, mich über meinen Tod zu beruhigen, als der Gedanke — ich lebe im Tode fort.

Wahr ist's, daß ich diese Fortdauer im Tode herrlich finde, daß ich mich, je mehr ich über sie nachdenke, desto mehr nach ihr sehne. Diese Sehnsucht ist wirklicher Trieb, Trieb, der mit der Vernunft zugleich in mir erwacht, also wahrer Naturtrieb, einer der edleren Naturtriebe, ja der edelste unter allen. Und alle meine übrigen Naturtriebe würden wirklich befriedigt, und dieser, gerade dieser, der mein Alles ist, sollte unbefriedigt bleiben?

Wahr ist's, daß ich als Mensch zur höchstmöglichsten Glückseligkeit, die dieser Wandelstern giebt, bestimmt bin. Meine Vernunft legt offenbar auf allen Seiten den Grund dazu. Statt aber, daß sie mich höchstmöglichst glücklich machen soll, macht sie mich höchstmöglichst unglücklich, wenn der Tod Vernichtung für mich ist; denn

sie lehrt mich Vorherwissen des Todes, das mich unaufhörlich quält und elender macht, als irgend ein Thier seyn kann. Für dieses Vorherwissen muß ich, wenn ich die geringste Glückseligkeit geniessen soll, entschädigt werden; es kann mich aber nichts dafür entschädigen, als das Vorherwissen auf der andern Seite, daß ich im Tode fortfahre zu seyn.

Wahr ists, daß ich unmässig zu viel Anlagen und Kräfte habe, und unter allen Wesen das am allerunverhältnißmässigsten eingerichtete bin, sobald dies kurze Leben meine ganze Bestimmung ist. Die wenigsten meiner höheren Anlagen erhalten eine beträchtliche Höhe von Ausbildung; es schlummern Kräfte in mir, die ich nicht einmal kenne, und je mehr ich jede meiner Geisteskräfte übe, desto stärker wird sie. Hier sind unermeßliche, unerschöpfliche Vorräthe für mich; was können sie anders seyn, als innere Anlagen meines Wesens selbst zu ewiger Dauer? Und — geht in der ganzen Körperwelt nichts im eigentlichen Verstande verloren: wie sollten diese verloren gehen können?

Wahr ists, daß ich keine grössere Seligkeit kenne, als mich vermöge dieser Anlagen immer mehr zu vervollkommnen, und an Weisheit und Tugend zu wachsen. Das ist Stimme meiner Na=

tur — immer weiter immer vorwärts! Hier gebe ich meinem Vollkommenheitstriebe gerade diejenige Richtung, welche meiner höhern Natur, meinem sittlichen Wesen, am gemässesten ist. Und so sollte alles übrige in schönster Uebereinstimmung stehen, meine ewighinreichenden Anlagen und Kräfte, und mein Trieb, sie ewig auszubilden und anzuwenden, und zuletzt sollte es an der Hauptsache fehlen, am Fortdaseyn selbst? Wozu wären jene Anlagen, jene Kräfte? Wozu wäre dieser Trieb? Entweder der Mensch ist bestimmt, das verwirrteste, widerspruchvolleste aller Wesen zu seyn, oder er muß im Tode fortdauern.

Wahr ists, daß das blosse Pflichtgefühl mich nicht in allen Lagen des Lebens gut zu erhalten vermag. Soll es dies können, soll der immerwährende Rückblick auf meine sittliche Natur im Stande seyn, mich stets strengsittlichgut handeln zu lassen; so muß meine sittliche Natur erst durch eine ewige Fortdauer ihre wahre Würde erhalten. Nur die Hoffnung eines künftigen Lebens unterstützt mich in meinen schweresten Pflichten; und bin ich zur vollkommenen Tugend berufen, so muß ich auch zur Ewigkeit berufen seyn. Wo ist auch eine gute That, in welcher mich die Ewigkeit nicht stärkt? Der Glaube an sie ist der höchste Reiz zur Tugend; so muß ich ihn festhalten.

Wahr ists, daß Gerechtigkeit in der sittlichen Welt seyn muß, und daß sie jetzt noch nicht vollkommen gehandhabt wird. Ich mag das Schicksal versuchen zu rechtfertigen, wie ich will — es bleiben in seiner Rechtspflege Mängel und Lücken, grosse Mängel und Lücken. Die Umstände, die gegenwärtige Verbindung der Dinge verstatten es freilich nicht anders; aber dies darf den ewigen Gesetzen sittlicher Wesen, den ewigen Gesetzen der lohnenden uud strafenden Gerechtigkeit, doch keinen Eintrag thun. Unglückliche ohne Zahl schreien sterbend um Gerechtigkeitspflege, und sie muß ihnen irgend einmal gewährt werden.

Wahr ists, daß der Mensch der letzte Zweck der ganzen Erdenwelt sey. Was lässet sich über ihn hinaus weiter für ein höherer Zweck denken, als Er, die einzige Wesenart, welche nicht nur Ordnung und Schönheit in den Werken der Natur entdeckt, sondern auch wirklich Ordnung und Schönheit der Natur nachahmt, und durch Zusammenstellung der in der Natur zerstreuten Schönheiten, d. h. durch Kunst, oft noch die Schönheit der Natur übertrift? Ist der Mensch aber der letzte Zweck der ganzen Erdenwelt, so muß er fortdauern, und wenn er durch tausend Tode gehen sollte; denn der letzte Zweck eines ganzen Sterns muß schlechterdings etwas Unvergängliches, etwas Ewigdaurendes seyn, oder ein ganzer Stern

wäre am Ende umsonst und um nichts da; und wenn es dann um die letzten Zwecke der übrigen Sterne eben so stände, so wäre das ganze Weltall und das ganze Daseynswesen aller Dinge ein bloßes wahres Gaukelspiel. — — —

Ah, welche zum Glauben zwingende Kraft enthalten die Vernunftgründe für menschliche Fortdauer, wenn man sie so zusammendrängt! Das dacht' ich, das dacht' ich; Heil mir, ich habe nicht zu viel davon erwartet! Ich will geschwind versuchen, sie noch näher zusammen zu drängen. — —

Ist kein künftiges Leben für den Menschen, ist Tod für ihn Vernichtung, so hat er, der allenthalben Getröstete, für sein höchstes Seelenleiden nicht den geringsten Trost — so ist seine natürliche Sehnsucht nach Fortdauer ein wahrer Spott, den seine Natur mit ihm treibt — so ist seine Vernunft, die ihn Vorherwissen des Todes lehrt, die ärgste Strafe für ihn — so sind seine übergroßen Anlagen und Kräfte die sinnenloseste Verschwendung — so ist er ein Thor, daß er sie weiter ausbildet und anwendet, als nur sinnlichglücklich zu werden — so fällt aller Antrieb zu den edelsten Handlungen für ihn weg — so ist keine vollkommene Gerechtigkeitspflege der sittlichen Welt — so ist die Erde und Alles auf ihr am Ende platterdings ganz umsonst da.

Ist aber Tod nicht Vernichtung für den Menschen, lebt der Mensch im Tode fort: so hat er für sein größtes Leiden auch den größten Trost — so wird sein edelster Trieb, wie alle seine übrigen Triebe, befriedigt — so ist die Vernunft für ihn das höchste Geschenk — so sind alle seine Anlagen und Kräfte ein Meisterwerk von Ebenmässigkeit — so ist er ein Weiser, wenn er sie rastlos ausbildet und anwendet — so hat er den stärksten Antrieb, in allen Lagen des Lebens gut zu bleiben — so ist die allervollkommenste Gerechtigkeitspflege in der sittlichen Welt zu hoffen — so ist das Seyn und die ganze Einrichtung der Erde das Erhabenste, was man sich denken kann — — kurz, so ist allenthalben Uebereinstimmung, statt daß sonst allenthalben Widerspruch wäre; Uebereinstimmung zwischen den Trieben des Menschen, Uebereinstimmung zwischen den Anlagen und Trieben des Menschen, Uebereinstimmung in allen Anstalten, die um ihn her für ihn getroffen wurden, Uebereinstimmung in der gesammten Erdenwelt selbst — überall und überall die allervollkommenste, die allerbewundernswürdigste Uebereinstimmung. . . .

Nun, nun hat mein Glaube an meine Fortdauer jene Unerschütterlichkeit, die, wie der große Nazarener sprach, die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen, und so selig, wie ich

mich jetzt fühle, fühlte ich mich noch nie. O große über alles erhabene Bestimmung des Menschen! Nun hat Alles für mich einen größeren Anblick; nun nimmt jeder Gedanke in mir eine höhere Wendung. Ja, Ewigkeit! Ewigkeit! zum Glauben an dich eingeweiht, wird der Mensch erst Mensch.

(Tritt hinter dem Felsen hervor). Ha, wie majestätisch steigt sie herauf, die Königin des Lichts! Sonne, du Alles in Allem für die Erdenwelt, du versinnlichst mir jetzt gleichsam meine Erwartungen. Wie du nach dieser Nacht wieder Tag brachtest, so wird auch Tag wieder für mich werden nach der letzten meiner Nächte — Tag und ewiger Tag — und ich werde ewig in seinem Lichte wandeln.

Ende des ersten Theils.

Sintenis, Christian Friedrich,

Elpizon oder über meine Fortdauer im Tode

Bd.: Erster Band

Köln 1811

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Phil 3516 -1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11273802-4